UC-NRLF
$B 609 945

Clemens Thomas und Eduard von Steinle

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Fanferlieschen — Schönefüßchen.

1848.

Besitzer der Originalzeichnung unbekannt.

Digitized by Google

Clemens Brentano
und
Edward von Steinle
Dichtungen und Bilder

Herausgegeben von Alexander von Bernus und
Alfons M. von Steinle

Kempten und München
: Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung :

Die Platte zum Titelbild „Fanferlieschen Schönefüßchen“ ist Eigentum der E. v. Steinleschen Erben.

Von diesem Buche wurden einige Exemplare als Luxusausgabe auf feinstem Papier in elegantem Lederband hergestelit. Sie ist für 10 Mark im Buchhandei erhältlich.

Alle Rechte, insbesondere in Bezug auf die nach den Originalen aufgenommenen Reproduktionen der Steinleschen Bilder, vorbehalten.

Digitized by Google

PT
1825
A11
B4
1905
Mahl

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Widmung 9

Zur Einführung:

Clemens Brentano und Edward von Steinle. Innere Zusammenhänge 13

Clemens Brentano und Edward von Steinle in persönlichem und brieflichem Verkehr 16

Künstlerische Wechselwirkungen:

Als du geboren wardst, hast du geweint und alle haben gelacht, als du starbst, hast du gelacht und alle haben geweint. Hierzu ein Bild 27

Illustrationen zum „Leben der heiligen Jungfrau Maria". Hierzu eine Bildtafel . . 29

Krippenfeier des heiligen Franziskus. Hierzu ein Bild 31

Legende von der heiligen Marina. Hierzu ein Bild 33

Gedenkblatt an die Professoren Heinrich Klee und Johannes Möhler Hierzu ein Bild. 49

Die mehreren Wehmüller und die ungarischen Nationalgesichter. Hierzu zwei Bilder. 51

In memoriam:

Gedenkblatt an Clemens Brentano. Hierzu ein Bild 97

Das Clemenszimmer in Dr. von Guaitaschen Hause zu Frankfurt a. M. Hierzu sechs Bilder 99

Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf. Hierzu fünf Bilder . . . 103

Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen. Hierzu das Titelbild 135

Die Chronika eines fahrenden Schülers. Hierzu sieben Bilder 143

Graf Gockel. Hierzu ein Bild 209

Engel, die Gott zugesehen, Sonne, Mond und Sterne bauen, Sagen, Herr es ist auch schön, Mit dem Kind ins Nest zu schauen. Hierzu ein Bild 211

O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit. Hierzu ein Bild 213

Was reif in diesen Zeilen steht 217

Nachweisung der Originaltexte 219

200518

Digitized by Google

Widmung.

EUCH schreibt der Erbe DIESES zum Gedächtnis:
DANK, daß wir solche Stätte überkamen!
Wir aber, Andere im gleichen Rahmen,
Erneuen und beleben das Vermächtnis.

Um nicht am kargen Tage zu erlahmen,
Fiel also unser Teil, das IHR beschiedet,
Nun spenden wir, vom Heiligtum umfriedet,
Aus Höhn und Tiefen ewig goldnen Samen.

Zwei Steine aber, hier im Ring verschmiedet,
Die einmal einzeln EURE Freuden schmückten,
Die seien heute EUCH, IHR Ferngerückten,
In EUER Angedenken eingegliedet.

Und ihre Fassung trage EURE Namen:

FRIEDRICH UND SOPHIE SCHLOSSER
STIFT NEUBURG

Zur Einführung.

Clemens Brentano und Edward von Steinle.

Innere Zuſammenhänge.

„... Unter allen dieſen Kindern ſaß eines ein wenig abgeſondert, etwas ernſthafter auf ſeinem Kinderſtühlchen, es hatte ein großes Buch unterm Arm, ein Schmetterling lebte und ſtarb auf ſeinem Händchen. Es ſchien ein bißchen tiefſinnig, wie träumend, als ſei es einmal eine ſehr große breite Figur geweſen und konnte ſich noch nicht in alles recht finden.“ — So endigt das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, wo Alle in Kinder verwandelt werden, die um den Hahn Alektryo verſammelt lauſchen, wie er ihnen die vorangegangene Geſchichte erzählt. Das Kind aber, das abgeſondert ſaß, iſt Brentano ſelber — ein Kind, das ſinnlos, planlos war und im höchſten Grade aufnahmsfähig. Er allein hat die Romantik in ſich bewahrt und bis zuletzt gedichtet und gelebt, wie er vielleicht der einzige ganz reine Romantiker geweſen iſt. Bei allen anderen verfloß ſie und verblies, ſie wirkte hemmend hier und dort oder verlor ſich ganz im Zeitgeſchehen. Es iſt ſehr ſchmerzlich, dieſes zu erkennen und ſich bewußt zu werden, daß ſich die Sehnſucht nirgends hier erfüllen kann und mit der Jugend ſterben muß, ſie wende ſich denn einem fremden Sterne zu. — Die Verſe Eichendorffs:

Will ich ſingen, Lippen neigen
Sich auf mich und leidens nicht,
Und wie gerne mag ich ſchweigen,
Wird mein Leben zum Gedicht.

Und die Brentanos:

Und die in dem Hauſe dort wohnen
Sind heilig und wiſſen es nicht,
Sie ſpielen mit Kränzen und Kronen
Alltäglich ein neues Gedicht. ...

beſagen beide eines: die Poeſie zu leben und die gelebte Poeſie wieder zu verdichten. In allem aus der „ſchönen Kunſtfigur“ eine Naturfigur zu bilden. So griff Brentano wie ein Kind nach jedem Schmelz und jedem Flitter, um

Digitized by Google

alles Schöne und Erreichbare ins Leben einzuziehen. Doch auch das Unerreichbare. Und dieſes iſt der ſtete große Schmerz, und der: daß keine Luſt hier ewig werden kann. So blieb er bis zuletzt der ſchöne Fremdling, an den Sophie Mereau einſt ſchrieb: „Übrigens bitte ich Dich herzlich, laß dieſe Sehnſucht nur einen grauen wehmütigen Hintergrund ſein, auf welchem die lebendigen Regenbogenfarben der Gegenwart nur deſto heller glänzen. Alle Deine Wünſche ſind erfüllt. ... die Erde hat kein vollkommeneres Glück. Was begehrſt Du, einſiedleriſches Gemüt, denn noch mehr vom Leben?“ — —

Wenn der alternde Brentano ſich als Künſtler mehr und mehr verlor, ſo lag es daran, daß er nicht, wie andere Große, ſich einzig ſeinem Gotte unterwarf, ſondern ſich geiſtig und menſchlich einordnete, und alſo nicht mehr ſeinen eigenen Ton erheben konnte. Gelang ihm auch in ſpäteren Jahren manchmal noch Vollkommenes, ſo war es da, wo er, wie früher, nur künſtleriſch von ſeinem Stoffe überwältigt wurde. Am klarſten finden wir dies beſtätigt in der wundervollen „Legende von der heiligen Marina“. Hier iſt er angeregt vom erſt entſtandenen Kunſtwerk Steinles, nicht anfänglich vom legendaren Vorwurf. Es iſt ganz falſch, beweiſen zu wollen, was oft verſucht ward, daß in Brentanos früheſten Dichtungen im Kerne ſchon enthalten ſei, was ſich zuletzt bei ihm entfaltete. Zweifellos liegen unſere ſämtlichen Möglichkeiten bereits von Anfang in uns allen. Und ſo war dieſe eine jener vielen Inſeln, die ſeine Sehnſucht früh umſegelte, bis ſie ſchließlich bei ihr das Anker auswarf. Und wer mit feinſten Sinnen hinhorcht, wird bemerken, daß ſie auch da noch ganz geheim und unbewußt nach anderem ausſah. Es läßt ſich dieſes aber nirgends leſen, nur empfinden. —

Nicht ſo bei Steinle. Ihm iſt von Anbeginn ſein innerliches Leben vorgezeichnet. Die Kirche iſt bei ihm nicht nur ein Halt, an welchen er ſich klammert wie Brentano, wo wir uns eines mißlichen Gefühls nie ganz erwehren können. Bei Steinle iſt es der heilige und eingeborene Glaube an die einzige Erlöſung — der Glaube, vor dem wir uns in Andacht neigen. Und dieſe Sicherheit iſt es, die den umtriebenen Brentano menſchlich ſo zu Steinle hinzog. Daß er auch künſtleriſch ihn feſſelte, iſt leicht verſtändlich, denn ſchon beim jungen Steinle waren alle Anlagen, die den vollkommenen Künſtler ausmachen, am ſtärkſten vor den anderen, meiſt älteren Nazarenern, ausgeprägt. Und er hielt bis zuletzt, was er verſprach. Zweifellos iſt er der beſte Künſtler dieſer Schule, es haben ſich in ihm ihre feinſte Form und ihr reinſter Gehalt am edelſten verklärt. Wohl ſchufen Overbeck und Cornelius manches, was großzügiger erſcheint, aber bleibendere Werte, vielleicht die einzig bleibenden unter ihnen gab Steinle. Gemeinſam hatte er mit ihnen bei ſeinen meiſten Schöpfungen das Ausgehen

nicht so sehr von der anfänglichen bildhaften Vision, als von dem Gesagten oder der Idee. In dieser Art des Schaffens liegt der Hauptgrund, weshalb die Nazarener als Zeichner besser waren wie als Maler, und hierauf ist zurückzuführen, daß sie sehr oft beim rein Darstellerischen stehen blieben und nur selten zur geheimnisvollen Belebung und Beseelung kamen. Steinle, als dem künstlerischsten unter ihnen, gelang auch dieses, wiewohl nicht immer, aber doch häufig und zuweilen ganz vollkommen, denn das Himmlische und Sinnliche trug er gleich lebendig in sich. Und so ergab sich es von selber, daß Brentano, bei dem er alle für ihn bestimmte Vorbedingungen: das Sagen und das Spielen im Übermaße fand, treibend und befruchtend auf ihn wirken mußte. Brentano seinerseits genoß die edle Gelassenheit des jungen Künstlers, der vieles bildete, um das er Schmerzen trug, er liebte und verehrte ihn, denn er fühlte: Steinle war seines Himmels sicher. — So kam es zwischen beiden, dem gealterten Dichter und dem erst voll bewußt gewordenen Maler, zu der nahen und ergreifenden Freundschaft und zu der künstlerischen Wechselwirkung, wie wir sie hier im Buch vereinigt geben.

Stift Neuburg, im Herbst 1909.

Alexander von Bernus.

Clemens Brentano und Edward von Steinle in persönlichem und brieflichem Verkehr.

Steinle hatte, von Rom zurückgekehrt, in Wien im Schiegelschen Kreise viel von und über Clemens Brentano gehört und sich gerade keine ihn anziehende Vorstellung von demselben gemacht. Als er im Jahre 1837 nach Deutschland und an den Rhein fuhr, lernte er Clemens Bruder, Christian kennen, der ihn aufforderte, in München, wo sich Steinle auf der Rückreise nach Wien aufzuhalten gedachte, seinen Bruder Clemens zu besuchen. Steinle wollte eigentlich dieser Aufforderung nicht Folge leisten. Wie er aber dann doch gegen seinen Willen die Bekanntschaft des Dichters machte, und wie aus dieser sofort eine innige Freundschaft erwuchs, hat Steinle in der folgenden schriftlichen Aufzeichnung wiedergegeben.

„In München hatte ich an Professor Schlotthauer einen Brief abzugeben und wurde in die Glockenstraß 11 gewiesen. Ich hatte keine Ahnung, daß Clemens bei diesem wohne. Bei Schlotthauer erschien hinter der Magd, welche mir sagte, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, ein breitschulteriger Mann mit bedeutendem Gesichte, großen dunklen Augen und eisenfarbenen Locken um die Stirne; er hatte einen grauen Schlafrock an. ‚Wer sind Sie?' fragte er mich mit sonorer Stimme. Mein Gedanke war: Das muß Clemens Brentano sein! Als ich meinen Namen sagte, sprach er: ‚Kommen Sie zu mir herein!' Er ging vorauf durch einen Gang in sein Arbeitszimmer, bat mich, die Tür nur anzuziehen, damit die Schwalbe, welche ihr Nest vor seiner Türe hatte, durch Fenster und Tür der Stube kommen könne. Er schob mir mit dem Fuße einen Stuhl hin, nachdem er sich hinter einen Tannenholztisch in seinen nur auf der linken Seite mit einer Lehne versehenen Stuhl gesetzt hatte. Das Zimmer war voll von Büchergestellen; ihm gegenüber aber hing ein großes Kruzifix und ein schönes Bild der heiligen Katharina von Siena. Von diesem hat er mir später wiederholt gesagt, geradeso habe Anna Katharina Emmerich ausgesehen. Das an dieses Zimmer anstoßende Schlafzimmer hatte ebenfalls nur Büchergestelle, und über dem sehr ärmlichen Bette hing ein großes Muttergottesbild auf Goldgrund aus der Cranach-

Digitized by Google

schen Schule. Die Möbel waren Tannenholz und sauber gescheuert. Clemens machte mir nun wohl über eine Stunde lang eine sehr merkwürdige Schilderung seiner selbst. Als er endete, waren wir Freunde. Ich war damals 27 Jahre alt, er an die sechzig."

Bei dieser Schilderung seiner selbst tat Brentano die Äußerung: „Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, denn ich kann kein Glas Wasser füllen, ohne daß das Wasser über den Tisch läuft." In dem Briefe an Emilie Linder, in welchem Steinle diese Äußerung wiedergibt (19. August 1862), fügt er bei: „Wie wahr hat Clemens sich selber geschildert!"

Während dieses ersten Aufenthaltes Steinles in München ging er täglich zu Brentano und machte mit diesem Spaziergänge, die meist in irgend einem Biergarten endigten. Dann zog Brentano aus einer der großen Taschen seines weiten Rockes ein Manuskript hervor und las dem Künstler vor. Unter anderem muß er auf diese Weise denselben mit dem damals noch ungedruckten „Märchen vom Rhein und dem Müller Radlauf" bekannt gemacht und ihn angeregt haben, ihm zu der beabsichtigten Ausgabe desselben Zeichnungen zu machen.

Auch verschiedene andere Themen zu Kompositionen wurden besprochen. Brentano ließ aus einem „alten Jesuitenbüchlein" für Steinle die Erzählung von der Krippenfeier des hl. Franziskus[1]) und aus seinem Exemplar des „Leben der Heiligen" ihm die Legenden von der hl. Marina und der hl. Euphrosyne herausschreiben. Und als Steinle nach Wien zurückfuhr, begleitete ihn Brentano an den Postwagen und trug ihm auf, ihm eine für Frl. Linder bestimmte Zeichnung zu den Worten zu machen: „Als du geboren wardst, hast du geweint und alle haben gelacht; als du starbst, hast du gelacht und alle haben geweint."

An die persönlich geschlossene Bekanntschaft schloß sich alsbald bis zu Brentanos Tod ein lebhafter Briefwechsel, welcher von mir in „Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden"[2]) vollständig herausgegeben ist. In diesem Briefwechsel spricht Brentano nicht nur über die einzelnen ihm vorkommenden Werke Steinles und dessen Kunst, sondern auch im allgemeinen über Kunst und Künstler. So schreibt er gleich in seinem zweiten Briefe an Steinle (27. Oktober 1837):

„In den Werken der bildenden Kunst ist weit mehr Fortpflanzung als Schöpferisches. Ein Künstler kann keine Form geben, von welcher er nicht wenigstens den Grundton aus jenen empfangen hat, welche ihm ebenso unwillkürlich die Form gaben."

---

[1]) Brentano an Steinle 8. 6. 40.

[2]) Freiburg i. B. Herder 1897, 2 Bde.

„Es gibt gepriesene Kunstwerke und hochverehrte Künstler, an denen alles Schminke und Lüge ist, selbst die Naivität und Wahrheit — und sie selbst wissen es nicht einmal."

Nach Empfang der Zeichnung: „St. Francisci Krippenfeier" schreibt Brentano (3. Januar 1838) an Steinle:

„Es ruht auf der Zeichnung der Ausdruck von großer, inniger, einfältiger Andacht. Alles atmet Friede, et in terra pax hominibus ist meisterhaft oder vielmehr gottesschülerhaft darin ausgedrückt. Das Wort meisterhaft ist mir für Ihre Arbeiten etwas zu impertinent. Christenwerke sind nie meisterhaft, höchstens die von Cornelius, Kaulbach usw. Je n'en veux pas — auf den Meisterwerken ruht kein Duft des Herzens von innen heraus, sie haben kein Kindchen im Augapfel, sie sind kalt, korrekt, ihr Tau ist kalter Niederschlag des Kennerlobes auf der glatten Fläche, die nicht immer nach gesundem Odem schmeckt."

Im Jahre 1838 weilte Steinle vom 3. August bis 18. Oktober in München, um dort Kartons für die Fresken auf Rheineck zu zeichnen und sich bei Cornelius im Freskomalen zu üben. Er wohnte damals bei Brentano. Der beinahe sechswöchentliche tägliche persönliche Verkehr vertiefte die merkwürdige Freundschaft zwischen dem 60jährigen Dichter und dem 28jährigen Künstler.

Die namentlich an Legenden und Sagen reiche Bibliothek Brentanos gab reichlichen Stoff zur Besprechung künstlerischer Entwürfe, bei denen Brentanos Phantasie sich bis ins Unmögliche erging. In Erinnerung an diese Münchner Periode schrieb Steinle an den Verfasser der Brentanobiographie P. J. B. Diel am 28. Januar 1873: „Das nach der Natur im Bilde Mögliche, diese Grenze und Abgeschlossenheit verstand der Meister des geflügelten Wortes nicht. Seine Entwürfe zu Bildern gingen meist ins Unendliche und Unmögliche — merkte er es selber, so schloß er mit einem geistreichen Witze."

Besonders beschäftigte Brentanos Phantasie damals die Legende von der hl. Ursula, zu deren bildlichen Darstellung er den jungen Freund zu veranlassen suchte. Nach Schluß des Münchner Aufenthaltes kommt er in den Briefen an Steinle mehrfach und noch in seinem letzten Lebensjahre auf diesen Gegenstand zurück, während Steinle auf denselben nicht einging. Ihm war offenbar diese höchst phantastische, an die Ritterromane der Kreuzzugsperiode erinnernde Legende, deren Schauplatz die ganze damals bekannte Welt bildet, kein in einem Bilde zu fassender Gegenstand. Auf die letzterfolgte Anregung Brentanos in bezug auf diesen Gegenstand schrieb ihm Steinle (23. April 1842): „Ich kann nicht sagen, daß ich gerade jetzt einen löblichen Gedanken für ein Ölbild im Sinne habe und kann nicht leugnen, daß mir Ihre Vorschläge für ein solches zu ausgedehnt reich erscheinen, indem ein solches Bild wohl Jahre in

Anspruch nehmen würde ... Die Ursula kann ich mir nur ganz groß denken. Erwägen Sie die Sache, in gewissen Schranken jedoch, noch einmal. Ich will es meinerseits auch tun."

Einen wesentlichen Gegenstand der künstlerischen Besprechungen bildeten die Steinle durch Brentano aufgetragenen Zeichnungen zum Leben Mariä nach den Gesichten Anna Katharina Emmerichs; in Steinles Nachlaß finden sich eine ganze Reihe mit gewöhnlicher Schreibtinte aufgezeichneter, mit schriftlichen Erklärungen versehener Entwürfe zu diesen Illustrationen. Und es erscheint mir außer Zweifel, daß dieselben entstanden sind, während der Dichter dem Maler die betreffenden Angaben aus seinem Manuskripte vorlas.

Als das Zusammensein zu Ende ging, schenkte Brentano dem scheidenden Steinle aus seiner Bibliothek eine zweibändige Legendensammlung „Der lieben Hailigen Leben", gedruckt zu Augsburg von Meister Hansen Ottmar 1513, in deren ersten Band er geschrieben hat:

„Adieu, lieber Steinle, vergessen Sie alles Böse von mir und helfen es mit Gebet tilgen, gedenken Sie des wenigen Guten und legen es auf Zinsen. München, den 18. Oktober 1838. Von Herzen Ihr Clemens Brentano."

Dieses Legendenwerk ward für Steinle die Quelle vieler späterer Darstellungen.

Nachdem Steinle im November dem Dichter die ersten gezeichneten Holzstöcke zum „Leben Mariä" geschickt hatte, schrieb ihm Brentano am 20. November 1838:

„Liebster Freund! Als ich Ihre gezeichneten Holzstöcke ansah, bewegte Gott mein Herz zu innigem Dank, denn ich fühle mit tiefer Rührung, daß er mir einen Menschen gesendet, der an meiner mühseligen Lebensaufgabe einigen Anteil nimmt, damit ich nicht ganz in ihr vereinsame. Sie können nicht denken, wie so etwas mir das Leben und den Mut festet; ich sehe, der barmherzige Gott will mir helfen, ich soll fortarbeiten, er hat mir den lieben Steinle zur Hilfe gesendet. Glauben Sie mir, es ist dies keine Redensart, es geht von Herzen, und wenn ich Ihnen meine Liebe nicht lebhafter beweise, so ist dies allein, weil ich es nicht wage, um nicht zu sehr getroffen zu werden, so Sie sich von mir wendeten."

Die herzliche Zuneigung, welche Brentano zu dem jungen Künstler erfaßt hatte, brachte ihn bald auf den Gedanken, diesen nach München zu ziehen.

„Ich sehe täglich mehr ein," schreibt er ihm am 27. März 1839, „daß nur durch Sie ein Heil in die hiesige Künstlerschaft kommen könnte, ja ich bin überzeugt, Sie könnten hier eine Schule gründen, welche bald alle anderen in Deutschland überflügeln und reichlich bestehen würde.

„Würde es möglich, daß Sie mit mir an einem Orte lebten, ich würde alles, was mir möglich, für Sie und mit Ihnen tun, ja, mich sogar in moralischer und religiöser Hinsicht unter Ihre Leitung begeben. Jetzt schon oft danke ich Gott, daß ich Sie kenne und liebe und Sie mir auch wohlwollen! Ich freue mich auf nichts so sehr, als daß ich Sie wiedersehe!"

Dies Wiedersehen fand im April 1839 statt, als Steinle über München nach Rheineck fuhr, um dort seinen Freskenzyklus zu beginnen. Auch jetzt wohnte er wieder bei Brentano.

Daß des Dichters Begeisterung für die Werke seines jungen Freundes keine blinde Vorliebe oder Voreingenommenheit waren, sondern dem echt künstlerischen Gefühl Brentanos für Steinles Grazie und Unmittelbarkeit entsprangen, dafür zeugt schon der erste Brief Brentanos nach dem letzten Zusammensein.

Steinle hatte, um Brentanos Urteil zu hören, eine für Frau von Schlegel in Wien bestimmte Zeichnung an diesen geschickt. Derselbe schreibt am 26. Mai 1839:

„Die Zeichnung Vers III aus dem Ave Maris stella erhielt ich drei Tage nach Ihrem Briefe und sende sie Ihrem Auftrage gemäß an Frau von Schlegel. Sie schreiben: „Seien Sie nachsichtig mit dem armen Kinde" — das paßt nicht zu Ihnen. Schonung im Urteil verdienen Sie nicht; Sie sind nicht schwach, nicht arm, auch kein Frauenzimmer; Sie verstehen Ihre Kunst, haben Liebe, Talent, Fertigkeit und Genie usw. Es muß Sie interessieren, zu hören, was Ihre Arbeiten für einen Eindruck auf mich machen. Andere werden es Ihnen nicht so frischweg sagen. Ihre Arbeiten ergötzen alle Leute, schreiben Sie selbst, was kann Sie mein Urteil stören? — Ein großer Musiker und Sänger ist nicht alle Tage ein Orpheus; einmal dichtet und singt er begeistert, neu und vortrefflich, ein andermal duldet er einen alten Gassenhauer, und wärs ein himmlischer aus der Milchstraße, so vor sich hin, hierauf hat er den Schnupfen, dann den Husten usw. Von allen Ihren Arbeiten haben mir bis jetzt die Zeichnungen zu meinen Holzstöcken am besten gefallen, ich danke — und dann der Marinus, dann usw. Das Maris stella entspricht mir weniger, es ist mir zu herkömmlich; soll aber das Herkömmliche nicht an das Monotone und Langweilige grenzen, so muß es im höchsten Grade schön und begeistert und großartig sein; ich kann aber hier nur fühlen, daß es nicht u n s c h ö n, nicht unbegeistert, nicht ungroßartig, — aber es gefällt mir nicht, obschon es mir nicht mißfällt ... Am wenigsten gefällt darin die architektonische Anordnung, wo Gott Vater und Sohn auf den unbequemen Zinnen einer gotischen Mauer sitzen. Kaum hatte ich den oberen Teil der Zeichnung aufgerollt, da wußte ich schon alles, und nichts überraschet

mich mehr. Dann war ich auch nie ein Gönner jener kurios aufgesperrten Overbeckschen Engelsmäuler, die ebensogut Makkaroni äßen als sängen usw. Aber das ist viel gewagt, daß ich so ins Zeug schwätze. Sie sitzen im Hanfsamen und könnten mir am Ende aus lauter Sehnsucht nach Ihrer Frau ernstlich böse werden. Aber ich wage es darauf los; was wären wir uns denn, wenn wir nicht aus dem Herzen sprächen? Deutlich aber zu sprechen, mißfällt mir an der Zeichnung nur, was nicht von Ihnen ist."

Immer wieder kommt Brentano dann auf seinen Plan zurück, Steinle nach München zu ziehen, um der Münchner Kunstmisere aufzuhelfen, die „alles würdigen Grundes entbehrt und hauptsächlich auf sinnlicher Großtuerei wurzelt". Steinle aber hatte sich durch Veit und die Frankfurter Freunde Schlosser, Steingaß und Bernus bewegen lassen, zunächst für einige Jahre in Frankfurt seinen Aufenthalt zu nehmen. Die auf Brentanos Veranlassung durch Vermittlung Fräulein Linders von Overbeck beim König von Bayern unternommenen Schritte, Steinle nach München zu ziehen, blieben auch erfolglos und auf Brentanos Vorschlag, sich ohne Berufung von sich aus in München zu etablieren, wollte Steinle aus Rücksicht auf seine anwachsende Familie nicht eingehen. In Rücksicht auf seine Rheinecker Arbeit und eine ganze Reihe von Frankfurter Aufträgen mußte er auch auf die Aufforderung Brentanos, mit ihm ein Gebetbuch mit Illustrationen herauszugeben, ablehnend antworten.

Wohl hauptsächlich auf Betreiben Böhmers, welchem die Herausgabe der von ihm in Reinschrift abgeschriebenen Manuskripte der „Märchen" und der „Romanzen vom Rosenkranze" sehr am Herzen lag, gingen die Brüder Georg und Christian den alternden und häufig an schwerer Melancholie leidenden Dichter im Sommer 1841 eifrig an, nach Frankfurt zu kommen. Brentano schrieb am 3. Juli 1841 an Steinle: „Domdechant Weis von Speier war einige Tage hier und sagte, daß Sie den Sommer bei Schlosser in Heidelberg seien. Das wäre mir sehr nötig zu wissen, denn dann komme ich nicht nach Frankfurt. Was soll ich dort ohne Sie? Ich dachte gegen Ende Juli dort zu sein, und etwa sechs Wochen zu bleiben. Sind Sie in Heidelberg, so melden Sie es mir und ich bleibe hier."

Steinle antwortet am 13. Juli 1841:

„Kommen Sie bald! Ich wollte, Sie wären schon da. Ich bin leider hier in Soden meiner Gesundheit wegen und wollte allerdings etwa auf 14 Tage bei Schlossers eine Nachkur halten, doch habe ich diesen Gedanken schon vor Empfang Ihrer Zeilen aufgegeben, weil ich dachte, Sie müßten bald hier eintreffen. Wenn Sie, teurer Freund, nach Frankfurt kommen, so kann ich unmöglich irgendwo anders sein, als eben auch da."

Digitized by Google

Gleichwohl verzögerte ſich Brentanos Reiſe in die alte Heimat noch bis zum September, wo Brentano eines Tages unangemeldet bei ſeinem Bruder Chriſtian in Aſchaffenburg eintraf. Steinle holte gemeinſam mit den Geſchwiſtern Georg Brentano und Ludovica Des Bordes den Freund von dort nach Frankfurt ab. Hier fühlte ſich der Dichter im Verkehr mit ſeinen Geſchwiſtern und dem lieben jungen Freunde bald, die anfängliche Zurückhaltung abſtreifend, heimiſch. Er unternahm mit Steinle eine mehrtägige Rheinreiſe, zeigte dieſem die Örtlichkeiten, wo ſein Rheinmärchen ſpielt, um ihn zu ermuntern, zu demſelben ganz einfache Zeichnungen zu machen. In Frankfurt verbrachte er die meiſte Zeit ebenfalls mit Steinle, am Tage in deſſen Atelier, abends im Kreiſe von deſſen Familie und zugezogenen Freunde. Dann las er aus ſeinen Manuſkripten vor, ſang auch zur Gitarre von ſeinen Liedern, namentlich das ſchöne Rheinlied: „Nun gute Nacht, mein Leben“ und erzählte den Kindern Märchen aus dem Stegreif. Bei einer ſolchen Vorleſung, der der „Mehreren Wehmüller“, zeichnete Steinle das Porträt des vorleſenden Dichters und unter demſelben die Geſtalt des geigenſpielenden Zigeuners Michaly. Steinle ſchenkte die Zeichnung dem bei der Vorleſung anweſenden „Großmütterchen“, der Frau Marianne von Willemer[1]), aus deren Beſitz ſie in den der Frau Rat Schloſſer überging, von wo ſie ſich auf den jetzigen Beſitzer des Stiftes Neuburg vererbte.

Ob es ſeinen Verwandten im Verein mit dem Freunde Steinle gelungen wäre, den Dichter in der alten Heimat feſtzuhalten, wie ſeine Biographen Diel-Kreiten vermuten, mag dahingeſtellt bleiben. Er hielt nicht ſo ſehr die von den Frankfurter Freunden gewünſchte Herausgabe ſeiner Dichtungen, als vielmehr diejenige der Geſichte der Anna Katharina Emmerich für ſeine „Lebensaufgabe“. Und bei dieſer Arbeit brauchte er die Unterſtützung ſeines Münchner Freundes, des Theologen Haneberg, mit dem er recht eigentlich zum Zwecke der Zuſammenarbeit eine gemeinſame Wohnung bezogen hatte. Als daher im November auf der Durchreiſe Profeſſor Schlotthauer ihn in Frankfurt beſuchte und ihm ſeine Begleitung für die Rückreiſe anbot, ſah er offenbar darin einen Wink, an ſein „Lebenswerk“ zurückzukehren und verließ mit dieſem am 24. November Frankfurt wieder.

In den Ateliergeſprächen muß, den nach der Abreiſe gewechſelten Briefen zufolge, wieder die Legende von der hl. Urſula Gegenſtand von Plänen Brentanos geweſen ſein und er ſcheint Steinles Bedenken über das allzu Phantaſtiſche derſelben durch Erzählungen aus den Geſichten der Emmerich über dieſen Gegenſtand bekämpft zu haben, die Steinle veranlaßten, ihn zu bitten, ihm die be-

[1]) Steinle an Emilie Linder, 15. Sept. 1842. Briefwechſel 2. S. 147.

treffenden Stellen ausschreiben zu lassen. Es ist schon oben erwähnt, wie Steinle trotzdem nicht an die Sache heranging.

In das letzte Lebensjahr Brentanos fällt nur noch ein zweimaliger Briefwechsel der beiden Freunde, der eine Brief Brentanos hochinteressant durch seine freie und unvoreingenommene Äußerung über den um Overbecks Frankfurter Bild „Der Triumph der Religion in den Künsten" entstandenen literarischen Kampf.

Als Brentano schwerkrank im Juli 1842 nach Aschaffenburg kam, um dort zu sterben, war es Steinle noch vergönnt, ihm mit dem gemeinsamen Freunde van der Meulen einen Tag hindurch Pflege angedeihen zu lassen. In der trügerischen Ansicht einer eingetretenen Besserung reisten die Freunde am 27. Juli nach Frankfurt zurück, um schon anderen Tages die Nachricht vom Tode desselben zu erhalten.

Steinle schrieb, als ihn kurz nach des Freundes Tod Emilie Linder aufforderte, nach jener Zeichnung im Besitze Frau Willemers ein Porträt des Verstorbenen zu malen, an diese:

„Clemens ganzes Wesen und dessen innerer Reichtum, sein Frieden und Unfrieden, seine große innere Frömmigkeit und Treue, die am Ende über alle oft sprühende Unfrömmigkeit den Sieg davongetragen, sein Kämpfen und Sehnen, all dies war in seiner Physiognomie ausgeprägt. Kindliche Schelmerei und Herzlichkeit mit ganz tiefem männlichen Ernst, ein gründlicher Haß und Verachtung jeder Eitelkeit mit einem unbefangenen Wohlgefallen an allem, was ihm gelungen, Furcht und die entschiedenste Entschlossenheit, die Wahrheit gerade herauszusagen, Gedächtnis, Wissen, Phantasie (von der er sagte, sie habe bei der Schöpfung mitgearbeitet und recht wesentlichen Teil daran genommen), über all das seine mächtige Poesie und dies alles unter ein von allen Seiten gelüftetes aber doch treu bewahrtes Schürzchen kindlichen Gehorsams gegen seine Mutter, die Kirche, gebracht usw. usw. Wer kann dies malen? Gott hat es ihm verliehen, uns aber geliehen und wir mußten es wieder abgeben."

A. M. v. St.

Künſtleriſche Wechſelwirkungen.

Als du geboren wurdeſt, haſt du geweint ꝛc.

1837.

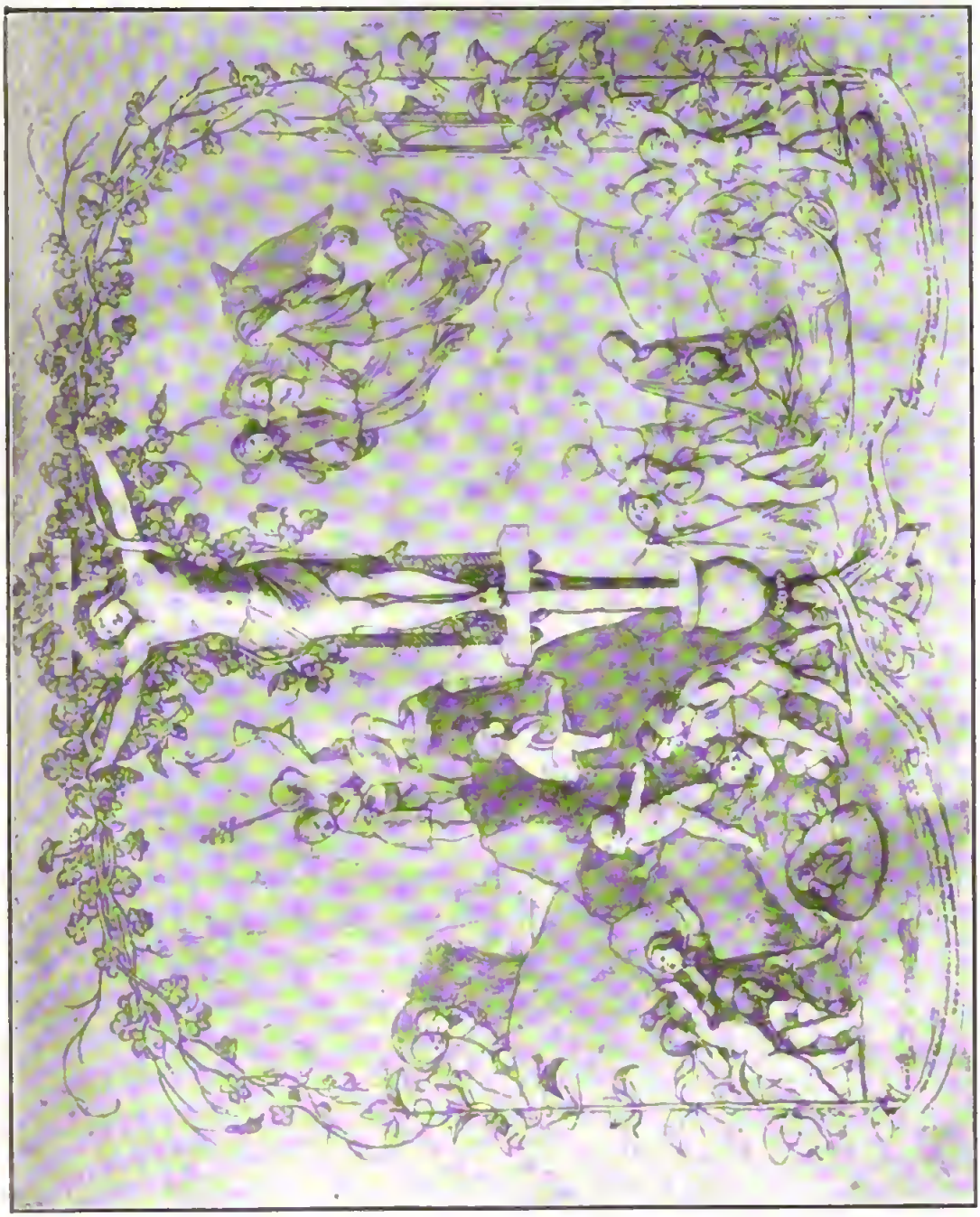
Kunſtmuſeum der Stadt Baſel.

Als du geboren wurdest, hast du geweint ꝛc.

1837.

Kunstmuseum der Stadt Basel.

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Als du geboren wardſt, haſt du geweint und alle haben gelacht; als du ſtarbſt, haſt du gelacht und alle haben geweint.

Steinle muß ſich ſchon ſehr bald nach ſeiner Rückkehr nach Wien an die ihm zu obigem Spruch von Brentano aufgetragene Zeichnung gemacht haben, denn ſchon mit Brief vom 21. September 1837 meldet er dem Dichter, daß er die Zeichnung an ihn durch Buchhändler Goll aus München überſandt habe.

„Sie wird bei Ihnen keines Kommentars bedürfen, wohl aber der Bitte, ſie mit nachſichtigen Augen anzuſehen und zu prüfen. Ich ſtehe dabei die größte Angſt aus, würde aber große Freude haben, wenn ich Ihnen Freude machen könnte, wenn das Ganze auch nur in geringem Grade Ihren Wünſchen entſpricht. Ja oder nein? — Laſſen Sie mich das recht bald hören. Das Band, welches um den Leidenskelch und die Dornenſtengel gewunden iſt, habe ich aus dem Grunde leer gelaſſen, Ihnen frei zu ſtellen, den Spruch ſelber oder etwas anders darin anzubringen."

Brentano zeigte den Empfang der Zeichnung mit Brief vom 27. Oktober 1837 an.

„Nochmals danke ich Ihnen herzlich für Ihre treffliche Zeichnung. Mehrere tiefe Menſchen, die ſie geſehen, waren gerührt und erbaut durch dieſelbe. Ich ſelbſt, lieber Steinle, folge mit aller meiner Empfindung, allem meinem Urteil ſolchen Seelen gern. Folgendes habe ich auf das Band geſchrieben:

Am Morgen an das Licht der Welt getreten,
Mußt ob dem Scheinen
Ich ſo bitter weinen,
Da alle um die nackte Wahrheit lachten,
Die ſie zu nähren und zu weihen brachten.
Am Mittag lernt ich zu dem Keltrer beten,
Dem wahren, reinen
Weinſtock mich zu einen,
Weil ſo allein ein Reblein muß verſchmachten.

Am Abend treue Engel mit mir fiehten,
Die unter Weinen
Aller aus dem Scheinen
Zum Himmelslicht Liebſeelchen lächelnd brachten.
Die Hülle mag der ſtille Mond betrachten,
Dort wirds nicht nachten.

Sie ſind zu beneiden, lieber Freund; Sie verraten in Ihrem Briefe noch jenes kindliche Zagen, ob Ihre Arbeit auch anderen das biete, was Sie ſelbſt mit herzlicher Liebe hineingelegt zu haben wünſchen. . . . Ich glaube, daß ein frommer, denkender, empfindſamer Künſtler wie Sie nie einen gründlichen Tadel, außer von abgeſchmackten Menſchen, zu erwarten hat."

Der Brief ſchließt: „Adieu, I hob a Steinle auf'm Herzen."

Nachſchrift: „Wenn Sie auch nichts anderes ſchreiben wollen, ſo melden Sie doch auf einem Zettelchen, wie Sie ſich die Bedeutung aller Figuren Ihrer Zeichnung gedacht. Wir wünſchen auch Ihre Meinung zu hören."

Steinle antwortete mit Brief vom 6. November 1837:

„Das was ich meinte, iſt wenig und nur Ihrem Wunſche zulieb hier verzeichnet. In dem Felde, in dem der Weinſtock wurzelt, dachte ich mir die Kirche, von der durch die hl. Sakramente alle Nahrung und aller Unterhalt eines armen Lebens herabgebracht wird. Denen dieſe Sorge anvertraut iſt, die ſtehen höher als die übrigen. Der Sänger, der in des Felſens Schatten ſitzt, bedeutet alle Kunſt, die nur an ſolchem Ort gedeihen mag. In den unteren Kindern wollte ich nichts anderes ausdrücken, als wie ſich eben chriſtlich Freude und Schmerz äußert. Den Buben, der die Glocke zieht, dachte ich mir als Anzeiger irdiſcher Vergänglichkeit, den Kelch in der Mitte aber als das Behältnis (Tabernakel), in dem ſich der Kelterer als Wein der Liebe uns zum Erſatz und Unterpfand aufbewahrt hat."

„An die Chriſtmeſſe des hl. Franziskus habe ich bisher nicht näher gedacht; indeſſen da Sie es wünſchen, will ich recht bald Hand anlegen und mich daran erfreuen, wie ein Kind an Weihnachten, wo es goldne Äpfel gibt.... Mein Herz brennt a no!"

Die Zeichnung iſt hier zum erſtenmal reproduziert. Das Original befindet ſich als Vermächtnis des Fräulein Emilie Linder im Muſeum zu Baſel, im Katalog als „Allegorie auf Geburt und Tod" bezeichnet.

A. M. v. St.

Illustrationen zum Leben der hl. Jungfrau Maria.

1838/39.

Nach den Original-Holzschnitten.

Digitized by Google

Illustrationen zum Leben der hl. Jungfrau Maria.

1818 30.

Nach den Original-Gemälden.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Illustrationen

zum

„Leben der heiligen Jungfrau Maria".

Aus seinen Aufzeichnungen der Gesichte der Nonne von Dülmen hat Clemens Brentano selbst mehrere Betrachtungsbücher fertiggestellt. So hatte er außer dem „Bitteren Leiden unseres Herrn" das „Leben der hl. Jungfrau Mariä" vollständig zusammengestellt und 1841 mit dessen Druck begonnen. In den von Anna Katharine Emmerich gegebenen Darstellungen von Ereignissen und Personen kommen eine große Anzahl genau angegebener Kostüme- und anderer Beschreibungen vor, welche es dem Herausgeber erwünscht scheinen lassen mußten, zum Verständnisse derselben dem Buche Illustrationen beizugeben. Mit Brief vom 2. Januar 1838 ersuchte er Steinle, ihm für die „Lehrjahre Christi" (von denen das Leben Mariä einen Teil bildete) „einige einzelne Figuren, etwa 2½ Zoll hoch, in höchst einfacher Ausführung auf Holzstöcke zu zeichnen". Steinle ging gern auf diesen Wunsch ein, fertigte schon im Frühjahr 1838 einige der Zeichnungen, andere brachte er bei seinem zweite Besuche bei Brentano mit nach München und empfing dort vom Dichter die näheren Angaben für die weiter auszuführenden. Im ganzen sind 22 Illustrationen für das „Leben Mariä" von Steinle direkt auf die vom Holzschneider zu schneidenden Holzstöcke gezeichnet worden, und in der nach dem Tode Brentanos im Jahre 1852 erst im Druck vollendeten Ausgabe des Lebens Mariä erschienen. (München, Lit.-Art. Anst.)

Auf der hier beigegebenen Reproduktion sind folgende fünf dieser Illustrationen in der Größe der Originale wiedergegeben:

1. Links oben: Maria bei der Verkündigung.
2. Rechts oben: Die Erscheinung, welche die hl. drei Könige in „ihrem Stern“ schauten.
3. In der Mitte: Das Kind Maria, wie es zu seiner Darstellung im Tempel bekleidet war.
4. 5. Beiderseits hiervon: Joseph und Maria in ihren Hochzeitsgewändern.

Die hier unter 2 bis 5 wiedergegebenen Bilder hat Steinle in späterer Zeit in vergrößertem Maßstabe teils als Tusche-, teils als Bleistiftzeichnungen, eines davon (Nr. 2) als Aquarell ausgeführt und Frau Antonie Brentano-Birkenstock zum Geschenk gemacht.

A. M. v. St.

St. Francisci Krippenfeier.

1837.

Kunstmuseum der Stadt Basel.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Krippenfeier des heiligen Franziskus.

Die Legende zu diesem Bilde hatte Brentano dem Künstler bei seinem ersten Aufenthalte in München aus einem „alten Jesuitenbüchlein" herausschreiben lassen. Steinle vollendete die Zeichnung im Dezember 1837 in Wien. Als das Blatt im Jahre 1840 durch Knauth litographiert wurde, fertigte Brentano auf Wunsch der Eigentümerin der Zeichnung, Frl. Emilie Linder, zu derselben das nachfolgende Gedicht, welches auf dem Rand der Litographien abgedruckt ist:

Als Sankt Franziskus bat am Heilgen Stuhl zu Rom,
Wollt gern Honorius dem frommen Sohn erlauben
Ein bildlich Weihnachtsfest, drauß unterm Sternendom
Im offnen Hirtenfeld, zu Trost dem Kinderglauben.

O wohl ein Gloria, wie es die Lerche sang,
Die ihrer Flüglein Tau zum Lichte opfernd zückte,
Ein Gloria, das still der Jungfrau Herz durchdrang,
Als Licht vom wahren Licht in Mutteraugen blickte.

Und kindlich hat Sankt Franz darauf zum erstenmal
Mit einer Krippe Bau die heilge Nacht gefeiert,
Im Feld bei Breccia im Theatiner-Tal
Schuf er die Kinderlust, die jährlich sich erneuert.

In Lichtes Widerstrahl, des Gloria Wiederhall
Vom Fels der Kirche her, das Engel einst gesungen
In Bethlems Hirtental dem Kindlein in dem Stall,
Weckt Franz im Hirtenmund und auf der Priester Zungen.

Er ſtellt die Krippe auf bei Ochs und Eſelein,
Vom Lampenlicht umſtrahlt, in ſtiller Felſenzelle,
Dort bei dem Kindlein kniet die heilge Mutter rein,
Und Joſeph, und die Schar der Hirten an der Schwelle.

Im Jahr zwölfhundertdreiundzwanzig rief Sankt Franz
Im Tal hier ſo hervor der Unſchuld Andachtsquelle,
Die Weihnachtslichterluſt und Kinderaugenglanz
Herſpiegelt bis zu uns an ernſter Zukunft Schwelle.

Er lehrt das Schäfervolk, der Hirtenmägdlein Schar
Bei Flötenklang und Sang empor die Herzen ſchwingen,
Da an der Krippe Fuß die Prieſter am Altar
Der heilgen Weihenacht dreifaches Opfer bringen.

Aus dieſer Quelle hat des Künſtlers treue Hand,
Da ſie dies Bild entwarf, ſich ſelbſt und euch geſegnet,
Ihr Kinderherzen, die des Bildes Sinn erkannt,
Und dieſes arme Lied, das ſeinem Sinn begegnet.

Und dreimal ſchon ſang Franz das Evangelium,
Als ſeiner Rede Glut erweckt die Morgenröte,
Da jauchzt der Widerhall in Berg und Tal ringsum
Von Lerch und Hirtenſang, Schalmeienklang und Flöte:

Nehmt hin das Chriſtgeſchenk und dankt dem Jeſuskind.
Stimmt ein: „Gott in der Höh ſei Ehre und hienieden
Den Herzen allen, die da guten Willens ſind“ —
So ſingt das Engelpaar im Baume — „werde Frieden“.

Das Original der Steinleſchen Zeichnung befindet ſich gleichfalls im Muſeum der Stadt Baſel.

A. M. v. St.

Leben der hl. Marina.
1838.

Kunstmuseum der Stadt Basel.

Digitized by Google

Legende von der heiligen Marina.

Zueignung.

An den Hiſtorienmaler Edward Steinle aus Wien.

1841.

Wie Sankt Marinas heilige Legende
So klar und rein, ſo ernſt jungfräulich ſchön
Gebildet deiner Kunſt unſchuldge Hände,
Sah manches Aug gerührt ich eingeſtehn.

Und als auch mir dein Werk das Herz bezwungen,
Das ſtumm und hart nur ſelten Kunſt gerührt,
Hab ich Marinas Lob für dich geſungen;
Der Heiligen ſelbſt ein höhres Lied gebührt:

Ein neues Lied, das unter Harfenchören
Dem Lamme Gottes, das auf Sion ſteht,
Die Jungfraun ſingen und allein nur hören,
Die rein dem Lamm gefolgt, wohin es geht.

Nimm du fürlieb; was Liebe mußte dichten,
Dies Lied, von deiner züchtgen Kunſt bewegt,
Sei ſchüchtern dir — die Liebe kann nicht richten,
Nur dulden, ſchonen — an das Herz gelegt.

Doch Ernſteres tut not — Horch! — Wehklagen!
Die Donau, die das Wiegenlied dir ſang,
Droht wild des Eiſes Feſſeln zu zerſchlagen;
Ihr Kind, die Not, wehklagt dem Strand entlang.

Digitized by Google

Wir geben ihr das Lied ums Brot zu ſingen;
Vergelts Gott! — Horch, zu beten lehrt die Not.
Und wird das Mitleid ihr dein Bild auch bringen,
Geht Bild und Lied vereint wie Kunſt nach Brot.

O, in der Liebe, welch ein heilend Fügen!
Der glühe Orient gibt dir ein Bild,
Das haucht der Not aus warmen Atemzügen
Ein Schlummerlied ins Donaueisgefild.

Marina! hilf der Donau ſingen, wiegen!
Sieht ſie die Not, ihr ausgeſetztes Kind,
Im Schlummer lächelnd dir am Herzen liegen,
Dann bricht das Eis und taut dem Armen lind.

Die heilige Marina.

„Eugenius," ſprach der Abt, „warum ſo trauern?
Es ſcheint, als ſei dein Herz noch in der Welt,
Und ich in dieſen heilgen Kloſtermauern
Zum Hüter nur für deinen Leib beſtellt?"

Da ſeufzt der Mönch: „Zu Haus bei den Verwandten
Ließ ich ein Kind; hat gleich des Weibes Tod
Mich frei gemacht von vielen irdſchen Banden,
Sorg um des Kindes Heil ich doch mit Not."

Der Abt ſprach: „Folge, Sohn, dem treuen Hirten,
Führ her dein Schäflein in den ſichern Stall.
Die Lämmer, die aus unſrer Hut verirrten,
Von uns einſt fordert ſie der Richter all."

Heim eilt der Vater, löst die goldnen Locken
Von seines Mägdleins Haupt; mönchisch verhüllt
Den zarten Leib er, und des Klosters Glocken
Begrüßen fromm getäuscht des Jünglings Bild.

Und gleich der Primel, die gebeugt zur Erde
Den Tau des Himmels trinkt am Felsenrand,
Empfängt nun kniend mit kindlicher Gebärde
Marina Segen von des Abtes Hand.

Marina, die nun jenseits heilger Schwelle
Marinus heißt, vom Vater treu belehrt,
Wird bald zum Meister in der stillen Zelle
In Schrift und Lesung und was Mönche ehrt.

Wie süß sang sie, das Jesukind zu grüßen:
„Lobsingt, uns ist geschenkt ein Kindelein,
Mein armes Herz liegt dienend ihm zu Füßen,
Denn alle Macht ruht auf den Schultern sein!“

Wie sinnreich schmücket sie zur Kirchenfeier
Die Krippe kinderfroh, wie ernst das Grab,
Wie freudigbunt malt sie die Ostereier
Und windet Blumen um des Abtes Stab.

Zur Wallfahrt zog zu ihr der Herbst, der Winter;
Der Lenz, der Sommer brachten Jahr für Jahr
All ihre Schätze, schmückten wie die Kinder
Fromm mit Marina Kirche und Altar.

Doch als sie selbst in reicher Jugendblüte,
Verhüllet zwar, doch voll von Duft und Glanz,
Mehr Schutz bedurfte, als daß man sie hüte,
Flocht ihrem Vater sie den letzten Kranz.

Und schwur dem Sterbenden in seine Hände
Den Schwur, den seine ernste Lippe sprach:
„Ich schwöre, mein Geheimnis bis zum Ende
Treu zu bewahren ohne alle Schmach.

„Daß nicht die Schlange zum Verrat mich führe
Gleich unſrer Mutter einſt im Paradies,
Die, weil ſie öffnete dem Tod die Türe,
Der Engel vor des Gartens Pforte ſtieß.

„Ja, mein Geheimnis, meinen Kranz, ich ſchwöre,
Ihn bring ich unverletzt dem Bräutigam,
Daß rein mein Lied man in den Chören höre
Der Jungfräulein, lobſingend vor dem Lamm."

Der Vater ſegnet ſie, ſein Geiſt entfliehet,
Den Leib legt man zur Auferſtehung hin,
Und bei des Hügels Trauerblumen knieet
Marina wie ein ernſter Rosmarin.

Fortan die Brüder ehrten den Geſellen
Als eines edlen Baumes gute Frucht,
Auswärtige Geſchäfte zu beſtellen,
Wählt gern der Abt ihn wegen ſeiner Zucht.

„Marinus! nimm die Geißel, leit die Rinder
Am Wagen zu dem nahen Meeresport,
Und führ Getreid uns ein für dieſen Winter,
Kehr beim vertrauten Wirte ein am Ort.

„Weil kühn und frei die Tochter dort im Hauſe,
Hab acht! mein Sohn, bleib treu des Vaters Zucht,
Verbotne Frucht, umblüht von duftgem Strauße,
Verſuchet leicht, wird leichter noch verſucht."

Marina fährt, kehrt mit den Säcken wieder,
Und wiederholt die Fahrt vielfach zum Port,
Gern ſitzt ſie bei des Wirtes Tochter nieder,
Die höret gern des feinen Mönches Wort.

Marina liebte mehr, zu ihr zu reden,
Als zu den Männern, und mit Engels Huld
Lehrt ſie das kühne Mägdlein ſingen, beten:
„Herr! wie den Schuldnern wir, vergib uns Schuld!"

Doch eh sie bat: „Nicht in Versuchung führe
O Herr uns," führt ein Kriegesmann zum Tanz
Die Schülerin, und vor des Wirtes Türe
Hängt bald ein Strohkranz bei des Weines Kranz.

Die Dirnen streuten Häckerling, es wütet
Der Vater: „Mache mir den Mann bekannt!"
Die Tochter lügt: „Wie schlecht war ich gehütet!
Mich hat der Mönch Marinus übermannt."

Dann folgt die Elende mit ihrer Bürde
Dem Vater zu dem Abte hin und schwor,
Daß sie den Kranz, das Kloster seine Würde
Durch des Marinus Büberei verlor.

Da wird die Schuld der Unschuld laut verkündigt,
Marina denkt an ihrer Jugend Schwur
Und spricht: „O, Abt! wie schwer ich hab gesündigt,
So schwer verhänge mir die Buße nur."

Der Abt nun sprach die strengen Richterworte:
„Ihr Brüder, reiniget des Herren Haus
Und treibet vor des Paradieses Pforte
Den Sünder in die Wüste jetzt hinaus.

„In Schmerzen soll das Weib sein Kind gebären
Und er, das Elend baund in Gottes Zorn,
Im Schweiße seines Angesichts es nähren,
Sein Garten trage Disteln ihm und Dorn."

Der Mönche Schar auf diese strengen Worte
Läßt an Marina ihren Grimm nun aus,
Mit Brot und Wasser treiben sie zur Pforte
Die Arme in die öde Nacht hinaus. —

Doch ihr nicht öd; denn zu des Vaters Grabe
Eilt mit dem Krug und Brot das treue Kind,
Daß ihr Geheimnis sie bewahret habe,
Erzählt sie betend ihm in Nacht und Wind.

Digitized by Google

Streng tat Marina göttlichem Gebote
Und ihres Ordens Regel dort genug,
Sie teilte täglich mit der Not die Brote
Und mit den Durſtigen den Waſſerkrug.

Sie betete und ſang die heilgen Stunden,
Wie ſie der ſelge Vater einſt gelehrt;
Die Matutin, da Jeſus ward gebunden,
Sie täglich mit dem Morgenſtern verehrt.

Die Prim, da er verhöhnt ward und verſpieen,
Begrüßt ihr Dankgebet für eigne Schmach,
Zur Terz, da ſie „ans Kreuz mit ihm!“ geſchrieen,
Pries ſie das Urteil, das der Abt ihr ſprach.

Zur Sext, der Kreuzgung grimmer Marterſtunde,
Trug dankend Jeſu ſie ihr Kreuz auch nach;
Zur Non, da er empfing die Seitenwunde,
Pries ſie das Schwert, das ihr das Herz durchſtach.

Zur Veſper, da er ward vom Kreuz genommen,
Sank ihre Sonne in ein Tränenmeer;
Und zur Complet, da er ins Grab gekommen,
Rief ſie ins Chor das ganze Sternenheer.

Und in ihm zählend Jeſu Geißelwunden,
Trifft Dorn und Geißel ſie mit hartem Schlag.
So zieht Marina büßend alle Stunden
Den Kreuzweg mit dem Jahr durch Nacht und Tag.

Doch als zum Port der Storch kam heimgeflogen,
Bracht er ein Knäblein in des Wirtes Haus,
Drei Jahre hats die Dirne groß gezogen,
Und ſetzt es dann gleich einer Hagar aus.

Der böſen Dirne Mutter trägt den Knaben
Hin zu Marina, ſpricht zu ihr mit Hohn:
„Es füttern ihre Brut ja alle Raben,
So füttre, ſchwarzer Mönch, auch deinen Sohn.“

Digitized by Google

Marina dankt und ſingt, ihr Leid zu ſüßen:
„Gott Lob, uns iſt geſchenkt ein Kindelein,
Mein ſündig Herz ruht dienend ihm zu Füßen,
Denn alle Macht ruht auf den Schultern ſein!“

Sie wiegt den Knaben ein an ihrem Herzen,
Er ſchläft, gewärmt von reiner Liebe Glut,
Genähret von dem Brote ihrer Schmerzen,
Getränkt von ihrer Tränen heilger Flut.

Zwei Jahre ſo mit dieſem armen Kinde
Stand büßend noch Marina vor dem Tor,
Und weicht in Tränen ihm die harte Rinde,
Die man ihr täglich mit der Schuld wirft vor.

Und lehrt es treu mit ſüßen Mutterreden,
Wie einſt der liebe Vater ſie gelehrt,
Für ſeine Eltern und für Sünder beten;
Die Mönche hörtens, Gott hat es erhört.

Und als in des Adventes heilgen Tagen
Die Sehnſucht allem Troſt entgegenwallt,
Lehrt fromm Marina ihren Knaben fragen,
Ob wohl das Jeſukindlein komme bald.

Und als er fragt, wo nur es ſchlafen ſolle,
Trägt wie ein Vöglein ſie vom Dornbuſch ein
Vorbeigeſtreifter Schäflein zarte Wolle,
Und baut dem Kind ein feines Krippelein.

Dann formet aus dem Wachs der wilden Bienen
Marina auch ein Kindlein, weiß und fein,
Und legt es, als die heilge Nacht erſchienen,
Andächtig zwiſchen Ochs und Eſelein.

Als jubelnd nun des Kloſters Glocken klingen,
Und Weihenacht mit freudger Lichter Schein
Die Kirche füllt, fällt in der Mönche Singen
Marinas und des Knaben Stimme ein.

„Kommt, laſſet uns das Heil der Welt begrüßen,
Denn uns iſt ja geſchenkt das Kindelein,
Mein armes Herz ruht dienend ihm zu Füßen,
Denn alle Macht ruht auf den Schultern ſein.

„Den Schultern huldiget, die, unſre Schulden
Zu büßen, trugen ſchwere Kreuzeslaſt;
Kommt, huldiget der Unſchuld, die voll Hulden,
Dem Kinde, das bei Sündern kommt zu Gaſt.

„Es nimmt fürlieb: bringt, was ihr habt, dem Kinde,
Bringt bittre Myrrhenbüſchlein eurer Schuld,
Bringt eures böſen Herzens harte Rinde,
Bringt einen blühnden Dornkranz der Geduld.

„O kommt mit mir und betet an, ihr Sünder,
Für uns ja kommt dies Kind, für uns allein.
Erbarmet euch gleich ihm der armen Kinder,
Erbarmt euch aller ſeiner Brüderlein!“

So hörten, die zur Weihnachtsmette gingen,
Die Mönche einſam drauß in Sturm und Wind
Marina mit dem armen Knaben ſingen,
Und ſieh, es ward ihr Herz ganz mild und lind.

Sie dringen in den Abt mit ihren Bitten:
„Tu auf das Tor, und laß Marinus ein,
Fünf Jahre hat geduldig er gelitten
In ſtrenger Buße Hohn und Hungers Pein.

„In Sonnenglut, im Sturmgeheul der Winde
Hat niemals noch Marinus wehgeklagt,
Hat mit dem Knaben ſeine harte Rinde,
Mit Tränen dankend, täglich fort genagt.

„Die er erſchütterte, die heilgen Mauern
Der klöſterlichen Zucht durch ſeine Schuld,
Hat er in uns erbaut zu langem Dauern
Durch ſeiner Buße ſühnende Geduld.

Digitized by Google

„Der ſelbſt ohn Obdach draußen in der Wüſte
Ein feſtlich Dach erbaut dem Gotteskind,
Das aller Büßer Schuld am Kreuze büßte,
Verſchmachte länger nicht in Sturm und Wind.“

Der Abt, gerührt in väterlicher Strenge,
Vernimmt erfreut der Brüder Mildigkeit,
Er lauſchet auf des Büßers Chriſtgeſänge,
Sein Herz geht auf im Gnadentau der Zeit.

Er läßt von ſeinem Mund das Sprachrohr tönen:
„Gott in den Himmelshöhn ſei Ehr und Preis,
Fried und Verſöhnung allen Menſchenſöhnen,
Die guten Willens auf dem Erdenkreis.

„Ihr Schäflein in der Wüſte drauß, verloren,
Verbannt, verwieſen, kehret heim zum Stall,
Es iſt das Lamm, der gute Hirt geboren,
Marinus, hör des Hirtenhornes Schall!“

Marina gleich auf dieſe Friedensworte
Die Krippe auf des Knaben Hände legt,
Und folgt lobſingend zu der Kloſterpforte
Dem Kleinen, der das Jeſukindlein trägt.

Er ſetzt das Kripplein auf der Schwelle nieder,
Und kniet betend bei der Büßerin.
Der Abt ſteht ſchweigend dort im Kreis der Brüder,
Und blicket ernſt dann auf Marina hin.

„Hier führte einſt Eugen, dein Vater,“ ſpricht er,
„Marinus, den unſchuldgen Sohn, herein,
Hier ward dein Vater ich, und dann dein Richter,
Das iſt die Frucht von deiner Schuld allein.

„Hier fordert auch Eugen einſt deine Seele,
Die du verderbet haſt, o Sohn, von mir;
Drum trieb ich, nicht damit dein Herz ich quäle,
Nein, daß ichs reinige, dich weg von hier.

Digitized by Google

„Tritt wieder mit dem Zeugen deiner Sünde
Und mit dem Weihnachtskindlein bei uns ein,
Doch, willst du folgen streng dem Jesukinde,
Mußt du ein Knecht auch seiner Knechte sein.

„Dies Haus, durch deines Lasters Schmach erschüttert,
Bau deiner Buße Beispiel wieder auf.
Das Ärgernis, zu dem du uns erbittert,
Versüße deiner Reue Tränenlauf.

„Konnt deine Schuld dies Haus so arg beflecken,
So halt fortan es deine Buße rein,
Den Wust und Unrat feg aus allen Ecken
Von heut an täglich deine Hand allein.

„Besuldet und zerrissen hast du leider
Mit böser Lust dein geistliches Gewand,
Drum reinige fortan der Brüder Kleider
Und dieses Hauses Linnen deine Hand.

„Dein Wandel hat mit schreienden Skandalen
Den Ruf des Klosterwandels arg beschmutzt,
Drum werden künftig alle die Sandalen
Des Klosters nur von dir geflickt, geputzt.

„Und weil das Wasser Gott in Zornestagen
Und Gnadentagen reinigend bestellt,
Sollst du ins Haus auch alles Wasser tragen;
Denn deine Schuld ist gleich der Schuld der Welt.

„Draus vor der Türe büßtest du als Laie,
Bis du dich frei gedient und ausgesühnt;
Im Hause werd dein Büßen dir zur Weihe,
Bis deine Buße dir Verdienst erdient."

Marina dankt und küßt des Abtes Füße
Und rings den Mönchen des Gewandes Saum;
Daß sie im engen Kloster schwerer büße,
Schien nun die Wüste draus ein schöner Traum.

Tief ſehnt Marina ſich und übt mit Treue
Ihr müheſelig Amt von Tag zu Tag,
Ein rührend Gnadenbild zerknirſchter Reue
Wankt ſie umher, bis ſie der Laſt erlag.

Da naht ihr Ziel, es brechen ihr die Glieder,
Und auf des teuern Vaters Hügelgrab
Zieht ſie die Laſt des Waſſerſchlauches nieder,
Und leget ſie des Lebens Bürde ab.

Und zu den Mönchen eilt und ſpricht der Knabe:
„Kommt, holt den Schlauch, ich weiß nicht, was geſchehn,
Mein Vater ſaß bei ſeines Vaters Grabe
Und betete und ſchlummert jetzt ganz ſchön.“

Die Mönche nahn. Marina reicht die Hände
Aufblickend hin den Brüdern, rings geſchart,
„Vergebt,“ fleht ſie, „und zeugt, daß bis zum Ende
Dem Vater das Geheimnis ich bewahrt.“

Sie ſtarb. — Der Abt, von ihrem Tod berichtet,
Sprach: „Alſo große Sünde hat getan
Marinus, daß Gott ſelbſt ihn hat gerichtet,
Seht, ſeine Buße nahm der Herr nicht an.

„Darum kein Trunk aus ſeinem Schlauch euch labe,
Waſcht aus den Schlauch, dem er erlag, ihn rein,
Und ſenket weit von jedes Frommen Grabe
Des Sünders Leib fern in der Wüſte ein.“

Bald ruht der heilge Leib drauß in der Halle,
Sein Antlitz waſchen ſie mit banger Scheu,
Und nun den Hals — da eilten plötzlich alle
Zum ſtrengen Abte hin mit Wehgeſchrei.

Er fraget ernſt: „Welch Unheil iſt geſchehen?“
Sie aber ſchrien: „Komm, ſchau das Wunder an,
Zur Halle komm, Marinus anzuſehen,
Die Unſchuld ſieh, der wir ſo weh getan!“

Es folgt der Abt, von ihrer Angſt erſchrecket,
Ein Ecce homo ſcheint des Büßers Leib,
Doch als den Mantel von der Bruſt er decket,
Spricht ihrer Unſchuld Zeugin: „Sieh, ein Weib!“

„Weh!“ ſchreit der Abt, „mein Ruhm iſt all verloren!
Deckt Hügel mich, und über mich euch beugt
Ihr Berge! Weh dem Leib, der mich geboren!
Den Brüſten weh! die mich als Kind geſäugt.

„Konnt ſolch Gericht am grünen Holz geſchehen,
Ließ Gott es zu durch mich grauſamen Mann,
Wie wird es mir, dem dürren Stamm ergehen,
Den mit dem Feigenbaum trifft gleicher Bann?“

Da wirft er ſich laut jammernd an die Erde,
Schlägt an die Steine hin ſein greiſes Haupt,
Und klaget mit des tiefſten Leids Gebärde:
„Marina, weh! uns hat dein Kranz entlaubt.“

Und mit den Fäuſten ſich die Bruſt zerſchlagend,
Kniet rings um ihn der Brüder Trauerchor,
Und nie noch drang, ob ſchwerer Schuld wehklagend,
Ein Miſerere reuiger empor.

Der Knabe auch, der ſtets der Mönche Lieder
Und Stellung nachahmt, bracht ſein Krippelein,
Und kniet mit ihm ſich zwiſchen ihnen nieder,
Und ſang der Einfalt Lied vom Kindelein:

„Kommt, laſſet uns das Heil der Welt begrüßen,
Geboren iſt uns ja ein Kindelein,
Mein armes Herz ruht dienend ihm zu Füßen,
Denn alle Macht ruht auf den Schultern ſein.

„Den Schultern huldiget, die, unſre Schulden
Zu büßen, trugen ſchwere Kreuzeslaſt;
Kommt, huldiget der Unſchuld, die voll Hulden
Ein heilig Kind, bei Sündern kommt zu Gaſt.

„Es nimmt fürlieb; o huldiget dem Kinde,
Bringt bittre Myrrhenbüschlein eurer Schuld,
Bringt eures bösen Herzens harte Rinde,
Bringt einen blühnden Dornkranz der Geduld!

„O kommt mit mir und betet an, ihr Sünder!
Für uns ja kam dies Kind, für uns allein,
Erbarmet euch gleich ihm der armen Kinder,
Erbarmet euch doch seiner Brüderlein!“

Mit diesem Lied kam Friede auf die Brüder
Und auf den Abt, die guten Willens sind;
Sie knieten um die heilge Leiche nieder,
Da ward ihr grimmer Schmerz ganz süß und lind.

Und flehend spricht der Abt: „Zu deinen Füßen
Gelobe ich, du heilges Wüstenkind,
Dein schuldlos Büßen doppelt selbst zu büßen
In Wüstenglut und Durst und Sturm und Wind.

„Doch jetzt beschwör ich dich, an jenem Tage,
Des Zornes Tage, vor dem Angesicht
Des Gottes, der dich liebt, mich nicht verklage,
Denn, was ich dir getan, ich wußt es nicht.

„Beschwör ich dich beim jungfräulichen Leibe,
Der Jesum trug und bei der selgen Brust,
Die ihn genährt, nicht in mein Schuldbuch schreibe,
Daß deine Unschuld dir nur war bewußt.

„Bei geistlichem Gehorsam ich befehle,“
Spricht dann der Abt, aufrichtend sich am Stab,
„Daß allen du vergebest, teure Seele,
Wie Jesus seinen Kreuzigern vergab.

„Unwissenden nicht nur erfleh vom Lamme,
Dem treu du folgtest, seiner Gnade Huld;
Nein, jener auch, daß Gott sie nicht verdamme,
Die lügend auf dich warf die eigne Schuld.“

Ein ſüßer Duft erfüllte gleich die Halle
Auf des Gehorſams heilig mächtges Wort;
„Sie hat vergeben!“ flüſterten da alle,
„Von ihrer Milde duftet dieſer Ort.“

Den heilgen Leib zur Kirche nun zu bringen,
Befiehlt der Abt der frommen Brüder Schar,
„Herr Gott, dich loben wir“ die Träger ſingen,
„Dich Gott in deinen Heilgen wunderbar!“

Und mit dem Jeſukindlein vor dem Zuge,
Zieht her der Knabe, der ſein Liedlein ſingt,
Und über ihm in weiterſtrecktem Fluge
Der Vögel Schar der Wüſte Rauchfaß ſchwingt.

Sie ſtreuen Weihrauch auf Marinas Glieder,
Und ſchmücken mit Gewürzen ihr Gewand,
Ein goldner Bienenſchwarm ſummt zu ihr nieder
Und füllt mit Wachs und Honig ihre Hand.

Sehnſüchtig Palm und Palme ſich durchſchlingen
Zu Ehrenpforten auf des Zuges Pfad,
Und weiße Tauben wehn mit reinen Schwingen
Kühlung und Blüten, wo die Heilge naht.

Die Lämmer blökend ſich zum Zuge drängen,
Jed Blümchen ſtreuet einen Taujuwel,
Es wölbt ein Baldachin ſich von Geſängen,
Stumm huldigend am Weg kniet das Kamel.

Schon überſchritt der Zug die heilge Schwelle,
Schon ruht Marinas Leib vor dem Altar,
Da bringt ein raſend Weib man zur Kapelle,
Mit Wutgebärde und zerrauftem Haar.

Des Knaben Mutter iſts, die frech vermeſſen,
Des Kriegers Schandtat auf Marina log,
Vom Geiſt der Lüge raſet ſie beſeſſen,
Seit rein der Büßrin Geiſt zum Himmel flog.

Sie ſträubt ſich bäumend in der Knechte Armen,
Die mit Gewalt ſie nahn dem heilgen Leib,
„Marina, bitt für ſie!“ ruft voll Erbarmen
Das ganze Volk, und betet für das Weib.

Sie raſt und tobt, bis um der Mutter Hände
Der Knabe Sankt Marinas Gürtel wand;
Da ging an ihr des Satans Macht zu Ende,
Da ward der Gnade Macht an ihr erkannt.

In Strömen weinend auf des Knaben Wangen
Fleht ſie: „Unſchuldger Zeuge meiner Schuld,
Hilf betend mir von Jeſu Gnad erlangen
Durch ſein Verdienſt in ſeiner Braut Geduld.“

Da ſpricht das Kind, wie es Marina lehrte,
Des Herrn Gebet fromm ſeiner Mutter vor,
Und ſchluchzend betet die von Reu Verzehrte
Die Bitten nach, einſtimmt der Mönche Chor.

Doch als ſie ſprach: „Herr, in Verſuchung führe
Uns nicht! o Herr, vom Böſen uns erlös,“
Erbebt ſie, und aus ihres Mundes Türe
Fährt aus der Lügengeiſt mit Wutgetös

Da hörten alle, daß ein ſüßes Amen
Marina leis mit reiner Lippe ſprach,
Und prieſen hoch der Jungfrau heilgen Namen,
Die ſo getreu dem Lamme folgte nach.

Und ihres Ruhmes gute Engel flogen
Zum Meer hinab, zum Libanon hinan,
Mit Kreuz und Fahne kamen hergezogen
Die Klöſter rings; die Wüſte ward zur Bahn.

Und wo bei ihres Vaters Hügelgrabe
Marina Waſſer tragend niederſank,
Erquickt die Kranken aus dem Schlauch der Knabe,
Und mancher ward geſund, der glaubend trank.

Am Pilgerpfade aber, um zu büßen,
Am Hals den Strick, die Kerze in der Hand,
Geſchornen Hauptes, bleich, mit nackten Füßen
Des Knaben Mutter in dem Bußhemd ſtand.

Sie ſang das Klagelied von ihrer Schande,
Das Jubellied von Sankt Marinas Ehr;
Da hörten es die Pilger aller Lande
Und ſangens weiter über Land und Meer.

Gedenkblatt an die Profeſſoren Klee und Möhler.
1840.

Kunſtmuſeum der Stadt Baſel.

Digitized by Google

Gedenkblatt an die Professoren Klee und Möhler.

1840.

Kunstmuseum der Stadt Basel.

Digitized by Google

INRI

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Gedenkblatt an die Professoren Heinrich Klee und Johannes Möhler.

Zu den hervorragendsten Mitgliedern des Görresschen Kreises in München zählten der Symboliker Professor Johannes Möhler und der Dogmatiker Professor Heinrich Klee. Mit beiden war Brentano befreundet und beide lernte auch Steinle bei seinen Münchner Aufenthalten kennen und sehr schätzen. Möhler starb am 12. April 1838. Klee folgte ihm im Tode am 28. Juli 1840.

Schon bei seinem Aufenthalte in München im Jahre 1838 muß Brentano den Künstler angeregt haben, einen Entwurf zu einem Monument für Möhler zu fertigen. Denn in seinem Briefe vom 8. Juni 1840 an denselben schreibt er: „Sie haben sich einmal gegen mich zum Entwurfe eines Monuments für Möhler erboten. Die Kollekte hierfür in den ‚Historisch-Politischen Blättern' steigt von Tag zu Tag. Da man eine gute Büste von ihm hat, so ist dadurch ein bedeutendes Hilfsmittel gegeben; vielleicht könnten Sie Ihre Zeichnung so einrichten, daß die Büste darauf angebracht, das Ganze auch in Lithographie verbreitet außer einem anständigen Honorar für Sie einen Beitrag für das Monument liefern könnte."

Steinle antwortete am 2. Juli 1840: „Als Guido Görres in Frankfurt war, habe ich mich für das Möhler-Denkmal in Erinnerung gebracht, es wird mir daher nur erwünscht sein, wenn Sie mir dafür alles Nötige mitteilen wollen. Meinem Gefühl aber entspricht der Gedanke, die Büste anzubringen, nicht; — ich habe immer gefunden, daß Porträte auf Kirchhöfen sehr wunderlich, sonderbar, fremd aussehen, und meist einen unangenehmen Eindruck machen ... Ich habe auf dem Kirchhofe stets das Bild der Verwesung oder jenes der Auferstehung, welches glänzend ist, vor Augen."

Wie aus dem nächsten Briefe Brentanos hervorgeht, existierte bereits im Görresschen Kreise ein Entwurf zu einem Möhler-Denkmal von Endres. Nachdem Brentano nun Steinle für einen Entwurf vorgeschlagen und auch Guido Görres mit ihm darüber korrespondiert hatte, scheint man sich geeinigt zu haben, von Steinle einen Entwurf für ein Möhler- und Klee-Denkmal „unter Beibehaltung des Endresschen Entwurfes" machen zu lassen. Selbst Brentano schienen die Görresschen Piäne etwas zu phantastisch. Er schrieb am 2. September 1840, nachdem er die Görresschen Piäne sehr humoristisch referiert hatte, dem Künstler: „Auf diesen ganzen Ursprung der Sache zurückgehend, sage ich unmaßgeblich nun folgendes: Zeichnen Sie ein (so es zugleich zum Grab-

mal vorschläglich sein soll, ein monumentales) Gedächtnisblatt auf Möhlers und Klees Tod. Lassen Sie dabei Ihrem katholischen Herzen seinen vollen, treuen Flug. Wir lassen dasselbe lithographieren oder stechen. Görres zeigt es in den ‚Historisch-Politischen Blättern' an, und es wird reichlich gekauft ... Unser Heiland am Kreuz ist die Mitte; zu seinen Füßen die hl. Jungfrau (Mutter, Kirche, Braut des Hohen Liedes), hier die Königin der Weizen- und Weinernte, woraus ihr der Thron, das Heiligtum, die Kapelle erbaut ist, die sich um das Kreuz hinaufrankt. Johannes als Möhlers Partner, der so schön vom Brote des Lebens geschrieben, reicht der Jungfrau den Weizenbusch. Ein Kind hat zu seinen Füßen eine Wachtel gefangen, streichelt und füttert sie (Johannes spielte in seinem Alter mit einer solchen und sagte, ein Bogen dürfe nicht immer gespannt sein), es wäre eine ganz liebliche, historisch-trauliche Nebensache. Klee war durchaus ausgezeichnet durch seinen felsenfesten, nie erschütterten Glauben, ganz römisch und hierarchisch. Dabei ungemein heiter, von unschuldigen Anekdoten übersprudelnd. Er erhält die Seite des Weines und die Felsen- und Glaubensfigur des hl. Petrus, welcher der hl. Jungfrau die Trauben als Symbol Klees überreicht. Man könnte Kleeblätter dabei anbringen als Symbol der hl. Dreifaltigkeit (Dogmatik). Johannes Stand vor Weizenfeld, so Petri Platz vor Weinberg. Die hl. Jungfrau kann etwa beide Gaben in den Erntekranz flechten, — oder es winden ihn zu ihren Füßen Kinder (Engelchen?). (Glaube, Hoffnung und Liebe?) Ein plastischer Extrakt alles dieses wäre der Monumentvorschlag. Eine volle reiche Ausführung aber wäre das zu vervielfältigende Gedenkblatt, worauf ich Sie herzlich und mit Liebe zu sinnen einlade."

Dieser Vorschlag zeigt so recht, wie Brentano bei der Anregung zu einem Bilde über die Grenzen des in einem solchen Möglichen hinauszugehen pflegte. Trotzdem hat Steinle sich so viel als möglich in der Zeichnung, welche er am 10. Dezember 1840 an Brentano schickte, an die Grundidee Brentanos gehalten.

Das Blatt wurde von Schott und Knauth lithographiert und in der von Brentano vorgeschlagenen Weise verbreitet. Dem Wunsch Brentanos, daß Steinle dasselbe al fresco auf der Kirchhofsmauer hinter den Gräbern der beiden Verewigten ausführe, konnte dieser wegen vieler anderer Arbeiten, und weil er nach Vollendung der Fresken in Rheineck glaubte, wegen seiner Gesundheit nie mehr Fresko malen zu dürfen, nicht entsprechen.

Das Original der Zeichnung, nach welchem die vorliegende Reproduktion ausgeführt ist, befindet sich als Vermächtnis des Fräuleins Emilie Linder im Museum der Stadt Basel.

A. M. v. St.

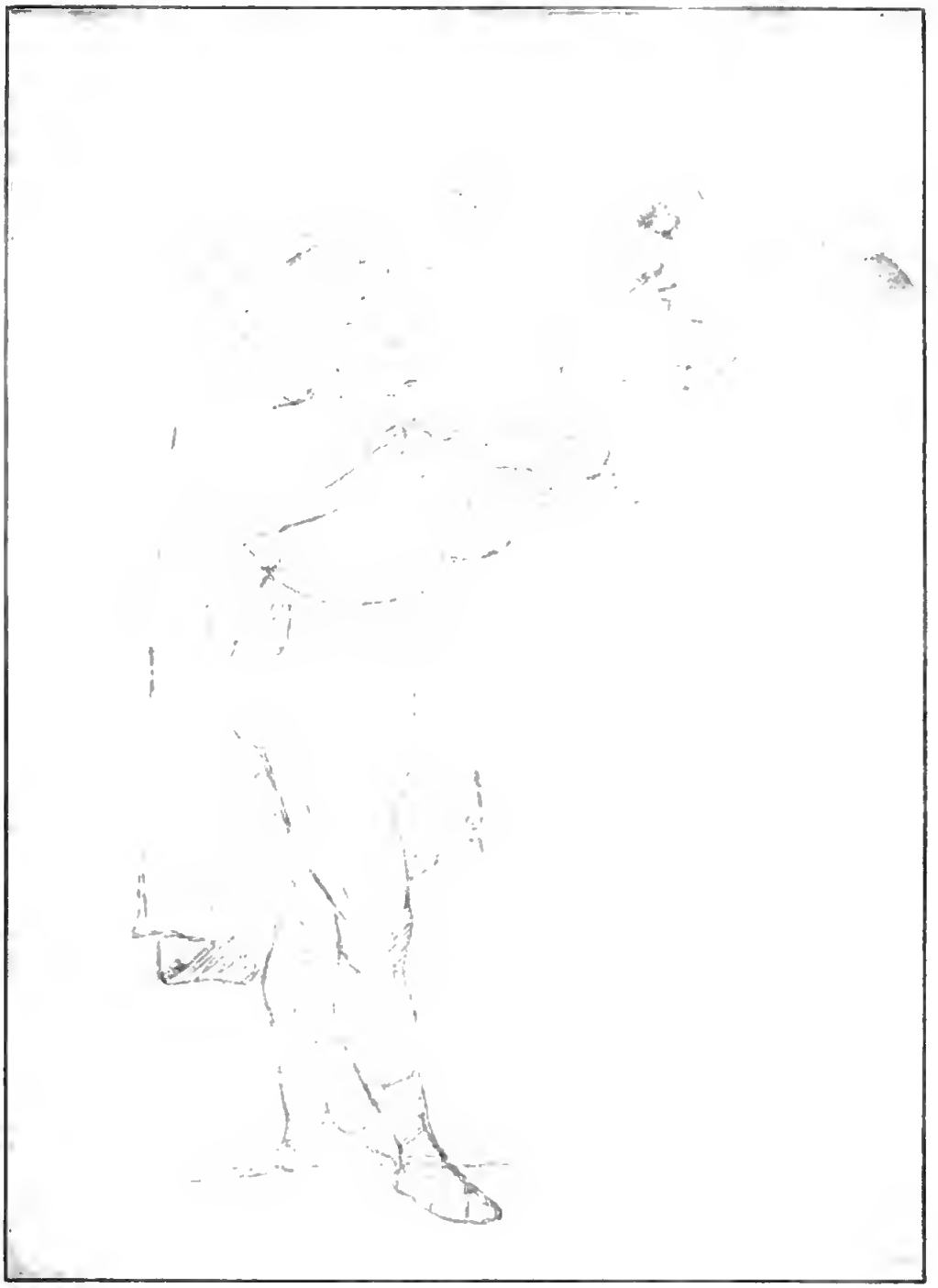
Clemens Brentano, ſeine „Mehreren Wehmüller“ vorleſend.

1841.

Freiherr A. v. Bernus, Stift Neuburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Die mehreren Wehmüller und die ungarischen Nationalgesichter.

Gegen Ende des Sommers, während der Pest in Kroatien, hatte Herr Wehmüller, ein reisender Maler, von Wien aus einen Freund besucht, der in dieser österreichischen Provinz als Erzieher auf dem Schlosse eines Grafen Giulowitsch lebte. Die Zeit, welche ihm seine Geschäfte zu dem Besuche erlaubten, war vorüber. Er hatte von seiner jungen Frau, welche ihm nach Siebenbürgen vorausgereist war, einen Brief aus Stuhlweißenburg erhalten, daß er sie nicht mehr länger allein lassen möge; es erwarte ihn das Offizierkorps des dort liegenden hochlöblichen ungarischen Grenadier- und Husarenregiments sehnsüchtig, um, von seiner Meisterhand gemalt, sich in dem Andenken mannigfaltiger schöner Freundinnen zu erhalten, da ein naher Garnisonswechsel manches engverknüpfte Liebes- und Freundschaftsband zu zerreißen drohte. Dieser Brief brachte den Herrn Wehmüller in große Unruhe, denn er war viermal so lange unterwegs geblieben als gewöhnlich, und dermaßen durch die Quarantäne zerstochen und durchräuchert worden, daß er die ohndies nicht allzuleserliche Hand seiner guten Frau, die mit oft gewässerter Tinte geschrieben hatte, nur mit Mühe lesen konnte. Er eilte in die Stube seines Freundes Lury und sagte zu ihm: „Ich muß gleich auf der Stelle fort nach Stuhlweißenburg, denn die hochlöblichen Grenadier- und Husarenregimenter sind im Begriff, von dort abzuziehen; lesen Sie, der Brief ist an fünf Wochen alt.“ Der Freund verstand ihn nicht, nahm aber den Brief und las. Wehmüller lief sogleich zur Stube hinaus und die Treppe hinab in die Hauskapelle, um zu sehen, ob er die 39 Nationalgesichter, welche er in Öl gemalt und dort zum Trocknen aufgehängt hatte, schon ohne große Gefahr des Verwischens zusammenrollen könne. Ihre Trockenheit übertraf alle seine Erwartung, denn er malte mit Terpentinfirniß, welcher trocken wird, ehe man sich umsieht. Was übrigens diese 39 Nationalgesichter betrifft, hatte es mit ihnen folgende Bewandtnis: Sie waren nichts mehr und nichts weniger als 39 Porträts von Ungaren, welche Herr Wehmüller gemalt hatte, ehe er sie gesehen. Er pflegte solcher Nationalgesichter immer ein halb Hundert fertig bei sich zu führen. Kam er in einer Stadt an, wo er

Gewinn durch ſeine Kunſt erwartete, ſo pflegte er öffentlich ausſchellen oder austrommeln zu laſſen: der bekannte Künſtler, Herr Wehmüller, ſei mit einem reichaſſortierten Lager wohlgetroffener Nationalgeſichter angelangt und lade diejenigen unter einem hochedlen Publikum, welche ihr Porträt wünſchten, untertänigſt ein, ſich dasſelbe, Stück vor Stück zu einem Dukaten in Gold, ſelbſt auszuſuchen; er fügte ſodann noch, durch wenige Meiſterſtriche, einige perſönliche Züge und Ehrennarben, oder die Individualität des Schnurrbartes des Käufers unentgeltlich bei, für die Uniform aber, welche er immer ausgelaſſen hatte, mußte nach Maßgabe ihres Reichtums nachgezahlt werden. Er hatte dieſe Verfahrungsart auf ſeinen Kunſtreiſen als die befriedigendſte für ſich und die Käufer gefunden. Er malte die Leute nach Belieben im Winter mit aller Bequemlichkeit zu Haus und brachte ſie in der ſchönen Jahreszeit zu Markte. So genoß er des großen Troſtes, daß keiner über Unähnlichkeit oder langes Sitzen klagen konnte, weil ſich jeder ſein Bildnis fertig nach beſtimmtem Preiſe, wie einen Weck auf dem Laden, ſelbſt ausſuchte. Wehmüller hatte ſeine Gattin vorausgeſchickt, um ſeine Ankunft in Stuhlweißenburg vorzubereiten, während er ſeinen Vorrat von Porträts bei ſeinem Freunde Lury zu der gehörigen Menge brachte; er mußte diesmal in vollem Glanze auftreten, weil er in einer Zeitung geleſen, ein Maler Froſchhauer aus Klagenfurt habe dieſelbe Kunſtreiſe vor. Dieſer aber war bisher ſein Antagoniſt und Nebenbuhler geweſen, wenn ſie ſich gleich nicht kannten, denn Froſchhauer war von der entgegengeſetzten Schule; er hatte nämlich immer alle Uniformen voraus fertig, und ließ ſich für die Geſichter extra bezahlen.

Schon hatte Wehmüller die 39 Nationalgeſichter zuſammengerollt in eine große weite Blechbüchſe geſteckt, in welcher auch ſeine Farben und Pinſel, ein paar Hemden, ein Paar gelbe Stiefelſtulpen und eine Haarlocke ſeiner Frau Platz fanden; ſchon ſchnallte er ſich dieſe Büchſe mit zwei Riemen wie einen Torniſter auf den Rücken, als ſein Freund Lury hereintrat und ihm den Brief mit den Worten zurückgab: „Du kannſt nicht reiſen, ſoeben hat ein Bauer hier auf dem Hofe erzählt: daß er vor einigen Tagen einen Fußreiſenden begleitet habe und daß dieſer der letzte Menſch geweſen ſei, der über die Grenze gekommen, denn auf ſeinem Rückwege hierher habe er, der Bote, ſchon alle Wege vom Peſtkordon beſetzt gefunden.“ Wehmüller aber ließ ſich nicht mehr zurückhalten, er ſchob ſeine Palette unter den Wachstuchüberzug auf ſeinen runden Hut, wie die Bäcker in den Zipfel ihrer geſtrickten ſpitzen Mützen eine Semmel zu ſtecken pflegen, und begann ſeinen Reiſeſtab zuſammen zu richten, der ein wahres Wunder der Mechanik, wenn ich mich nicht irre, von der Erfindung des Mechanikus Eckler in Berlin war, denn er enthielt erſtens: ſich ſelbſt, nämlich

einen Reisestock; zweitens: nochmals sich selbst, einen Maierstock; drittens: nochmals sich selbst, einen Meßstock; viertens: nochmals sich selbst: ein Richtscheid; fünftens: nochmals sich selbst: ein Blaserohr; sechstens: nochmals sich selbst, ein Tabakspfeifenrohr; siebentens: nochmals sich selbst, einen Angelstock; darin aber waren noch ein Stiefelknecht, ein Barometer, ein Thermometer, ein Perspektiv, ein Zeichenstuhl, ein chemisches Feuerzeug, ein Reißzeug, ein Bleistift, und das Brauchbarste von allem: eine approbierte hölzerne Hühneraugenfeile, angebracht; das Ganze aber war so eingerichtet, daß man die Masse des Inhalts, durch den Druck einer Feder, aus diesem Stocke, wie aus einer Windbüchse, seinem Feind auf den Leib schießen konnte. Während Wehmüller diesen Stock zusammenrichtete, machte Lury ihm die lebhaftesten Vorstellungen wegen der Gefahr seiner Reise, aber er ließ sich nicht halten. „So rede wenigstens mit dem Bauer selbst," sprach Lury; das war Wehmüller zufrieden, und ging, ganz zum Abmarsche fertig, hinab. Kaum aber waren sie in die Schenke getreten, als der Bauer zu ihm trat und, ihm den Arme! küssend, sagte: „Nu, gnädiger Herr, wie kommen wir schon wieder zusammen? Sie hatten ja eine solche Eile nach Stuhlweißenburg, daß ich glaubte, Euer Gnaden müßten bald dort sein." Wehmüller verstand den Bauer nicht, der ihm versicherte: daß er ihn mit derselben blechernen Büchse auf dem Rücken und demselben langen Stocke in der Hand nach der ungarischen Grenze geführt habe, und zwar zu rechter Zeit, weil kurz nachher der Weg vom Pestkordon geschlossen worden sei, wobei der Mann ihm eine Menge einzelne Vorfälle der Reise erzählte, von welchen, wie vom Ganzen, Wehmüller nichts begriff. Da aber endlich der Bauer ein kleines Bild hervorzog mit den Worten: „Haben Euer Gnaden mir dieses Bildchen, das in Ihrer Büchse keinen Platz fand, nicht zu tragen gegeben, und haben es Euer Gnaden nicht in der Eile der Reise vergessen?" — ergriff Wehmüller das Bild mit Heftigkeit. Es war das Bild seiner Frau, ganz wie von ihm selbst gemalt, ja, der Name Wehmüller war unterzeichnet. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Bald sah er den Bauer, bald Lury, bald das Bild an.

„Wer gab dir das Bild?" fuhr er den Bauer an.

„Euer Gnaden selbst," sagte dieser; „Sie wollten nach Stuhlweißenburg zu Ihrer Liebsten, sagten Euer Gnaden, und das Botenlohn sind mir Euer Gnaden auch schuldig geblieben."

„Das ist erlogen!" schrie Wehmüller.

„Es ist die Wahrheit," sagte der Bauer.

„Es ist nicht die Wahrheit," sagte Lury, „denn dieser Herr ist seit vier Wochen nicht hier weggekommen und hat mit mir in einer Stube geschlafen."

Der Bauer aber wollte von seiner Behauptung nicht abgehen und drang

auf Bezahlung des Botenlohns oder auf die Rückgabe des Porträts, welches sein Pfand sei, und dem er, wenn er nicht bezahle, einen Schimpf antun wolle.

Wehmüller ward außer sich. „Was?“ schrie er, „ich soll für einen anderen das Botenlohn zahlen, oder das Porträt meiner Frau beschimpfen lassen? Das ist entsetzlich!“

Lury machte endlich den Schiedsrichter und sagte zu dem Bauer: „Habt Ihr diesen Herrn über die Grenze gebracht?“

„Ja!“ sagte der Bauer.

„Wie kommt er dann wieder hierher, und wie war er die ganze Zeit hier? erwiderte Lury. „Ihr müßt ihn daher nicht recht tüchtig hinübergebracht haben und könnt für so schlechte Arbeit kein Botenlohn begehren; bringt ihn heute nochmals hinüber, aber dermaßen, daß auch kein Stümpfchen hier in Kroatien bleibt, und laßt Euch doppelt bezahlen.“

Der Bauer sagte: „Ich bin es zufrieden, aber es ist doch eine sehr heillose Sache; wer von den beiden ist nun der Teufel, dieser gnädige Herr oder der andre? Es könnte mich dieser, der viel widerspenstiger scheint, vielleicht gar mit über die Grenze holen, auch ist der Weg jetzt gesperrt, und der andre war der letzte; ich glaube doch, er muß der Teufel gewesen sein, der bei der Pest zu tun hat.“

„Was,“ schrie Wehmüller, „der Teufel mit dem Porträt meiner Frau? Ich werde verrückt; gesperrt oder nicht gesperrt, ich muß fort, der scheußlichste Betrug muß entdeckt werden. Ach, meine arme Frau, wie kann sie getäuscht werden! Adieu, Lury, ich brauche keinen Boten, ich will schon allein finden.“ Und somit lief er zum offenen Hoftore mit solcher Schnelligkeit hinaus, daß ihn weder der nachlaufende Bauer noch das Geschrei Lurys einholen konnte.

Nach dieser Szene trat der Graf Giulowitsch, der Prinzipal Lurys, aus dem Schlosse, um auf seinen Finkenherd zu fahren. — Lury erzählte ihm die Geschichte, und der Graf, neugierig, mehr von der Sache zu hören, bestieg seinen Wurstwagen und fuhr dem Maler in vollem Trabe nach; das leichte Fuhrwerk, mit zwei raschen Pferden bespannt, flog über die Stoppelfelder, welche einen festeren Boden als die moorichte Landstraße darboten. Bald war der Maler eingeholt, der Graf bat ihn, aufzusitzen, mit dem Anerbieten, ihn einige Meilen bis an die Grenze seiner Güter zu bringen, wo er noch eine halbe Stunde nach dem letzten Grenzdorfe habe. Wehmüller, der schon viel Grund und Boden an seinen Stiefeln hängen hatte, nahm den Vorschlag mit untertänigstem Dank an. Er mußte einige Züge alten Slibowitz aus des Grafen Jagdflasche tun und fand dadurch schon etwas mehr Mut, sich selbst auf der eigenen Fährte zu seiner Frau nachzueilen. Der Graf fragte ihn: ob er denn niemand kenne, der ihm so ähnlich sei, und so malen könne wie er?

Digitized by Google

Wehmüller ſagte: Nein! und das Porträt ängſtige ihn am meiſten, denn dadurch zeige ſich eine Beziehung des falſchen Wehmüllers auf ſeine Frau, weiche ihm beſonders fatal werden könne.

Der Graf ſagte ihm: Der faiſche Wehmüiler ſei wohl nur eine Strafe Gottes für den echten Wehmülier, weil dieſer alle Ungarn über einen Leiſten male; ſo gäbe es jetzt auch mehrere Wehmüller über einen Leiſten.

Wehmüller meinte: Alles ſei ihm einerlei, aber ſeine Frau, ſeine Frau, wenn die ſich nur nicht irre.

Der Graf ſtellte ihm nochmals vor, er möge iieber mit ihm auf ſeinen Finkenherd und dann zurückfahren; er gefährde, wenn er auch höchſt unwahrſcheinlich den Peſtkordon durchſchieichen ſollte, jenſeits an der Peſt zu ſterben.

Wehmüiler aber meinte: Ein zweiter Wehmülier, der zu meiner Frau reiſt, iſt auch eine Peſt, an der man ſterben kann, und er wolie ſo wenig als die Schneegänſe, weiche ſchreiend über ihnen ſtrichen, den Peſtkordon reſpektieren, er habe keine Ruhe, bis er bei ſeiner Toneri ſei.

So kamen ſie bis auf die Grenze der Giulowitſchſchen Güter, und der Graf ſchenkte Wehmüliern noch eine Flaſche Tokaier mit den Worten: „Wenn Sie dieſe ausſtechen, iieber Wehmüiier, werden Sie ſich nicht wundern, daß man Sie doppelt geſehn, denn Sie ſelbſt werden alles doppeit ſehn; geben Sie uns ſobald als möglich Bericht von Ihrem Abenteuer, und möge Ihre Gemahlin anders ſehen, als der Bauer geſehen hat. Leben Sie wohl!“

Nun eiite Wehmülier, ſo ſchneii er konnte, nach dem nächſten Dorf, und kaum war er in die kleine, dumpfigte Schenke eingetreten, als die alte Wirtin, in Huſarenuniform, ihm entgegenſchrie: „Ha, ha, da ſind der Herr wieder zurück, ich hab' es gieich geſagt, daß Sie nicht durch den Kordon würden hinüber gelaſſen werden.“

Wehmüller ſagte, daß er hier niemals geweſen und daß er gieich jetzt erſt verſuchen wolie, durch den Kordon zu kommen. Da iachte Frau Tſchermack und ihr Geſinde ihm ins Geſicht und behaupteten ſteif und feſt: er ſei vor einigen Tagen hier durchpaſſiert, von einem Giulowitſcher Bauer begleitet, dem er das Botenlohn zu zahien vergeſſen; er habe ja hier gefrühſtückt und erzähit, daß er nach Stuhlweißenburg zu ſeiner Frau Tonerl wolle, um dort das hochlöbiiche Offizierkorps zu maien. Wehmülier kam durch dieſe neue Beſtätigung, daß er doppeit in der Weit herumreiſe, beinahe in Verzweifiung. Er ſagte der Wirtin mit kurzen Worten ſeine ganze Lage; ſie wußte nicht, was ſie glauben ſollte, und ſah ihn ſehr kurios an. Es war ihr nicht allzu heimiich bei ihm. Aber er wartete aile ihre Skrupei nicht ab und iief wie toll und biind zum Dorfe hinaus, und dem Peſtkordon zu. Als er eine Viertelmeiie auf der Landſtraße geiaufen

war, ſah er auf dem Stoppelfeld eine Reihe von Rauchſäulen aufſteigen und ein angenehmer Wachholdergeruch dampfte ihm entgegen. Er ſah bald eine Reihe von Erdhütten und Soldaten, welche kochten und ſangen; es war ein Hauptbiwak des Peſtkordons. Als er ſich der Schildwache näherte, rief ſie ihm ein ſchreckliches „Halt!“ entgegen und ſchlug zugleich ihr Gewehr auf ihn an. Wehmüller ſtand wie angewurzelt. Die Schildwache rief den Unteroffizier, und nach einigen Minuten ſprengte ein Szekler-Huſar gegen ihn heran und ſchrie aus der Ferne: „Wos willſtu, quid vis? Wo kommſt her, unde venis? An welchen Ort willſt du, ad quem locum vis? Biſt du nicht vorige Woche hier durchpaſſiert, es tu non altera hebdomada hic perpassatus?“ Er fragte ihn ſo auf deutſch und huſarenlateiniſch zugleich, weil er nicht wußte, ob er ein Deutſcher oder ein Ungar ſei.

Wehmüller mußte aus den letzten Worten des Huſaren abermals hören, daß er hier ſchon durchgereiſt ſei, welche Nachricht ihm eiskalt über den Rücken lief. Er ſchrie ſich beinah die Kehle aus, daß er gerade von dem Grafen Giulowitſch komme, daß er in ſeinem Leben nicht hier geweſen. Der Huſar aber lachte und ſprach: „Du lügſt, mentiris! Haſt du nicht dem Herrn Chirurg ſein Bild gegeben, non dedidisti Domino Chirurgo suam imaginem? — daß er durch die Finger geſehen und dich paſſieren laſſen, ut vidit per digitos et te fecit passare? Du biſt zurückgekehrt aus den Peſtörtern, es returnatus ex pestiferatis locis!“ — Wehmüller ſank auf die Knie nieder und bat, man möge den Chirurgen doch herbeirufen.

Während dieſem Geſpräch waren mehrere Soldaten um den Huſaren herumgetreten, zuzuhören, endlich kam der Chirurg auch, und nachdem er Wehmüllers Klagen angehört, der ſich die Lunge faſt weggeſchrien, befahl er ihm, ſich einem der Feuer von Wachholderholz zu nähern, ſo daß es zwiſchen ihnen beiden ſei, dann wolle er mit ihm reden.

Wehmüller tat dies und erzählte ihm die ganze Ausſage über einen zweiten Wehmüller, der hier durchgereiſt ſei, und ſeine große Sorge, daß ihn dieſer um all ſein Glück betrügen könne und bot dem Chirurgen alles an, was er beſitze, er möge ihm nur durchhelfen.

Der Chirurg holte nun eine Rolle Wachsleinwand aus ſeiner Erdhütte, und Wehmüller erblickte auf derſelben eines der ungariſchen Nationalgeſichter, grad wie er ſie ſelbſt zu malen pflegte, auch ſein Name ſtand drunter, und da der Chirurg ſagte, ob er dies Bild nicht gemalt und ihm neulich geſchenkt habe, weil er ihn paſſieren laſſen, geſtand Wehmüller: er würde nie dies Bild von den ſeinigen unterſcheiden können, aber durchpaſſiert ſei er hier nie und habe nie die Gelegenheit gehabt, den Herrn Chirurgen zu ſprechen.

Da sagte der Chirurg: „Hatten Sie nicht heftiges Zahnweh? Habe ich Ihnen nicht noch einen Zahn ausgezogen für das Bild?"

„Nein, Herr Chirurg", erwiderte Wehmüller, „ich habe alle meine Zähne frisch und gesund, wenn Sie zuschauen wollen."

Nun faßte der Feldscher einigen Mut. Wehmüller sperrte das Maul auf, er sah nach und gestand ihm zu, daß er ganz ein andrer Mensch sei; denn jetzt, da er ihn weder aus der Ferne noch von Rauch getrübt ansehe, müsse er ihm gestehen, daß der andere Wehmüller viel glatter und auch etwas fetter sei, ja daß sie beide, wenn sie nebeneinander ständen, kaum verwechselt werden könnten; aber durchpassieren lassen könne er ihn jetzt doch nicht. Es habe zuviel Aufsehens bei der Wache gemacht, und er könne Verdruß haben; morgen früh werde aber der Kordonkommandant mit einer Patrouille bei der Visitation hieher kommen, und da ließe sich sehen, was er für ihn tun könne; er möge bis dahin nach der Schenke des Dorfs zurückkehren, er wolle ihn rufen lassen, wenn es Zeit sei; er solle auch das Bild mitnehmen und ihm den Schnauzbart etwas spitzer malen, damit es ganz ähnlich werde.

Wehmüller bat, in seiner Erdhütte einen Brief an sein Tonerl schreiben zu dürfen, und ihm den Brief hinüber zu besorgen. Der Chirurg war es zufrieden. Wehmüller schrieb seiner Frau, erzählte ihr sein Unglück, bat sie um Gotteswillen, nicht den falschen Wehmüller mit ihm zu verwechseln und lieber sogleich ihm entgegen zu reisen. Der Chirurg besorgte den Brief und gab Wehmüllern noch ein Attestat, daß seine Person eine ganz andre sei, als die des ersten Wehmüllers, und nun kehrte unser Maler, durchgeräuchert wie ein Quarantänebrief, nach der Dorfschenke zurück.

Hier war die Gesellschaft vermehrt, die Erzählung von dem doppelten Wehmüller hatte sich im Dorfe und auf einem benachbarten Edelhof ausgebreitet, und es waren allerlei Leute bei der Wirtin zusammengekommen, um sich wegen der Geschichte zu befragen. Unter dieser Gesellschaft waren ein alter invalider Feuerwerker und ein Franzose die Hauptpersonen. Der Feuerwerker, ein Venetianer von Geburt, hieß Baciochi, und war ein Allesinallem bei dem Edelmanne, der einen Büchsenschuß von dem Dorfe wohnte. Der Franzose war ein Monsieur Devillier, der, von einer alten, reichen Ungarin gefesselt, in Ungarn sitzen geblieben war; seine Gönnerin starb und hinterließ ihm ein kleines Gütchen, auf welchem er lebte und sich bei seinen Nachbarn umher mit der Jagd und allerlei Liebeshändeln die Zeit vertrieb. Er hatte gerade eine Kammerjungfer auf dem Edelhofe besucht, der er Sprachunterricht gab, und diese hatte ihn mit dem Hofmeister des jungen Edelmanns auf seinem Rückwege in die Schenke begleitet, um ihrer Herrschaft von dem doppelten Weh-

müller Bericht zu erſtatten. Die Kammerjungfer hieß Nanny, und der Hofmeiſter war ein geborener Wiener mit Namen Lindpeindier, ein zartfühlender Dichter, der oft verkannt worden iſt. Die berühmteſte Perſon von allen war aber der Violinſpieler Michaiy, ein Zigeuner von etwa dreißig Jahren, von eigentümlicher Schönheit und Kühnheit, der wegen ſeinem großen Talent, alle möglichen Tänze ununterbrochen auf ſeiner Violine zu erfinden und zu variieren, bei allen großen Hochzeiten im Lande allein ſpielen mußte. Er war hieher gereiſt, um ſeine Schweſter zu erwarten, die bis jetzt bei einer verſtorbenen Großmutter gelebt und nun auf der Reiſe zu ihm durch den Peſtkordon von ihm getrennt war. Zu dieſen Perſonen fügte ſich noch ein alter kroatiſcher Edelmann, der einen einſamen Hof in der Nähe der türkiſchen Grenze beſaß; er übernachtete hier, von einem Kreistage zurückkehrend. Ein Tiroler Teppichkrämer und ſein Reiſegeſelle, ein Savoyardenjunge, dem ſein Murmeltier geſtorben war und der ſich nach Hauſe betteite, machten die Geſellſchaft voll, außer der alten Wirtin, die Tabak rauchte, und in ihrer Jugend als Amazone unter den Wurmſerſchen Huſaren gedient hatte. Sie trug noch den Doiman und die Mütze, die Haare, in einem Zopf am Nacken und zwei kleine Zöpfe an den Schläfen geknüpft, und hatte hinter ihrem Spinnrad ein martialiſches Anſehen. Dieſe bunte Verſammiung ſaß in der Stube, weiche zugleich die Küche und der Stall für zwei Büffelkühe war, um den lodernden, niedern Feuerherd, und war im vollen Geſpräch über den doppelten Wehmüller, als dieſer in der Dämmerung an der verſchioſſenen Haustür pochte.

Die Wirtin fragte zum Fenſter hinaus, und ais ſie Wehmüller ſah, rief ſie: „Gott ſteh uns bei! Da iſt noch ein dritter Wehmüiier; ich mache die Tür nicht eher auf, bis ſie alle drei zuſammen kommen!“

Ein lautes Gelächter und Geſchrei des Verwunderns aus der Stube unterbrach des armen Maiers Bitte um Einiaß. Er nahte ſich dem Fenſter und hörte eine iebhafte Beratſchiagung über ſich an.

Der kroatiſche Edelmann behauptete, er könne ſehr ieicht ein Vampyr ſein, oder die Leiche des erſten an der Peſt verſtorbenen Wehmüllers, die hier den Leuten das Biut ausſaugen wolle; der Feuerwerker meinte, er könne die Peſt bringen, er habe wahrſcheinlich den Kordon überſchritten und ſei wieder zurückgeſchlichen; der Tiroler bewies: er würde niemand freſſen; die Kammerjungfer verkroch ſich hinter dem Franzoſen, der, nebſt dem Hofmeiſter, die Gaſtfreiheit und Menſchiichkeit verteidigte. Deviiiier ſagte: er könne nicht erwarten, daß eine ſo auserwähite Geſellſchaft, in der er ſich befände, jemals aus Furcht und Aberglauben die Rechte der Menſchheit ſo ſehr verletzen werde, einen Fremden um einer bloßen Grille auszuſperren, er wolie mit dem Manne reden; der Zi-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

geuner aber ergriff in dem allgemeinen, ziemlich lauten Wortwechsel seine Violine und machte ein wunderbares Schariwari dazu, und da die ungarischen Bauern nicht leicht eine Fiedel hören, ohne den Tanzkrampf in den Füßen zu fühlen, so versammelte sich bald Horia und Klotzka vor der Schenke — was so viel heißt als Hinz und Kunz bei uns zu Lande — die Mädchen wurden aus den Betten getrieben und vor die Schenke gezogen, und sie begannen zu juchzen und zu tanzen.

Durch den Lärm ward der Vizegespan, des Orts Obrigkeit, herbeigelockt, und Wehmüller brachte ihm seine Klagen und das Attestat des Chirurgen vor, versprach ihm auch sein Porträt unter den Nationalgesichtern sich aussuchen zu lassen, wenn er ihm ein ruhiges Nachtquartier verschaffe und seine Persönlichkeit in der Schenke attestiere.

Der Vizegespan ließ sich nun die Schenke öffnen und las drinnen das Attestat des Herrn Chirurgen, das er allen Anwesenden zur Beruhigung mitteilte. Durch seine Autorität brachte er es dahin, daß Wehmüller endlich hereingelassen wurde, und er nahm, um der Sache mehr Ansehen zu geben, ein Protokoll über ihn auf, an dem nichts merkwürdig war, als daß es mit dem Worte „sondern" anfing. Indessen hatten die Bauern den musikalischen Zigeuner herausgezerrt und waren mit ihm unter die Linde des Dorfes gezogen, der Tiroler zog hinterdrein und jodelte aus der Fistel, der Savoyarde gurgelte sein „Escoutta Gianetta" und klapperte mit dem Deckel seines leeren Kastens den Takt dazu bis unter die Linde. Monsieur Devillier forderte die Kammerjungfer zu einem Tänzchen auf und Herr Lindpeindler gab der schönen Herbstnacht und dem romantischen Eindruck nach. So war die Stube ziemlich leer geworden. Wehmüller holte seine Nationalgesichter aus der Blechbüchse, und der Vizegespan hatte bald sein Porträt gefunden, versprach auch dem Maler ins Ohr, daß er ihm morgen über den Kordon helfen wolle, wenn er ihm heute nacht noch eine Reihe Knöpfe mehr auf die Jacke male. — Wehmüller dankte ihm herzlich und begann sogleich bei einer Kienfackel seine Arbeit. Der Feuerwerker und der kroatische Edelmann rückten zu dem Tisch, auf welchem Wehmüller seine Flasche Tokaier preisgab, die Herren drehten sich die Schnauzbärte, steckten sich die Pfeifen an und ließen es sich wohlschmecken. Der Vizegespan sprach von der Jagdzeit, die am St. Egiditag, da der Hirsch in die Brunst gehe, begonnen habe, und daß er morgen früh nach einem Vierzehnender ausgehen wolle, der ihm großen Schaden in seinem Weinberge getan, zugleich lud er Herrn Wehmüller ein, mitzugehen, wobei er ihm auf den Fuß trat. Wehmüller verstand, daß dies ein Wink sei, wie er ihm über den Kordon helfen wolle, und wenn ihm gleich nicht so zumute war, gern von Hirschgeweihen zu hören, nahm er doch

das Anerbieten mit Dank an, nur bat er sich die Erlaubnis aus, nach der Rückkehr das Bild des Herrn Vizegespans in seinem Hause fertig malen zu dürfen. Der kroatische Edelmann und der Feuerwerker sprachen nun noch mancherlei von der Jagd und wie der Wein so vortrefflich stehe, darum sei das Volk auch so lustig; wenn der unbequeme Pestkordon nur erst aufgelöst sei! aller Verkehr sei durch ihn gestört, und der Kordon sei eigentlich ärger als die Pest selbst.

„Es wird bald aus sein mit dem Kordon," sagte der Kroate, „die Kälte ist der beste Doktor, und ich habe heute an den Eicheln gesehen, daß es einen strengen Winter geben wird; denn die Eicheln kamen heuer früh und viel, und es heißt von den Eicheln im September:

Haben sie Spinnen, so kömmt ein bös Jahr,
Haben sie Fliegen, kömmt Mittelzeit zwar.
Haben sie Maden, so wird das Jahr gut,
Ist nichts darin, so hält der Tod die Hut.
Sind die Eicheln früh und sehr viel,
So schau, was der Winter anrichten will:
Mit vielem Schnee kommt er vor Weihnachten,
Danach magst du große Kälte betrachten.
Sind die Eicheln schön innerlich,
Folgt ein schöner Sommer, glaub sicherlich;
Auch wird dieselbe Zeit wachsen schön Korn,
Also ist Müh und Arbeit nicht verlorn.
Werden sie innerlich naß befunden,
Tuts uns einen nassen Sommer bekunden,
Sind sie mager, wird der Sommer heiß,
Das sei dir gesagt mit allem Fleiß.

Diesen September aber waren sie so früh und häufig, daß es gewiß bald kalt, und der Frost die Pest schon vertilgen wird."

„Ganz recht," sagte der Vizegespan, „wir werden einen frühen Winter und einen schönen Herbst haben, denn tritt der Hirsch an einem schönen Egiditag in Brunst, so tritt er auch an einem schönen Tag heraus, und wenn er früh eintritt, wie dieses Jahr, so naht der Winter auch früh."

Über diesen Wetterbetrachtungen kamen sie auf kalte Winter zu sprechen, und der Kroate erzählte folgende Geschichte, die ihm vor einigen Jahren im kalten Winter in der Christnacht geschehen sein sollte, und er beschwor sie hoch und teuer. Aber eben, als er beginnen wollte, schallte ein großer Spektakel von

der Linde her. Lindpeindler und die Kammerjungfer stürzten mit dem Geschrei in die Stube, auf dem Tanzplatze sei wieder ein Wehmüller erschienen.

„Ach," schrie die Kammerjungfer, „er hat mich wie ein Gespenst angepackt und ist mit mir so entsetzlich unter der Linde herumgetanzt, daß mir die Haube in den Zweigen blieb."

Auf diese Aussage sprangen alle vom Tisch auf und wollten hinausstürzen. Der Vizegespan aber gebot dem Maler, sitzen zu bleiben, bis man wisse, ob er oder der andere es sei.

Da näherte sich das Spektakel, und bald trat der Zigeuner, lustig fiedelnd, von den krähenden Bauern begleitet, mit dem neuen Wehmüller vor die Schenke. Da klärte sich denn bald der Scherz auf. Devillier hatte den grauen Reisekittel und den Hut Wehmüllers im Hinausgehen aufgesetzt und ein altes blechernes Ofenrohr, das in einem Winkel lag, umgehängt, die furchtsame Kammerjungfer zu erschrecken.

Nanny ward sehr ausgelacht, und der Vizegespan befahl nun den Leuten, zu Bette zu gehen; da aber einige noch tanzen wollten und grob wurden, rief er nach seinen Heiducken, setzte selbst eine Bank vor die Türe, legte eigenhändig einen frechen Burschen über und ließ ihm fünf aufzählen, auf welche kleine Erfrischung die ganze Ballgesellschaft mit einem lauten: Vivat noster Dominus Vicegespanus! jubelnd nach Haus zog.

Nun ordnete sich die übrige Gesellschaft in der engen Stube, wie es gehen wollte, um Tisch und Herd, auf Kübeln und Tonnen und den zur Nachtstreue von der Wirtin angeschleppten Strohbündeln. Devillier ließ einige Krüge Wein bringen, und der erschrockenen Kammerjungfer wurde auf den Schreck wacker zugetrunken. Man bat dann den Kroaten, seine versprochene Geschichte zu erzählen, welcher, während Wehmüller in schweren Gedanken an sein Tonerl Knöpfe malte, also begann:

Das Picknick des Katers Mores.

Erzählung des kroatischen Edelmanns.

„Mein Freihof liegt einsam, eine halbe Stunde von der türkischen Grenze, in einem sumpfigten Wald, wo alles im herrlichsten und fatalsten Überfluß ist, zum Beispiel die Nachtigallen, die einem immer vor Tag aus dem Schlafe wecken, und im letzten Sommer pfiffen die Bestien so unverschämt nah und in solcher Menge vor meinem Fenster, daß ich einmal im größten Zorne den Nachttopf nach ihnen warf. Aber ich kriegte bald einen Hausgenossen, der ihnen auf

den Dienst paßte und mich von dem Ungeziefer befreite. Heut' sind es drei Jahre, als ich morgens auf meinen Finkenherd ging, mit einem Pallasch, einer guten Doppelbüchse und einem Paar doppelten Pistolen versehen, denn ich hatte einen türkischen Wildbretdieb und Händler auf dem Korn, der mir seit einiger Zeit großen Wildschaden angetan und mir, da ich ihn gewarnt, trotzig hatte sagen lassen, er störe sich nicht an mir, und wolle unter meinen Augen in meinem Walde jagen. Als ich nach dem Finkenherd kam, fand ich alle meine ausgestellten Dohnen und Schlingen ausgeleert und merkte, daß der Spitzbube mußte dagewesen sein. Erbittert stellte ich meinen Fang wieder auf, da strich ein großer schwarzer Kater aus dem Gesträuch murrend zu mir her und machte sich so zutulich, daß ich seinen Pelz mit Wohlgefallen ansah und ihn liebkoste mit der Hoffnung, ihn an mich zu gewöhnen, und mir etwa aus seinen Winterhaaren eine Mütze zu machen. Ich habe immer so eine lebendige Wintergarderobe im Sommer in meinem Revier, ich brauche darum kein Geld zum Kürschner zu tragen, es kommen mir auch keine Motten in mein Pelzwerk. Vier Paar tüchtige lederne Hosen laufen immer als lebendige Böcke auf meinem Hofe, und mitten unter ihnen ein herrlicher Dudelsack, der sich jetzt als lebendiger Bock schon so musikalisch zeigt, daß die zu einzelnen Hosenbeinen bestimmten Kandidaten, sobald er meckernd unter sie tritt, zu tanzen und gegeneinander zu stutzen anfangen, als fühlten sie jetzt schon ihre Bestimmung: einst mit meinen Beinen nach diesem Dudelsack ungarisch zu tanzen. So habe ich auch einen neuen Reisekoffer als Wildsau in meinem Forste herumlaufen, ein prächtiger Wolfspelz hat mir im letzten Winter in der Gestalt von sechs tüchtigen Wölfen schon auf den Leib gewollt; die Bestien hatten mir ein tüchtiges Loch in die Kammertüre genagt, da fuhr ich einem nach dem andern durch ein Loch über der Türe mit einem Pinsel voll Ölfarbe über den Rücken, und erwarte sie nächstens wieder, um ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen.

Aus solchen Gesichtspunkten sah ich auch den schwarzen Kater an, und gab ihm, teils weil er schwarz wie ein Mohr war, teils weil er gar vortrefflich Mores oder Sitten hatte, den Namen Mores. Der Kater folgte mir nach Hause und wußte sich so trefflich durch Mäusefangen und Verträglichkeit mit meinen Hunden auszuzeichnen, daß ich den Gedanken, ihn aus seinem Pelz zu vertreiben, bald aufgegeben hatte. Mores war mein steter Begleiter, und nachts schlief er auf einem ledernen Stuhl neben meinem Bette. Merkwürdig war es mir besonders an dem Tiere, daß es, als ich ihm scherzhaft bei Tage einigemal Wein aus meinem Glase zu trinken anbot, sich gewaltig dagegen sträubte, und ich es doch einst im Keller erwischte, wie es den Schwanz ins Spundloch hängte und dann mit dem größten Appetit ableckte. Auch zeichnete sich Mores vor allen Katzen durch seine

Neigung, ſich zu waſchen, aus, da doch ſonſt ſein Geſchlecht eine Feindſchaft gegen das Waſſer hat. Alle dieſe Abſonderlichkeiten hatten den Mores in meiner Nachbarſchaft ſehr berühmt gemacht, und ich ließ ihn ruhig bei mir aus- und eingehen, er jagte auf ſeine eigene Hand und koſtete mich nichts als Kaffee, den er über die Maßen gern ſoff. So hatte ich meinen Geſellen bis gegen Weihnachten immer als Schlafkameraden gehabt, als ich ihn die zwei letzten Tage und Nächte vor dem Chriſttag ausbleiben ſah. Ich war ſchon an den Gedanken gewöhnt, daß ihn irgend ein Wildſchütze, vielleicht gar mein türkiſcher Grenznachbar, möge weggeſchoſſen oder gefangen haben, und ſendete deswegen einen Knecht hinüber zu dem Wildhändler, um etwas von dem Mores auszukundſchaften. Aber der Knecht kam mit der Nachricht zurück, daß der Wildhändler von meinem Kater nichts wiſſe, daß er eben von einer Reiſe von Stambul zurückgekommen ſei und ſeiner Frau eine Menge ſchöner Katzen mitgebracht habe; übrigens ſei es ihm lieb, daß er von meinem trefflichen Kater gehört, und wolle er auf alle Weiſe ſuchen, ihn in ſeine Gewalt zu bringen, da ihm ein tüchtiger Baſſa für ſein Serail fehle. Dieſe Nachricht erhielt ich mit Verdruß am Weihnachtsabend, und ſehnte mich um ſo mehr nach meinem Mores, weil ich ihn dem türkiſchen Schelm nicht gönnte. Ich legte mich an dieſem Abend früh zu Bette, weil ich in der Mitternacht eine Stunde Weges nach der Kirche in die Metten gehen wollte. Mein Knecht weckte mich zur gehörigen Zeit; ich legte meine Waffen an und hängte meine Doppelbüchſe, mit dem gröbſten Schrote geladen, um. So machte ich mich auf den Weg, in der kälteſten Winternacht, die ich je erlebt; ich war eingehüllt wie ein Pelznickel, die brennende Tabakspfeife fror mir einigemal ein, der Pelz um meinen Hals ſtarrte von meinem gefrornen Hauch wie ein Stachelſchwein, der feſte Schnee knarrte unter meinen Stiefeln, die Wölfe heulten rings um meinen Hof, und ich befahl meinen Knechten, Jagd auf ſie zu machen.

So war ich bei ſternheller Nacht auf das freie Feld hinausgekommen und ſah ſchon in der Ferne eine Eiche, die auf einer kleinen Inſel mitten in einem zugefrornen Teiche ſtand und etwa die Hälfte des Weges bezeichnete, den ich zum Kirchdorf hatte. Da hörte ich eine wunderbare Muſik, und glaubte anfangs, es ſei etwa ein Zug Bauern, der mit einem Dudelſack ſich den Weg zur Kirche verkürzte, und ſo ſchritt ich derber zu, um mich an die Leute anzuſchließen. Aber je näher ich kam, je toller war die kurioſe Muſik, ſie löſte ſich in ein Gewimmer auf, und, ſchon dem Baume nah, hörte ich, daß die Muſik von demſelben herunterſchallte. Ich nahm mein Gewehr in die Hand, ſpannte den Hahn und ſchlich über den feſten Teich auf die Eiche los; was ſah ich, was hörte ich? Das Haar ſtand mir zu Berge; der ganze Baum ſaß voll ſchrecklich heulender Katzen, und

in der Krone thronte mein Herr Mores mit krummem Buckel und biies ganz erbärmlich auf einem Dudelſack, wozu die Katzen unter gewaltigem Geſchrei um ihn her durch die Zweige tanzten. Ich war anfangs vor Entſetzen wie verſteinert, baid aber zwickte mich der Kiang des Dudeiſacks ſo ſonderbar in den Beinen, daß ich ſelbſt anfing zu tanzen und beinahe in eine von Fiſchern gehauene Eisöffnung fiel; da tönte aber die Mettenglocke durch die helle Nacht, ich kam zu Sinnen und ſchoß die volle Schrotiadung meiner Doppelbüchſe in den vermaledeiten Tanzchor hinein, und in demſelben Augenbiick fegte die ganze Tanzgeſellſchaft wie ein Hageiwetter von der Eiche herunter und wie ein Bienenſchwarm über mich weg, ſo daß ich auf dem Eiſe ausglitt und piatt niederſtürzte. Als ich mich aufraffte, war das Feld ieer, und ich wunderte mich, daß ich auch keine einzige von den Katzen getroffen unter dem Baume fand.

Der ganze Handei hatte mich ſo erſchreckt und ſo wunderiich gemacht, daß ich es aufgab, nach der Kirche zu gehen, ich eiite nach meinem Hofe zurück und ſchoß meine Piſtoien mehrere Male ab, um meine Knechte herbeizurufen. Sie nahten mir bald auf dieſes verabredete Zeichen; ich erzähite ihnen mein Abenteuer, und der eine, ein alter, erfahrener Keri, ſagte: „Sein Ihr Gnaden nur ruhig, wir werden die Katzen bald finden, die Ihr Gnaden geſchoſſen haben.“ Ich machte mir alleriei Gedanken und legte mich zu Hauſe, nachdem ich auf den Schreck einen warmen Wein getrunken hatte, zu Bett.

Als ich gegen Morgen ein Geräuſch vernahm, erwachte ich aus dem unruhigen Schiaf, und ſieh da; mein vermaledeiter Mores iag — mit verſengtem Pelz — wie gewöhniich neben mir auf dem Lederſtuhl. Es iief mir ein grimmiger Zorn durch alle Glieder; „Paſſaveaneikiteremtete!“ ſchrie ich, „vermaledeite Zauberkanaille, biſt du wieder da?“ und griff nach einer neuen Miſtgabel, die neben meinem Bette ſtand, aber die Beſtie ſtürzte mir an die Kehie und würgte mich; ich ſchrie Zetermordio. Meine Knechte eilten herbei mit gezogenen Säbeln und fegten nicht ſchiecht über meinen Mores her, der an allen Wänden hinauffuhr, endiich das Fenſter zerſtieß und dem Waide zuſtürzte, wo es vergebens war, das Untier zu verfolgen; doch waren wir gewiß, daß Herr Mores ſeinen Teil Säbelhiebe weghabe, um nie wieder auf dem Dudeiſack zu biaſen. Ich war ſchändiich zerkratzt und der Hals und das Geſicht ſchwoll mir gräßlich an. Ich ließ nach einer ſlavoniſchen Viehmagd rufen, die bei mir diente, um mir einen Umſchlag von ihr kochen zu iaſſen, aber ſie war nirgends zu finden, und ich mußte nach dem Kirchdorf fahren, wo ein Feldſcherer wohnte. Als wir an die Eiche kamen, wo das nächtliche Konzert geweſen war, ſahen wir einen Menſchen darauf ſitzen, der uns erbärmiich um Hilfe anflehte. Ich erkannte baid Miadka, die ſlavoniſche Magd; ſie hing halb erfroren mit den Röcken in

Digitized by Google

den Baumäſten verwickelt, und das Blut rann von ihr nieder in den Schnee; auch ſahen wir blutige Spuren von da her, wo mich die Katzen über den Haufen geworfen, nach dem Walde zu. Ich wußte nun, wie es mit der Slavonierin beſchaffen war, ließ ſie ſchwebend, daß ſie die Erde nicht berührte, auf den Wurſtwagen tragen und feſtbinden und fuhr eilend mit der Hexe nach dem Dorfe. Als ich bei dem Chirurg ankam, wurde gleich der Vizegeſpan und der Pfarrer des Orts gerufen, alles zu Protokoll genommen, und die Magd Miadka ward ins Gefängnis geworfen; ſie iſt zu ihrem Glück an dem Schuß, den ſie im Leibe hatte, geſtorben, ſonſt wäre ſie gewiß auf den Scheiterhaufen gekommen. Sie war ein wunderſchönes Weibsbild, und ihr Skelett iſt nach Peſt ins Naturalienkabinett als ein Muſter ſchönen Wachstums gekommen; ſie hat ſich auch herzlich bekehrt und iſt unter vielen Tränen geſtorben. Auf ihre Ausſagen ſollten verſchiedene andere Weibsperſonen in der Gegend gefangen genommen werden, aber man fand zwei tot in ihren Betten, die anderen waren entflohen. — Als ich wieder hergeſtellt war, mußte ich mit einer Kreiskommiſſion über die türkiſche Grenze reiſen; wir meideten uns bei der Obrigkeit mit unſerer Anzeige gegen den Wildhändler, aber da kamen wir ſchier in eine noch ſchlimmere Suppe; es wurde uns erklärt, daß der Wildhändler nebſt ſeiner Frau und mehreren türkiſchen, ſerbiſchen und ſlavoniſchen Mägden und Sklavinnen von Schrotſchüſſen und Säbelhieben verwundet zu Hauſe angekommen, und daß der Wildhändler geſtorben ſei, mit der Angabe: er ſei, von einer Hochzeit kommend, auf der Grenze von mir überfallen und ſo zugerichtet worden. Während dies angezeigt wurde, verſammelte ſich eine Menge Volks, und die Frau des Wildhändlers, mit mehreren Weibern und Mägden, verbunden und bepflaſtert, erhoben ein mörderliches Geſchrei gegen uns. Der Richter ſagte: er könne uns nicht ſchützen, wir möchten ſehen, daß wir fortkämen; da eilten wir nach dem Hof, ſprangen zu Pferde, nahmen den Kreiskommiſſär in die Mitte, ich ſetzte mich an die Spitze der ſechs Szekler Huſaren, die uns begleitet hatten, und ſo ſprengten wir, Säbel und Piſtole in der Hand, früh genug zum Orte hinaus, um nicht mehr zu erleiden, als einige Steinwürfe und blinde Schüſſe, eine Menge türkiſcher Flüche mit eingerechnet. Die Türken verfolgten uns bis über die Grenze, wurden aber von den Szeklern, die ſich im Walde ſetzten, ſo zugerichtet, daß wenigſtens ein paar von ihnen dem Wildhändler im Mahomeds Paradies Nachricht von dem Erfolg werden gegeben haben. Als ich nach Haus kam, war das erſte, daß ich meinen Dudelſack viſitierte, den ich auch mit drei Schroten durchlöchert hinter meinem Bett liegen fand. Mores hatte alſo auf meinem eigenen Dudelſack geblaſen, und war von ihm gegen meinen Schuß gedeckt worden. Ich hatte mit der unſeligen Geſchichte noch viele Schererei, ich wurde weit-

läufig zu Protokoll vernommen, es kam eine Kommission nach der andern auf meinen Hof und ließ sich tüchtig aufwarten; die Türken klagten wegen Grenzverletzung, und ich mußte es mir am Ende noch mehrere Stücke Wild und ein ziemliches Geld kosten lassen, daß die Gerichtsplackerei endlich einschlief, nachdem ich und meine Knechte vereidigt worden waren. Trotzdem wurde ich mehrmals vom Kreisphysikus untersucht: ob ich auch völlig bei Verstand sei, und dieser kam nicht eher zur völligen Gewißheit darüber, bis ich ihm ein Paar doppelte Pistolen und seiner Frau eine Verbrämung von schwarzem Fuchspelz und mehrere tüchtige Wildbraten zugeschickt hatte. So wurde die Sache endlich stille, um aber in etwas auf meine Kosten zu kommen, legte ich eine Schenke unter der Eiche auf der Insel in dem Teiche an, wo seither die Bauern und Grenznachbarn aus der Gegend sich Sonntags im Sommer viel einstellen, und den ledernen Stuhl, worauf Mores geschlafen, und an den ich ein Stück seines Schweifs, das ihm die Knechte in der Nacht abgehauen, genagelt habe, besehen; den Dudelsack habe ich flicken lassen, und mein Knecht, der den Wirt dort macht, pflegt oben in der Eiche, wo Mores gesessen, darauf den Gästen, die um den Baum tanzen, vorzuspielen. Ich habe schon ein schönes Geld da eingenommen, und wenn mich die Herrschaften dort einmal besuchen wollen, so sollen sie gewiß gut bedient werden."

* * *

Diese Erzählung, welche der Kroat mit dem ganzen Ausdruck der Wahrheit vorgebracht hatte, wirkte auf die verschiedenste Weise in der Gesellschaft. — Der Vizegespan, der Tiroler und die Wirtin hatten keinen Zweifel, und der Savoyarde zeigte seine Freude, daß man noch kein Beispiel gehabt habe, ein Murmeltier sei eine Hexe gewesen. Lindpeindler äußerte: es möge an der Geschichte wahr sein, was da wolle, so habe sie doch eine höhere poetische Wahrheit; sie sei in jedem Falle wahr, insofern sie den Charakter der Einsamkeit, Wildnis und der türkischen Barbarei ausdrücke, sie sei durchaus für den Ort, auf welchem sie spiele, scharf bezeichnend und mythisch und darum dort wahrer, als irgendeine Lafontainesche Familiengeschichte. Aber es verstand keiner der Anwesenden, was Lindpeindler sagen wollte, und Devillier leugnete ihm grade ins Gesicht, daß Lafontaine irgendeine seiner Fabeln jemals für eine wahre Familiengeschichte ausgegeben habe; Lindpeindler schwieg und wurde verkannt.

Nun aber wendete sich der Franzose zu der Kammerjungfer, welche sich mit stillem Schauer in einen Winkel gedrückt hatte, sprechend: „Und Sie, schöne Nanny, sind ja so stille, als fühlten Sie sich bei der Geschichte getroffen?"

„Wieso getroffen?“ fragte Nanny.

„Nun ich meine,“ erwiderte Devillier lächelnd, „von einem Schrote des kroatischen Herrn. Sollte das artigste Kammerkätzchen der Gegend nicht zu dem Teedansant eingeladen gewesen sein? Das wäre ein Fehler des Herrn Mores gegen die Galanterie, wegen welchem er die Rache seines Herrn allein schon verdient hätte.“

Alle lachten; Nanny aber gab dem Franzosen eine ziemliche Ohrfeige und erwiderte: „Sie sind der Mann dazu, einen in den Ruf zu bringen, daß man geschossen sei, denn Sie haben selbst einen Schuß!“ und dabei zeigte sie ihm von neuem die fünf Finger, worauf Devillier sagte: „Erhebt das nicht den Verdacht, sind das nicht Katzenmanieren? Sie waren gewiß dabei! Frau Tschermack, die Wirtin wird es uns sagen können, denn die hat gewiß nicht gefehlt; ich glaube, daß sie die Blessur in der Hüfte eher bei solcher Gelegenheit, als bei den Wurmserschen Husaren erhalten.“

Alles lachte von neuem, und der Zigeuner sagte: „Ich will sie fragen.“

Der Kroate fand sich über die Ungläubigkeit Devilliers gekränkt und fing an, seine Geschichte nochmals zu beteuern, indem er seine pferdehaarene steife Halsbinde ablöste, um die Narben von den Klauen des Mores zu zeigen. Nanny drückte die Augen zu, und indessen brachte der Zigeuner die Nachricht: Frau Tschermack meine, Mores müsse es selbst am bessen wissen. Er setzte mit diesen Worten die große schwarze Katze der Wirtin, welche er vor der Tür gefangen hatte, der Kammerjungfer in den Schoß, welche mit einem heftigen Schrei des Entsetzens auffuhr. — „Eingestanden!“ rief Devillier; aber der Spaß war dumm, denn Nanny kam einer Ohnmacht nah, die Katze sprang auf den Tisch, warf das Licht um und fuhr dem armen Wehmüller über seine nassen Farben; der Vizegespan riß das Fenster auf und entließ die Katze, aber alles war rebellisch geworden; die Büffelkühe im Hintergrunde der Stube rissen an den Ketten, und jeder drängte nach der Türe. Wehmüller und Lindpeindler sprangen auf den Tisch und stießen mit dem Tiroler zusammen, der es auch in demselben Augenblick tat, und mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen mehr Knopflöcher in das Porträt des Vizegespans trat, als Knöpfe darauf waren. Devillier trug Nanny hinaus; der Kroate schrie immer: „Da haben wir es, das kommt vom Unglauben!“ Frau Tschermack aber, welche mit einem vollen Weinkrug in die Verstörung trat, fluchte stark und beruhigte die Kühe; der Zigeuner griff wie ein zweiter Orpheus nach seiner Violine, und als Monsieur Devillier mit Nanny, die er am Brunnen erfrischt hatte, wieder hereintrat, kniete der kecke Bursche vor ihr nieder und sang und spielte eine so rührende Weise auf seinem Instrument, daß niemand widerstehen konnte und bald alles stille ward. Es war dies

ein altes zigeunerisches Schlachtlied, wobei der Zigeuner endlich in Tränen zerfloß, und Nanny konnte ihm nicht widerstehen, sie weinte auch und reichte ihm die Hand; Lindpeindler aber sprang auf den Sänger zu und umarmte ihn mit den Worten: „O, das ist groß, das ist ursprünglich! Bester Michaly, wollen Sie mir Ihr Lied wohl in die Feder diktieren?“

„Nimmermehr!“ sagte der Zigeuner, „so was diktiert sich nicht, ich wüßte es auch jetzt nicht mehr, und wenn Sie mir den Hals abschnitten; wenn ich einmal wieder eine schöne Jungfer betrübt habe, wird es mir auch wieder einfallen.“

Da lachte die ganze Gesellschaft, und Michaly begann so tolle Melodien aus seiner Geige herauszulocken, daß die Fröhlichkeit bald wieder hergestellt wurde und Devillier den Kroaten fragte, ob Mores nicht diesen Tanz aufgespielt hätte. Herr Lindpeindler notierte sich wenigstens den Inhalt des extemporierten Liedes; es war die Wehklage über den Tod von tausend Zigeunern. Im Jahre 1537 wurde in den Zapolischen Unruhen das Kastell Nagy-Ida in der Abanywarer Gespanschaft mit Belagerung von kaiserlichen Truppen bedroht. Franz von Perecey, der das Kastell verteidigte, stutzte, aus Truppenmangel, tausend Zigeuner in der Eile zu Soldaten und legte sie unter reichen Versprechungen von Geld und Freiheiten auf Kindeskinder, wenn sie sich wacker hielten, gegen den ersten Anlauf in die äußeren Schanzen. Auf diese vertrauend, hielten sich diese Helden auch ganz vortrefflich, sie empfingen die Belagerer mit einem heftigen Feuer, so daß sie umwendeten. Aber nun krochen die Helden übermütig aus ihren Löchern und schrien den Fliehenden nach: „Geht zum Henker, ihr Lumpen, hätten wir noch Pulver und Blei, so wollten wir euch anders zwiebeln.“

Da sahen sich die Abziehenden um, und als sie statt regulierter Truppen einen frechen Zigeunerschwarm auf den Wällen merkten, ergriff sie der Zorn, sie drangen in die Schanze und säbelten die armen Helden bis auf den letzten Mann nieder. Diese Niederlage, eine der traurigsten Erinnerungen der Zigeuner in jener Gegend, hatte Michaly in der Klage einer Mutter um ihren Sohn und einer Braut um ihren gefallenen Geliebten besungen.

Devillier sagte nun zu dem Kroaten: „Damit Sie nicht länger meinen Glauben an den Hexenmeister Mores in Katzengestalt bezweifeln, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, bei welcher ich selbst geholfen habe, ein paar hundert solcher Zauberer zu töten.“

„Ein paar hundert?“ riefen mehrere in der Gesellschaft.

„Ja!“ erwiderte Devillier, „und das will ich ebenso getrost beschwören, als unser Freund den musizierenden Katzenkongreß.“

Devilliers Erzählung von den Hexen auf dem Austerfelsen.

„Vor mehreren Jahren, da ich als Leutnant zu Dünkirchen in Garnison lag, genoß ich der vertrauten Freundschaft meines Majors, eines alten Gasconiers. Er war ein großer Liebhaber von Austern, und zu seiner Majorschaft gehörte der Genuß von einem großen Austerfelsen, der hinter einem Lustwäldchen, einen halben Büchsenschuß weit vom Ufer in der See lag, so daß man ihn bei der Ebbe trockenen Fußes erreichen konnte, um die frischen Austern vom Felsen zu schlagen. Da der Major eine Zeit her bemerkt hatte, daß in den meisten zutage liegenden Austern nichts drinnen war, konnte er sich gar nicht denken, wer ihm die Austern aus den Schalen hinwegstehle, und er bat mich, ihn in einer Nacht mit Schießgewehr bewaffnet nach dem Austerfelsen zu begleiten, um den Dieb zu belauern. Wir hatten kaum das kleine Gehölz betreten, als uns ein schreckliches Katzengeheul nach der See hinrief, und wie groß war unser Erstaunen , als wir den Felsen mit einer Unzahl von Katzen besetzt fanden, die, ohne sich von der Stelle zu bewegen, das durchdringendste Jammergeschrei ausstießen. Ich wollte unter sie schießen, aber mein Freund warnte mich, indem es gewiß ein e Gesellschaft von Zauberern und Hexen sei und ich durch den Schuß ihre Rache auf uns ziehen könnte. Ich lachte und lief mit gezogenem Säbel nach dem Felsen hin; aber wie ward mir zumute, da ich unter die Bestien hieb und sich doch keine einzige von der Stelle bewegte; ich warf meinen Mantel über eine, um sie ungekratzt von der Erde aufheben zu können, aber es war unmöglich, sie von der Stelle zu bringen, sie war wie angewurzelt. Da lief es mir eiskalt über den Rücken, und ich eilte, zu meinem Freunde zurückzukommen, der mich wegen meiner tollkühnen Expedition tüchtig ausschmälte. Wir standen noch, bis die Flut eintrat, um zu sehen, wie sich die Hexenmeister betragen würden, wenn das Wasser über sie herströmte; aber da ging es uns wie unserm kroatischen Freunde, als die Kirchglocke das Katzenpickenick auf der Eiche unterbrach. Kaum rollte die erste Welle über den Felsen, als die ganze Hexengesellschaft mit solchem Ungestüm gegen das Ufer und auf uns los stürzte, daß wir in der größten Eile Reißaus nahmen. Am andern Morgen begab sich der alte Major zum Gouverneur der Festung und zeigte ihm an, wie die ganze Festung voll Hexen und Zauberern sei, deren Versammlung er auf seinem Austerfelsen entdeckt habe. Der Gouverneur lachte ihn anfangs aus und begann, als er ernsthaft Truppen begehrte, diese Zauberer in der nächsten Nacht niederschießen zu lassen, an seinem Verstande zu zweifeln. Der Major stellte mich als Zeugen auf, und ich bestätigte, was ich gesehen, und die wunderbare Erscheinung von

Unbeweglichkeit der Katzen. Dem Gouverneur war die Sache unbegreiflich, und er verſprach, in der nächſten Nacht ſelbſt zu unterſuchen. Er ließ allen Wachen andeuten, ehe er in der Nacht mit uns und hundert Mann Voltigeurs ausmarſchierte, keine Rückſicht darauf zu nehmen, wenn ſie ſchießen hörten. Als wir dem Gehölz nahten, tönte dasſelbe Katzengeſchrei, und wir hatten vom Ufer dasſelbe eigentümlich ſchauerliche Beiſpiel: den lebendigen heulenden Felſen im Mondſchein über der weiten, unbegrenzten Meeresfläche. Der Gouverneur ſtutzte, er wollte hin, aber der Major hielt ihn mit ängſtlicher Sorge zurück; nun ließ der Gouverneur die hundert Mann von der Landſeite den Felſen umgeben und zwei volle Ladungen unter die Hexenmeiſter geben, aber es wich keiner von der Stelle, wenngleich eine Menge Stimmen unter ihnen zu ſchweigen begannen. Hierüber verwundert, ließ ſich der Gouverneur nicht länger halten, er ging nach dem Felſen und wir folgten ihm; er verſuchte, eine der Katzen wegzunehmen, aber ſie waren alle wie angewachſen; da entdeckte ich, daß ſie alle mit einer oder mehreren Pfoten, manche auch mit dem Schwanz in die feſtgeſchloſſenen Auſtern eingeklemmt waren. Als ich dies angezeigt, mußten die Soldaten heran und ſie ſämtlich erlegen. Da aber die Flut nahte, zogen wir uns ans Land zurück, und die ganze Katzenverſammlung, welche geſtern ſo lebhaft vor der erſten Woge geflohen war, wurde jetzt von der Flut mauſetot ans Ufer geſpült, worauf wir, den guten Major herzlich mit ſeinen Hexen auslachend, nach Hauſe marſchierten. Die Sache aber war folgende: Die Katzen, welche die Auſtern über alles lieben, zogen ſie mit den Pfoten aus den Schalen, und das gelang nicht länger, als bis ſie von den ſich ſchließenden Muſcheln feſtgeklemmt wurden, wo ſie ſich dann ſo lange mit Wehklagen unterhielten, bis die Auſtern, von der Flut überſchwemmt, ſich wieder öffneten und ihre Gefangenen entließen; und ich glaube, bei ſtrenger Unterſuchung und weniger Phantaſie würde unſer Freund bei ſeinem Katzenabenteuer ebenſogut lauter Fiſchdiebe, wie wir Auſterdiebe entdeckt haben."

Baciochis Erzählung vom wilden Jäger.

Nachdem die Aufklärung dieſes Ereigniſſes die Erzählung des Kroaten in ihrer Schauerlichkeit ſehr gemildert hatte, kam man auf allerlei Jagdgeſpenſter zu ſprechen, und Lindpeindler fragte, ob einer in der Geſellſchaft vielleicht je den wilden Jäger geſehen oder gehört habe?

Da ſagte der Feuerwerker: „Mir kam er ſchon ſo nahe, daß ich das Blanke in den Augen ſah, und wenn die Jungfer Nanny ſich tapfer halten und die ganze

ehrsame Gesellschaft wenigstens so lange daran glauben will, bis die Geschichte zu Ende ist, so will ich sie erzählen."

Nanny erwiderte: „Erzähle nur, Baciochi, du kennst mein Temperament und wirst es nicht zu arg machen!"

„Erzählen Sie," fiel Devillier ein, „wenn wir die Geschichte auch am Ende für eine Lüge erklären, so soll Ihnen bis dahin geglaubt werden!" Und bald waren alle Stimmen vereint, den Feuerwerker einzuladen, welcher alle aufforderte, sich an ihre Plätze zu setzen und seiner Erzählung einen eigentümlichen theatralischen Charakter zu geben wußte. Alle saßen an Ort und Stelle, er machte eine Pause, steckte sich eine Pfeife Tabak an und schlug mit der Faust so unerwartet heftig auf den Tisch, daß die Lichter verlöschten und alle laut aufschrien.

„Meine Feuerwerke fangen immer mit einem Kanonenschuß an," sagte er, „erschrecken Sie nicht!" und in demselben Augenblick brannte er mehrere Sprühkegel an, die er aus Pulver und vergoßnem Weine in der Stille geknetet hatte und sagte: „Stellen Sie sich vor, Sie wären bei meinem großen Feuerwerk in Venedig, welches ich am Krönungstage Napoleons dort abbrannte. Es mußten mir einige Körner prophetischen Schießpulvers in die Masse gekommen sein; kurz gesagt: als der Thron und die Krone und das große Notabene NB, Napoleon Bonapartes Namenszug im vollen Brillantfeuer, von hunderttausend Schwärmern und Raketen umzischt, kaum eine Viertelstunde von einer hohen Generalität und dem verehrten Publikum beklatscht worden waren, fing mein Feuerwerk an, ein wenig zu frösteln; es platzte und zischte manches zu früh und zu spät ab, eine gute Partie einzelner Sonnen und Räder brannten mir in einer Scheune nieder, die dabei das Dach verlor. Das Schauspiel war so grandios angelegt, daß man diesen ganzen kunstlosen Scheunenbrand für einen Triumph hielt, man klatschte und ich paukte und trompetete; schnell ließ ich alle meine übrigen Stücke in die Lücken stellen und von neuem losfigurieren. Aber der Satan fuhr mir mit dem Schwanz drüber, und die ganze Pastete flog mit einem großen Geprassel auf einmal in die Luft, die Menschen fuhren gräßlich auseinander, Gerüste brachen ein, alle Einzäunungen wurden niedergerissen, die Menge stürzte nach den Gondeln, die Gondelführer wehrten ab, die Bürger prügelten sich mit den französischen Soldaten, meine Kasse wurde geplündert; es war eine Verwirrung, als sei der Teufel in die Schweine gefahren, und diese stürzten dem Meer zu. Unsereins kennt sein Handwerk, man ist auf dergleichen gefaßt, mein persönlicher Rückzug war gedeckt. Ich ließ nichts zurück als alle meine Schulden, meine Reputation und meinen halben Daumen. Meine selige Frau, welcher der Rock am Leibe brannte, riß

mich in die Gondel ihres Bruders, eines Schiffers, und der brachte mich an einen Zufluchtsort, worauf wir am folgenden Morgen die Stadt verließen. Als wir das Gebirg erreichten, nahten wir uns auf Abwegen einer Kapelle, bei welcher ich mit meinem liebſten Geſellen Martino verabredet hatte, wieder zuſammen zu treffen, wenn wir durch irgendein Unglück auseinandergeſprengt werden ſollten. — Mein gutes Weib hatte ein Stück von einer Wachsfackel, die bei der Leiche unſers ſeligen Töchterleins gebrannt hatte, in der Taſche und pflegte, wenn ſie nähte, ihren Zwirn damit zu wichſen; aus dieſem Wachs hatte ſie während unſeres Weges die Figur eines Daumens geknetet und hängte dieſelbe, nebſt einem Roſenkranz von roten und ſchwarzen Beeren, die ſie auch ſehr artig eingefädelt hatte, dem kleinen Jeſulein auf dem Schoße der Mutter Gottes in der Kapelle als ein Opfer an das Händchen, und wir beteten beide von Herzen, daß mein Daumen heilen und wir glücklich über die Grenze in das Öſterreichiſche kommen möchten. Wir lagen noch auf den Knien, als ich die Stimme Martinos rufen hörte: „Sia benedetto il San Marco!" da ſchrie ich wieder: „E la Santissima vergine Maria!" wie wir verabredet hatten, und lief mit meinem Weibe vor die Kapelle. Da trat uns Martino in einem tollen Aufzug entgegen. Er hatte bei dem Feuerwerk den Meergott Neptun vorgeſtellt und in ſeinem vollen Koſtüm Reißaus genommen; er hatte den Schilfgürtel noch um den Leib, einen Wams von Seemuſcheln an und eine Binſenperücke auf, ſein langer Bart war von Seegras, auf der Schulter trug er den Dreizack, auf welchem er ein tüchtiges Bauernbrot und drei fette Schnepfen, die er mit ſamt dem Neſte erwiſchte, geſpießt hatte. Nach herzlicher Umarmung erzählte er uns, wie ihn ſeine Kleidung glücklich gerettet habe; die Strickreiter ſeien ihm auf der Spur geweſen, da habe er ſich in das Schilf eines Sumpfes verſteckt, und ſein Schilfgürtel machte ihn da nicht bemerkbar. Als er ſtille liegend ſie vorüber reiten laſſen, hätten ſich die drei Schnepfen ſorglos neben ihm in ihr Neſt niedergelaſſen und er habe ſie mit der Hand alle drei ergriffen. Das Brot hatte er von einem Contrebandier um einige Pfennige gekauft, der ihm zugleich die nächſte Herberge auf der Höhe des Gebirges beſchrieben, aber nicht eben allzu vorteilhaft, denn der ganze Wald ſei nicht recht geheuer, der wilde Jäger ziehe darin um, und pflege gerade in dieſer Herberge ſein Nachtquartier zu halten. ‚Wohlauf denn!' ſagte ich, ‚ſo haben wir heute nacht gute Geſellſchaft; ich hätte den Kerl lange gern einmal geſehen, um ſeinen Jagdzug recht natürlich in einem Feuerwerk darſtellen zu können.' Mein Weib Marinina aber, welche, um ja nichts zu verſäumen, alles miteinander glaubte, machte ein ſaures Geſicht zu der Herberge. Das konnte aber nichts helfen, wir mußten den Weg wählen; er war ganz entlegen und ſicher, und ein Schleichweg der Konter-

bandiers, mit welchen Martino einige Bekanntſchaft hatte. Die Nacht brach herein, es nahte ein Gewitter, und wir mußten uns auf den Weg machen. Martino machte unſere Wanderſchaft etwas luſtiger, er übergab meiner Marinina die Schnepfen und ſagte: ‚Rupft ſie unterwegs, damit wir in der Herberge dem wilden Jäger bald einen Braten vorſetzen können,‘ und nun marſchierte er mit tauſend Späßen in ſeinem tollen Habit, wie ein vacierender Waldteufel voraus. Ich folgte ihm auf dem ſchmalen Waldpfade und hatte meinen halben Daum, der mich nicht wenig ſchmerzte, meiſtens in dem Munde, und hinter mir zog — daß Gott erbarm! — meine ſelige Marinina, und rupfte die Schnepfen unter Singen und Beten. Über der rechten Hüfte war ihr ein ziemliches Loch in den Rock gebrannt, und ſie ſchämte ſich voraus zu gehen, daß Martino, der ſeinen Witz in allen Neſtern auszubrüten pflegte, an ihrer Blöße nicht Ärgernis nehmen möchte. Der Weg war ſteil, unheimlich und beſchwerlich, der Sturm ſauſte durch den Wald, es blitzte in der Ferne. Marinina ſchlug ein Kreuz über das andre. Aber die Müdigkeit vertrieb ihre Furcht vor dem wilden Jäger immer mehr, von welchem Martino die tollſten Geſchichten vorbrachte.

‚Es iſt gut,‘ ſagte er, ‚daß wir ſelbſt Proviant bei uns haben, denn wenn wir mit ihm eſſen müßten, dürften wir leicht mit dem Schenkel eines Gehenkten oder mit einem immarinierten Pferdekopf bewirtet werden. Faſſet Mut, Frau Marinina, ſchaut mich nur an, ärger kann er nicht ausſehen!‘

Unter ſolchen Geſprächen hatten wir die Gebirgshöhe erſtiegen und waren ein ziemlich Stück Wegs in den wilden, finſtern Wald geſchritten, da hörten wir ein abſcheuliches Katzengeheul und kamen bald an eine Hütte, mit Stroh und Reiſern gedeckt; alte Lumpen hingen auf dem Zaun, und an einer Stange war ein großes Stacheiſchwein über der Tür herausgeſteckt als Schild. — ‚Da ſind wir,‘ ſagte Martino, ‚wie glaubt Ihr, daß dies vornehme Gaſthaus heiße?‘ — ‚Zum Stachelſchwein!‘ ſagte ich. — ‚Nein,‘ erwiderte Martino, ‚es hat mehrere Namen; einige nennen es des Teufels Zahnbürſte, andre des Teufels Pelzmütze, andere gar ſeinen Hoſenknopf.‘ Wir lachten über die närriſchen Namen. Die Katze ſaß vor der Türe auf einem zerbrochenen Hühnerkorb, machte einen Buckel gegen uns und ein Paar feurige Augen, und hörte nicht auf zu ſolfeggieren. In dem Hauſe aber rumpelte es wie in einem Raſpelhauſe und leeren Magen. Nun ſchlug Martino mit der Fauſt gegen die Türe und ſchrie: ‚Holla, Frau Suſanna, für Geld und gute Worte Einlaß und Herberge; Eure Katze will auch hinein.‘ — Da krähte eine Stimme heraus: ‚Wer ſeid ihr, Schalksknechte, zu nachtſchlafener Zeit?‘ Und Martino, der in Reimen wie ein Improviſatore ſchwatzen konnte, ſchrie: ‚Ich bin ja der Rechte und komme von weit!‘ Nun keifte die Stimme wieder: ‚Wenn die Katze nicht draußen wär, ich ließ

euch nimmermehr ein!' Und Martino sagte: ‚Ihr denket so zärtlich ungefähr, wie Euer Schild, das Stachelschwein!' Marinina war in tausend Ängsten; sie bat immer den Martino, die alte Wirtin nicht zu schelten, sie sei gewiß eine Hexe und werde uns nichts Gutes antun. Da ging die Tür auf, ein schwarzbraunes, zerlumptes, sonst glattes und hübsches Mägdlein, glänzend und schlank wie ein brauner Aal, leuchtete uns aus der Küche mit einer Kienfackel ins Gesicht und war nicht wenig erschrocken, als Martino in seinem wilden Aufzug ihr rasch entgegenschritt, und, indem er drängend sie verhinderte, die Türe wieder zuzuschlagen, ihr sagte: ‚Brauner Schatz, mach uns Platz! Menschen sind wir, schönes Kind, hier hast zum Zeichen diesen Schmatz!' und somit küßte er sie herzlich; wir drangen indessen hinein. Die kleine Braune aber sagte: ‚Und wenn du auch nicht der Satan selbst bist, so könnt ihr heute hier doch nicht bleiben; meine Großmutter ist sehr brummig, sie fürchtet, das Waldgespenst komme heut' nacht, und da nimmt sie keine Gäste, um die Herberge nicht in bösen Ruf zu bringen; unsre Kammer, wo wir schlafen, ist eng, und sie rückt schon allen Hausrat vor ihr Bett, um das Gespenst nicht zu sehen, welches oft quer durch unsre Hütte zieht.' Martino aber erwiderte: ‚Eben in dieser Kammer wollen wir schlafen und eben dieses Waldgespenst wollen wir mit gebratenen Schnepfen bewirten; wir sind des wilden Jägers Küchengesinde!' Und somit packte er ein Bund Stroh auf, das in der Ecke lag, und marschierte in die Kammer; wir kamen nach, trotz allen Zermonien, welche die nußbraune Jungfer machen wollte.

Es war gar keine alte Großmutter in der Hütte; das Mädchen log uns etwas vor. Martino breitete das Stroh an die Erde, und Marinina, furchtsam und müde, legte sich gleich, mit dem Gesicht, über das sie noch ihre Schürze deckte, gegen die Wand gekehrt nieder und rührte sich nicht. Martino begab sich mit den Schnepfen wieder in die Küche, in welcher die braune Jungfer schmollend und brummend zurückgeblieben war, und ich sah mich einstweilen in der Stube um. Eine Kienfackel brannte in der Mitte; sie war in einen Kürbis festgesteckt, der neben schmutzigen Spielkarten auf einem breiten Eichenstumpf lag, welcher als Tisch und Hackstock diente und fest genug stand, denn er steckte noch mit allen seinen Wurzeln in der Erde, welche ungedielt der ganzen Hütte ihren Grund und Boden gab. Ein paar Bretter, auf eingepfählte Stöcke befestigt, waren die unbeweglichen Sitze; die Wände bestanden aus Flechtwerk, mit Lehm und Erde verstrichen, und einzelne hereinragende Äste bildeten mancherlei Wandhaken, an denen zerlöcherte Körbe, Lumpen, Zwiebelbündel, Hasen-, Hunde-, Katzen- und Dachsfelle hingen, auch einige zerbrochene Gartenwerkzeuge. Auf einem derselben aber saß ein greuliches Tier, eine ungeheure Ohr-

eule, welche gegen die Kienfackel mit den Augen blinzte und ſich in die Schultern warf, wie ein alter Profeſſor, der ſoeben den Theriak erfunden hat. In einem ausgebauten Winkel der Stube lag, auf zwei Baumſtücken, die Bettſtelle der Großmutter, die ſehr dauerhaft in einer ausgehöhlten Eiche beſtand, an der die Rinde noch ſaß. Sonſt war das Bett wohlbedacht, denn ſeine ſchmutzigen Federkiſſen lagen ſo hoch aufgebauſcht, daß die niedre Hüttendecke, aus der das Stroh herabhing, weder hoch noch hart gefallen wäre, wenn ſie einſtürzte; aber, ſich noch zu beſinnen, ſchien ſie unentſchloſſen hin und her zu ſchwanken.' Der Hausrat, von welchem das Mädchen gelogen hatte, daß die Großmutter ihn vor das Bettrücke, beſtand in einer zerbrochenen Türe und einer alten Tonne, mit welcher wahrſcheinlich der Lärm gemacht worde nwar, den wir in der Hütte hörten. Sie waren beide vor den Bett-Trog der Großmutter gerückt. Außer allem dieſen ſah man nichts als eine ſehr baufällige Leiter, die an einem Loche in der Ecke lehnte, durch welches ich einige Hühner oben gackern hörte, die das Geräuſch unſrer Ankunft erweckt hatte, die Katze nicht zu vergeſſen, welche auf einer alten Trommel hinter der Türe ſchlief. Eine Geige, ein Triangel und ein Tamburin hingen an der Wand, und neben ihnen ein zerriſſener bunter Tiroler Teppich. Ich hatte kaum alle dieſe Herrlichkeiten betrachtet, als Martino hereintrat und zu mir ſagte: ‚Meiſter, ich habe alle Schwierigkeiten geebnet und weiß, wo wir ſind. Wir hauſen bei einer alten Zigeunerin, welche außer ihren Privatgeſchäften, der Wahrſagerei, Hexerei, Dieberei und Viehdoktorei, auch eine Hehlerin der Contrebandiers macht; die Kleine draußen iſt ihr Tochterkind, das auf der hohen Schule bei ihr iſt und der Großmutter Tod abwarten ſoll, um hinter einen Topf voll Gold zu kommen, von dem ſie immer ſpricht, ohne doch je zu ſagen, wo ſie ihn hin verſteckt hat. Das hat mir das Mädchen alles anvertraut; ich habe ihr Herzchen gerührt, ſie iſt kirre wie ein Zeiſig, und wenn wir wollen, läßt ſie die Großmutter und den Goldtopf im Stich, läuft morgen mit uns und verdient uns das Brot mit Purzelbäumen, deren ſie ganz wunderbare ſchlagen kann. Für all dies Vertrauen habe ich ihr verſprechen müſſen, zu glauben, daß der wilde Jäger heute nacht wirklich durch die Hütte zieht, wir ſollen uns nur um Gottes willen ruhig halten. Die Großmutter wird in kurzer Zeit zurückkommen, ſie iſt mit Lebensmitteln zu einem Zug Schleichhändler gegangen, der über das Gebirge zieht. Der wilde Jäger, ſagt ſie, treibe um Mitternacht durch die Stube, und wenn wir uns ruhig hielten, werde er uns kein Haar krümmen, ſonſt aber riskierten wir Leib und Leben; ich denke aber, wir wollen es mit ihm verſuchen.' Nun legte er meinen Prügel und ſeinen Dreizack neben uns auf das Stroh nieder und fuhr fort: ‚Es iſt beinahe elf Uhr, die Kleine hat es an ihrer Sanduhr geſehen; die Schnepfen weiß ſie nicht am Spieß zu braten,

ſie hat ſie mit Zwiebeln gefüllt in einen Topf geſteckt, und wenn wir die Schnepfenſuppe gegeſſen, ſollen wir das Fleiſch mit Eſſig und Olivenöl als Salat verzehren; Wein muß hier in der Kammer ein Schlauch voll ſein.' Da ſuchte Martino herum und fand unter einigen alten Brettern ein tiefes Loch in der Erde, das, als Keller, einen alten Dudelſack voll Wein enthielt. Er zog ihn heraus, wir ſetzten die zwei Pfeifen an den Mund und drückten den vollen Sack ſo zärtlich an das Herz, daß uns der ſüße Wein in die Kehle ſtieg. Nie hat ein Dudelſack ſo liebliche Muſik gemacht. Wir labten uns herzlich; ich weckte meine Marinina, und ſie mußte auch eins drauf ſpielen, dazu verzehrten wir unſer Brot und einige Zwiebeln aus dem Vorrat, der an der Wand hing, und ſtreckten uns, in der Erwartung des Weiteren, zur Ruhe auf das Stroh. Marinina ſchlief feſt ein. Ich betete mit Martino noch eine Litanei, dann legten wir uns neben unſere Waffen bequem und Martino ſagte: ‚Laßt uns nun ruhen, mir iſt ſo rund und ſo wohl, daß mir das Blut in den Adern flimmert; wer den wilden Jäger zuerſt ſieht, ſtößt den andern, dann ſpringen wir mit unſern Tröſtern über ihn her und ſchlagen den Kerl zu Brei; ich habe noch einen Schwärmer in der Taſche, den will ich dem Schelm unter die Naſe brennen.' Ich freute mich an ſeinem friſchen Herzen; wir empfahlen uns dem Schutz des heiligen Markus und lauſchten dem Schlafe entgegen, der uns den Rücken hinaufkroch und uns ſchon hinter den Ohren krabbelte. Nun ward alles mäuschenſtill; der Donner rollte fern, der Sturm hatte ſich in den Waldwipfeln ſchlafen gelegt, die ihn mit leiſem Rauſchen einwiegten. Die Kienfackel kniſterte, Grillen ſangen, die Katze ſchnurrte auf der Trommel, welche, von dem Tone erſchüttert, das ferne Donnern zu begleiten ſchien, Marinina pfiff durch die Naſe, denn ſie hatte ſich einen Schnupfen geholt, in der Küche knackte das grüne Holz im Feuer, die Schnepfenſuppe ſauſte im Topf und unſere braune Köchin ſang mit einer klaren und ſtarken Stimme, wie ich noch keine Primadonna gehört, folgendes Lied:

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatſch,
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,
Waja, Waja, Kur libu,
Ich bin ich und du biſt du;
Ich, ſpricht Stolz,
Du, ſpricht Lieb!
Wer ſich ſcheut vor Galgenholz,
Wird im grünen Wald zum Dieb.

Mitidika! Mitidika!
Wien ûng quatſch,
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,
Singt die Magd, ſo kocht der Brei,
Singt das Huhn, ſo legts ein Ei;
Er, ſpricht Schimpf,
Sie, ſpricht Fremd;
Fehlen mir gleich Schuh und Strümpf,
Hab ich doch ein buntes Hemd.

Mitidika! Mitidika!
Wien ûng quatſch,
Ba nu, Ba nu, n'am tſche fatſch,
Hör, was pocht dort an der Tür?
Draußen ſchrein ſie nach Quartier.
Iſts der Er?
Iſts der Sie?
Mach ich auf wohl nimmermehr,
Nur du Lieber, du ſchläfſt hie.

Mitidika! Mitidika!
Wien ûng quatſch,
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,
Waja, Waja, Kur libu,
In dem Topf hats nimmer Ruh;
Saus und Braus
'rab und 'rauf,
Küchenteufel drinnen hauſ:
Daß es mir nicht überlauf!"

Als der Feuerwerker den Anfang dieſes Liedes: Mitidika! Mitidika! geſagt, nahm der Zigeuner Michaly ſeine Violine und ſang es unter den lieblichſten Variationen der Geſellſchaft vor; alle dankten ihm, der Feuerwerker aber ſagte: „Michaly, du ſangſt das nämliche Lied wie die kleine Braune, und haſt eine Ähnlichkeit mit ihr in der Stimme."

„Kann ſein," ſagte Michaly lächelnd, aber erzähl nur weiter, ich bin auf den wilden Jäger ſehr begierig."

„I hob a a Schneid uf den ſoakriſchen Schlankl!" ſagte der Tiroler.

Alle drangen auf die weitere Erzählung und der Feuerwerker fuhr fort: „Als die Kleine das Lied sang, ward sie von einem Schlag gegen die Tür unterbrochen. ‚Mitidika!' rief es draußen mit einer rauhen, heiseren Stimme. — ‚Gleich, Großmutter!' antwortete sie, öffnete die Türe und erzählte ihr von den Gästen; die Großmutter brummte allerlei, was ich nicht verstand, und trat sodann zu uns in die Stube. Ihr Schatten sah aus wie der Teufel, der sich über die Leiden der Verdammten bucklicht gelacht, und wäre er nicht vor ihr her in die Stube gefallen, um einen ein wenig vorzubereiten, ich hätte geglaubt, der Alp komme, mich zu würgen, als sie eintrat. Sie war von oben und ringsherum eine Borste, ein Pelz und eine Quaste, und sah darin aus, wie der Oberprieſter der Stachelschweine. Sie ging nicht, lief nicht, hüpfte nicht, kroch nicht, schwebte nicht, sie rutschte, als hätte sie Rollen unter den Beinen, wie großer Herren Studierstühle. Wie die kleine flinke Braune hinter ihr drein und um sie her schlüpfte, um sie zu bedienen, dachte ich, so mag des Erzfeindes Großmutter aussehen und die Schlange, ihre Kammerjungfer. — ‚Mache mir das Bett, Mitidika!' sagte sie, ‚und wenn ich ruhe, kannst du die Gäste besorgen.' Während das Mädchen die Kissen aufschüttelte, begann die Alte sich zu entkleiden, und ich weiß nicht zu sagen, ob ihre Kleidung oder ihr Bett aus mehreren Stücken bestand. Sie zog einen Schreckenswams, eine Schauderjacke und Zauberkapuze um die andre aus, und die ganze Wand, an der sie die Schalen aufhängte, ward eine Art Zeughaus; ich dachte alle Augenblick: noch eine Hülse herunter, so liegt ein bißchen Lung und Leber an der Erde, das frißt die Katze auf und die Großmutter ist all; keine Zwiebel häutet sich so oft. Bei jedem Kissen, welches die Kleine ins Bett legte und aufschüttelte, brummte die Alte und legte es anders, befahl ihr dann, es ganz sein zu lassen, und ihr ein Rauchbad zu geben, sie müsse in einen Ameisenhaufen getreten haben; das Gewitter mache alles Vieh lebendig. Da setzte sich die Alte auf die zerbrochene Leiter und hängte die Tiroler Decke über sich, und die Junge zündete Kräuter unter ihr an und machte einen scheußlichen Qualm, den sie uns, da sie von neuem anfing, die Federbetten hin und her zu werfen, in dicken Wolken auf den Leib jagte, als gehörten wir auch zu den Ameisen, die vertrieben werden sollten. Es sah ziemlich aus, als wenn man eine Hexe verbrennte, oder einen ungeheuren Taschenkrebs räuchere, als die Alte so über dem Dampf, wie eine Mumie in den bunten Tiroler Teppich gehüllt, auf der Leiter saß.

„Da sieht man, Wastl," sprach der Zigeuner zu dem Tiroler, „wozu ihr die Teppiche fabriziert: um die Hexen darin zu räuchern."

„Potz Schlackri," erwiderte Wastl, „wonn's daine satrische ziganerische

Großmuetta is, so loß i's poassira, i bin gawis, es möga a Legion Spodisankerl aus ihr raussi floga sein, un du bist a ains dervo."

Die Gesellschaft lachte über Wastls Antwort, und die Kammerjungfer, wie auch Lindpeindler baten den Feuerwerker, er möge machen, daß die Alte ins Bett komme, die Schnepfen könnten übergar werden.

„Ganz recht," sagte Baciochi, „das meinte Martino auch, denn als er sie in der Decke zappeln sah, wie Hunde und Katzen, die in einen Sack gesteckt sind, und der Rauch zu dick zu werden begann, sprang er vom Stroh auf, trat vor die Alte hin und sagte: ‚Hochverehrte Frau Wirtin, ich versichere Euch im Namen Eurer Gäste, daß wir kein Rauchfleisch zu essen bestellt haben und daß wir auch von keinen verpestetem Orte kommen, um eines so kostbaren Rauchkerzchens zu bedürfen; seid so gütig, dem Wohlgeruch ein Ende zu machen, wir müssen sonst mit all den Ameisen, die Euch plagen, davonlaufen.' Da fing die Alte eine weitläufige Gegenrede an und sagte: ‚Schicksalen und Verhältnissen haben mich soweit gebracht.' — Martino aber nahm keine Vernunft an, packte die Alte mit beiden Händen und warf sie von der Leiter in ihre Federbetten; sie zappelte wie eine Meerspinne, aber er wälzte ein Federbett über sie und sang ihr ein Wiegenlied mit so viel gutem Humor vor, indem er sie mit beiden Händen festhielt, daß sie endlich selbst mitlachte und sagte: ‚Nun, legt Euch nur wieder nieder, hätte ich doch nicht gedacht, heute von einem so lustigen Gesellen zu Bett gebracht zu werden. Mitidika, gib den Kavalieren zu essen!' Und somit kriegte sie den Martino beim Kopfe und gab ihm unter großem Gelächter einen Kuß. — ‚Profiziat!' sprach dieser, ‚schlaf wohl, du allerschönster Schatz!' und legte sich mit einem sauren Gesichte wieder neben mich. — ‚Gott sei Dank, Martino, daß sie weg ist!' flüsterte ich. — ‚Hast du gewacht, Meister?' sprach der Schelm. — ‚Leider Gottes!' erwiderte ich, ‚du hast ein Kunststück gemacht; sie rauchte wie ein nasses Feuerwerk; für einen Hutmacher wäre sie ein sauberes Gestell, alle seine Mützen daran aufzuhängen, er brauchte keinen Nagel einzuschlagen.' — ‚Ich werde mich wohl häuten müssen, da sie mich geküßt hat,' sagte Martino. —, Warum, fragte ich?'. — ‚Ei,' entgegnete er, ‚ich werde sonst die Augen nie wieder zukriegen können und die Zähne immer blecken wie ein Mops; die Haut ist mir vor Schrecken zu kurz geworden.' — Unter diesen Scherzreden hörten wir die Alte einschnarchen und Mitidika ging ab und zu und verbaute leise das Bett der Alten mit der Tonne und der alten Türe; die Küchentür ließ sie auf, daß der Dampf hinauszog. Dann zupfte sie den Martino bei den Haaren und flüsterte: ‚Komm hinaus, deine Schnepfen sind gar, ich habe die Brühe abgegossen, ich muß das Feuer löschen, die zwölfte Stunde naht; denn fährt der wilde Jäger mir durch das Feuer, steckt er uns die ganze Hütte an.' — Mar-

tino ging hinaus und ich ſtreckte den Kopf nach der Türe und hörte ihre Scherzreden. Mitidika ſagte: ‚Ich habe dir deine Vögel trefflich gekocht und dir auch Kräuter an die Suppe getan, was gibſt du mir nun?‘ — ‚Geben?‘ ſagte Martino, ‚ich will dich mit der Münze bezahlen, welche hier zu gelten ſcheint, und in der mich deine Großmutter zahlte, einen Kuß will ich dir geben.‘ — Das läßt ſich hören,‘ erwiderte ſie; ‚aber die Großmutter gab dir ein altes Schauſtück, das kann ich nicht brauchen, die Münze iſt verſchlagen.‘ — ‚Auch du biſt verſchlagen, Schelm!‘ erwiderte Martino, ‚ich will dir kleine Münze geben, wenn du herausgeben und wechſeln kannſt; wärſt du nur nicht ſo ſchwarz!‘ — ‚Und du nicht ſo weiß,‘ ſagte ſie, ‚ich werde dir einen Schein geben, einen Wechſel ſchwarz auf weiß, aber gib mir keine Scheidemünze!‘ ſagte ſie. — ‚Die kriegſt du morgen früh beim Abſchied,‘ erwiderte Martino, faßte ſie beim Kopf, küßte ſie herzlich und ſagte: ‚Ich habe dich lieb und bleibe dir treu.‘ — ‚Ei! ſo lüge, daß du ſchwarz wirſt!‘ ſprach ſie. — ‚Dann wäre ich deinesgleichen, und es könnte etwas daraus werden,‘ ſprach Martino und ſchenkte ihr eine Nadelbüchſe von Elfenbein und Ebenholz, die er bei ſich trug. Das Mädchen dankte und ſprach: ‚Sieh‘, wie artig ſchwarz und weiß zuſammen ausſehen; bleib‘ bei uns, wenn die Alte ſtirbt, finden wir den Goldtopf und contrebandieren.‘ — ‚Ja, auf die Galeere!‘ ſprach Martino. — ‚Ich gehe mit auf die Galeere,‘ ſagte ſie; ‚pitſch, patſch, geht das Ruder und ich ſinge dir dazu.‘ — Das wollen wir überlegen,‘ meinte Martino, ‚es iſt eine zu glänzende Ausſicht um Mitternacht.‘ — Da traten ſie mit der Suppe und den Schnepfen herein und ſtellten ſie auf den Eichenblock; die Suppe tranken wir aus dem Topf, ich wollte meine Marinina nicht wecken und ließ ihr Teil in die warme Aſche ſetzen, die Vögel wollten wir morgen früh verzehren. Nun begann ſich der Sturm in dem Walde wieder zu heben und das Gewitter zog mit Macht heran. — ‚Ach Gott,‘ ſagte Mitidika ‚lege dich nieder, Martino, und ſchlafe ein! Hörſt du das Wetter? Der Jäger bläſt ſein Horn, er wird gewiß bald kommen; lege dich nieder, gleich, gleich!‘ dabei ſah ſich ängſtlich in der Stube umher. — ‚Nun, nun, was fehlt dir?‘ fragte Martino, und ſie ſagte: ‚Schlafen ſollſt du und das Angeſicht von mir kehren, denn ich muß mich entkleiden und ſchlafen gehen, und das ſollſt du nicht ſehen; ach, dreh dich um, Blanker!‘ — ‚Bravo!‘ ſagte Martino; ‚es freut mich, daß du ſo auf Zucht hältſt, putze nur den Kien aus, bei der Nacht ſind alle Kühe ſchwarz, ſelbſt die ſchwarzen!‘ — ‚Ja,‘ ſagte ſie, auch die blanken Eſel! dreh dich um, ich bitte dich, ich will den Kien ſchon löſchen, wenn es Zeit iſt.‘ — Da drehte ſich der ehrliche Martino um. ‚Gute Nacht, Mitidika!‘ ſagte er. — ‚Gute Nacht, Martino!‘ ſprach ſie. — Nun breitete ſie ſich eine bunte wollene Decke an die Erde aus neben dem Eichenblock, ſtellte einen halben Kürbis voll Waſſer darauf,

holte einen kleinen zierlichen Kaſten gar heimlich unter der Trommel hervor und ſetzte ihn neben ſich auf die Bank, wobei ſie ſich ängſtlich nach uns umſah. Ich blinzte durch die Augen und ſchnarchte, als läge ich im tiefſten Schlafe. Mitidika traute und ſchloß das Käſtchen leiſe auf, muſterte alle die Herrlichkeiten, die darin waren und ſuchte ſich einen Raum aus, die Nadelbüchſe des Martino bequem hineinzulegen. Ihr könnt euch meine Verwunderung nicht denken, als ich in dieſer wüſten Zigeunerherberge die Kleine auf einmal in einem ſo zierlichen und reichgefüllten Schmuckkäſtchen kramen ſah. Es ſah nicht ganz ſo aus, als ſei ein Affe hinter die Toilette ſeiner Herrſchaft geraten, auch nicht, als richte der Satan einen Juwelenkaſten ein, um einem unſchuldigen Mädchen die Augen zu blenden, aber eine indianiſche Prinzeſſin, welche die Geſchenke eines engliſchen Gouverneurs muſtert, mag wohl ſo ausſehn. — Als ſie ſo die Perlen- und Korallenſchnüre, die brillantenen Ohrringe und die Zitternadeln durch die ſchwarzen Hände laufen ließ, konnte ich vor Augenluſt gar nicht denken, daß dies geſtohlenes Gut ſein müſſe. Nun ſtellte ſie mehrere Kriſtallfläſchchen mit Wohlgerüchen und Salben aus dem Käſtchen auf den Block, zog feine Kämme und Zahnbürſten hervor und begann ſich zu putzen und zu ſchmücken, wie die Nacht, die mit dem Monde Hochzeit machen will. Sie nahm die kleine, von buntem Stroh geflochtene Mütze von ihrem Kopf und ein Strom von ſchwarzen Haaren ſtürzte ihr über die Schultern; ſie gewann dadurch ein reizendes und wildes Anſehen, wenn ihre weißen Augäpfel und die blanken Zähne aus den ſchwarzen Mähnen hervorfunkelten. Sie kämmte ſich, ſchlängelte ſich goldene Schnüre in die Zöpfe, die ſie flocht und kunſtreich wie eine Krone um das ſchöne runde Köpfchen legte. Sie wuſch ſich das Geſicht und die Hände, putzte die Zähne, beſchnitt ſich die Nägel und tat alles mit ſo unbegreiflicher Zierlichkeit, Anmut und hinreißender Schnelligkeit der Bewegungen, daß es mir vor den Augen zitterte und bebte. Als ſie die brillantenen Ohrringe in die kleinen ſchwarzen Muſchelöhrchen befeſtigte und die glitzernden Zitternadeln in den Flechtenkranz ſteckte und die Korallen- und Bernſteinſchnüre um das braune Hälschen legte und dabei hin- und herzuckte wie ein Wunderwerkchen, gingen mir die Augen über. Sie begoß ſich mit Wohlgerüchen, rieb ſich die ſchwarzen Patſchchen mit duftendem Öl und ſteckte ſich ein blitzendes Ringlein um das andre an die ſchlanken Fingerchen. Nun ſtellte ſie einen Spiegel auf und bleckte die Zähnchen ſo artig hinein, es iſt nicht zu beſchreiben. Und bei allem dem donnerte und blitzte es draußen und ihre Eile ward immer größer; ich verſtehe mich auf Lichtwirkungen in der Nacht, aber ich habe mein Lebtag kein ſolches Feuerwerk geſehen, kein Blitzen auf ſo ſchönem dunklen Grund, als das Spiel der Diamanten und Perlen auf ihr; denn ſie war ein wunderſchönes, frei, kühn, ſcheu und

züchtig bewegtes Menſchenbild. Flüchtig packte ſie nun alle Geräte wieder in das Käſtchen, ſteckte noch eine Handvoll weißes Zuckerwerk in das Mäulchen und knupperte wie eine Maus, während ſie das Käſtchen mit ſcheuen Blicken um ſich her, ob wir auch ſchliefen, wieder unter die alte Trommel ſtellte. Die ſchwarze Katze, die auf derſelben ſchlief, erhob ſich dabei und machte einen hohen Buckel, als verwundere ſie ſich über ſie, da ſie ihr mit den funkelnden Händen über den Rücken ſtrich. Nun brachte ſie ein feines Hemd von weißer Seide, legte es über den Arm und fing an, ihr Mieder aufzuſchnüren, wobei ſie uns den Rücken kehrte; es ſah aus, als werfe ſie Kußhändchen aus, wenn ſie die Neſtel zog; nun aber ſchlüpfte ſie in die Küche und trat in wenigen Minuten wieder herein in einem ſchneeweißen Röckchen und einem Mieder von rotem venetianiſchen Samt. So ſtand ſie mitten auf der Decke und betrachtete ihren Staat mit kindiſchem Wohlgefallen; der Donner rollte heftiger, Martino wachte auf, Mitidika faßte den Teppich mit beiden Händen über die Schultern, ſtieß mit dem Fuß die Kienfackel aus, wickelte ſich ſchnell ein wie eine Schmetterlingslarve, ein heller Blitz erleuchtete die Kammer, ſie ſchoß wie eine Schlange an die Erde nieder und krümmte ſich zuſammen. Martino hatte ſie im Leuchten des Blitzes noch geſehen, aber er wußte nicht, was es war; er ſprach: ‚Meiſter, ſaht Ihr etwas?‘ Ich war aber ſo erſtaunt, daß ich ſtumm blieb; da ſprach er: ‚Mitidika, ſchläfſt du?‘ aber ſie ſchwieg; Martino drehte ſich um und ſchlief auch wieder. Meine Gedanken über das, was ich geſehen, ließen mich nicht ruhen, der wunderbare Schmuck in dem Beſitz der kleinen braunen Bettlerin, und daß ſie ihn jetzt ſo ſorgſam und heimlich angelegt, befremdete mich ungemein; alles kam mir wie Zauberei vor. Sie erwartet ein Waldgeſpenſt und ſchmückt ſich wie eine Braut; war dies geſtohlenes Gut? Iſt ſie eine verkleidete, verſteckte Prinzeſſin? Warum geht ſie in dieſer Pracht ſchlafen, und warum wickelt ſie ſich mit all der Herrlichkeit in den alten Teppich ein? Sollte alles dies geheim ſein, wie war es möglich, da wir ſie morgen früh doch in ihrem Putze finden mußten? So lag ich nachſinnend; das Gewitter war in vollem Grimme über uns, und das Licht der zuckenden Blitze zeigte mir öfters das Bild der Mitidika, welche wie eine Mumie in den Teppich gehüllt, an der Erde ausgeſtreckt lag. Als ich aber durch das wilde Wetter ein Horn ſchallen hörte, ſtieß ich Martino an und flüſterte ihm zu: ‚Halte dich bereit, ich glaube, der wilde Jäger iſt im Anzug!‘ Wir hörten das Horn nochmals und Pferdegetrapp und Gewieher, und ich bemerkte, daß Mitidika aufſtand; ich kroch aber quer vor die offene Küchentüre, und als ſie mit dem Fuße an mich anſtieß, glaubte ſie umgegangen zu ſein und wendete ſich nach einer andern Seite. Martino ſtand auf, die Haustüre öffnete ſich und es trat eine Geſtalt mit raſchem Schritt durch die Küche

auf uns zu; ich faßte sie bei den Beinen, daß sie niederschlug, und Martino drosch so gewaltig auf ihn los, daß der wilde Jäger Zetermordio zu schreien begann. — ‚Mitidika, Hilfe, Hilfe! man mordet mich!‘ schrie er. — ‚Ha ha, Herr wilder Jäger‘, schrie nun Martino, ‚wir haben dich!‘ und so zerrten wir ihn in die Stube herein und machten die Türe zu. Der Lärm ward allgemein; der Kerl wehrte sich verzweifelt. Meine Marinina erwachte und schrie: ‚Jesus, Maria, Josef! Licht her! Licht her! was ist das! o Baciochi, Martino!‘ — Die Alte fuhr aus ihren Betten auf, warf die alten Bretter um, die vor ihr standen und schrie: ‚Mörder, Hilfe, Mitidika!‘ Dabei wurden die Hühner auf dem Boden rebellisch, die Trommel kollerte brummend durch die Stube; Mitidika allein ließ sich nicht hören. — ‚Martino, schlage Feuer!‘ rief ich und drückte meinen fremden Gast fest in die Gurgel, daß er sich nicht rühren konnte. Da stieß Martino einen Schwärmer in die glühende Asche des Herds, der leuchtend durch die Kammer zischte und dem ganzen Spektakel ein noch tolleres Ansehen gab. Mein Gefangener fing vom neuen an zu ringen, und indem ich ihn gegen die Wand drückte, trat ich gegen einige Bretter, die auswichen — ich warf ihn nieder. Ein großer Bock, der hinter den Brettern geruht hatte, sprang auf und fing nicht schlecht an zu stoßen und ich warf meinen wilden Jäger so kräftig zur Erde, daß er keinen Laut mehr von sich gab. Martino brachte nun eine brennende Kienfackel herein und wir sahen die ganze Verwirrung. Der wilde Jäger war ein schöner, schlanker Kerl in galanter Jagduniform. Er rührte sich nicht; der Gedanke, daß ich ihn gar totgedrückt hätte, fuhr mir unheimlich durch die Glieder, ich stürzte zur Küche nach Wasser; Martino faßte die Alte, die fluchend und schreiend aus dem Bett gesprungen war, und warf sie wieder in die Federn mit den Worten: ‚Schweig still, Drache! wir wollen dir kein Haar krümmen; wir haben nur den wilden Jäger abgefangen.‘ Nun trat ich mit einem Eimer Wasser hinein und goß ihn pratsch! über den leblosen wilden Jäger; da sprang er wie eine nasse Katze in die Höhe —“

„Das Wasser, das kalte Wasser“, schrie hier Devillier aufspringend, „war das allerfatalste!“ und die ganze Gesellschaft sah ihn verwundert an. „Nun, was schauen Sie,“ fuhr er fort, „soll ich länger schweigen? habe ich nicht schrecklich ausgehalten und mich hier in der Erzählung nochmals mißhandeln lassen?“ — Baciochi wußte nicht, was er vor Erstaunen sagen sollte über Devilliers Unterbrechung; dieser aber sprach heiter: „Ja, Herr Baciochi, ich war der wilde Jäger, mich habt Ihr so kräftig zugedeckt, ich habe es von Anfang der Geschichte gewußt, und hätte gern geschwiegen, aber das kalte Wasser lief mir wieder erweckend über den Rücken.“

Da ward die ganze Gesellschaft vergnügt, der Feuerwerker reichte Devillier

die Hand und dieſer ſagte: „Es freut mich, Euch wieder zu ſehen, alles iſt längſt vergeſſen, nur Mitidika nicht!“

„Das will ich hoffen,“ meinte der Zigeuner ernſthaft, „ich bitte mir das Ende der Geſchichte aus!“

Da tranken alle luſtig herum, und Devillier trank die Geſundheit der Mitidika, wozu Michaly einen Tuſch geigte und Lindpeindler das hochpoetiſche freie Leben der Zigeuner pries; der Vizegeſpan meinte jedoch, ſie hätten nicht die reinſten Hände. — Die Kammerjungfer aber fragte: „Wo hat ſie nur den Schmuck hergehabt?“ Der Tiroler ſagte: „Den wilda Jaaga hobt's maiſterli zuagdeckt!“ und alle drangen, Devillier möge weiter erzählen.

„Wohlan!“ ſagte dieſer. „Ich hatte damals Geſchäfte mit der Contrebande und manche andere politiſche Berührungen diesſeits und jenſeits auf der Grenze Ich dirigierte den ganzen Schleichhandel und forſchte auf höhere Veranlaſſung dem Orden der Carbonari nach. Auf meinen Streifereien hatte ich Mitidika kennen gelernt und mich leidenſchaftlich in dies ſchöne, unſchuldige und geiſtvolle wilde Naturkind verliebt. In beſtimmten Nächten beſuchte ich ſie; der Schmuck, den Ihr ſie anlegen ſahet, Baciochi, war ein Geſchenk von mir. Sie hatte den Glauben der Alten an den wilden Jäger benutzt, um ſich unentdeckt einige Stunden von mir unterhalten zu laſſen. Wenn ich kommen ſollte, ſchmückte ſie ſich immer wie eine Zauberin; ich ſetzte ſie dann mit auf mein Pferd und brachte ſie nach einer Höhle, eine Viertelſtunde von ihrer Hütte, welche das Warenlager meines Schleichhandels war; da ſaß ſie in einem, mit dem feinſten, engliſchen bunten Kattun ausgeſchlagenen Raum mit mir und ergötzte mich und einen verſtorbenen Freund mit Tanz, Geſang und freundlicher Rede. Gegen Morgen ging ſie zurück, einen Bündel Holz in die Küche tragend und wurde von der Großmutter wegen ihrem Fleiß gelobt. Ich liebte ſie unausſprechlich um ihrer Tugend und Schönheit, und ihr ganzes Weſen war ſo wunderbar und bei allem Mutwillen und aller kindlichen Ergebenheit ſo gebieteriſch, daß ich nie daran denken konnte, ihre Unſchuld auch nur mit einem Gedanken zu verletzen. O, ſie war gar nicht mehr wie ein Menſch, ſie war wie eine Zauberin, wie ein Berggeiſt, wenn ſie in dem Edelſteinſchmuck vor uns tanzte, ſang, lachte und weinte; ich kann ſie nie vergeſſen. In der Nacht, wo Ihr und Martino mich ſo häßlich zerprügeltet, ging die ganze Herrlichkeit zu Ende. Anfangs hielt ich meine Angreifer für italieniſche Gendarmen, die mir auf die Spur kamen; als wir uns aber erklärt hatten, nahm mir die Entdeckung vom Gegenteil allen Zorn hinweg und unſere erſte Sorge war, wo Mitidika hingekommen ſei. Die alte Zigeunerin jammerte auch nach ihr, wir ſuchten alle Winkel aus und fanden ſie nicht, bis die Alte die Leiter vermißte. Baciochi ſagte: zur Türe könne ſie nicht

hinausgekommen ſein, er habe davor gelegen; da machte uns der Regen, der durch das Loch der Decke hereinſtrömte, aufmerkſam; Martino kletterte auf den Schultern Baciochis hinan und fand die Leiter, aber Mitidika, welche die Leiter nach ſich gezogen, war durch das Strohdach hinausgeklettert und nirgends zu finden. Ich eilte nach der Türe und vermißte mein Pferd, nun war ich gewiß, daß ſie nach meinem Schlupfwinkel entflohen ſein müſſe, und war ruhig. Ich durfte dieſen weder an Baciochi noch an die Zigeunerin, die nichts von meinem Verhältniſſe mit Mitidika wußte, verraten, und ſuchte deshalb noch lange mit. Das Wetter war aber ſo abſcheulich, daß wir bald wieder zurückkehrten, und die Alte jammerte nicht mehr lange; da hörten wir Hufſchlag, und Mitidika ſtürzte in ihrem ganzen Schmuck mit wilder Gebärde in die Stube auf mich zu: ‚Geſchwind, fort, geflohen!‘ ſchrie ſie; ‚die italieniſchen Gendarmen ſtreifen in der Nähe, Euren Freund haben ſie mit einem ganzen Zug Schleichhändler gefangen; es iſt ein Glück, daß hier der Spektakel losging, ich bin aus Angſt durch das Dach geſchlüpft, dadurch habe ich die nahe Gefahr entdeckt, geſchwind fort!‘ ‚Wohin?‘ ſchrie ich, und Baciochi, Martino und Marinina, die ſich auch vor der Entdeckung fürchteten, folgten alle mit mir der treibenden Mitidika zur Türe hinaus. Sie ſchwang ſich auf mein Pferd, ich hinter ſie, und ſo ſprengten wir beide nach unſerem Schlupfwinkel, unbekümmert um Euch, Herr Baciochi und die Eurigen.“

„Ja,“ ſagte der Feuerwerker, „Ihr rittet nicht ſchlecht, und wir hatten in dem wilden Wetter übles Nachſehen; übrigens war es Euch nicht zu verargen, daß Ihr uns nicht eingeladen, mitzugehen, wir hatten Euch ſchlecht bewillkommt. Ich will mein Lebtag an den Mordweg denken. Meine Marinina ward krank und ſtarb zwei Monate nachher in Kroatien; Gott habe ſie ſelig. Martino ließ ſich bei der öſterreichiſchen Artillerie anwerben und war neulich mit in Neapel, wenn er noch lebt. Ich fand mein Brot, Gott ſei gelobt! bei unſerm gnädigen Herrn. Es freut mich, daß Ihr ſo gut davongekommen, aber was iſt denn aus der braunen Mitidika geworden?“

„Ja, wer das wüßte!“ ſagte Devillier; „wir kamen vor der Höhle an und zogen das Pferd herein. Sie war voll Sorge um mich, wuſch mir meine Kopfwunden und Beulen mit Wein und bewies mir unendliche Liebe. So brachten wir die Nacht in ſteter Angſt und Sorge zu. Gegen Morgen hatte ſie keine Ruhe mehr, ſie verlangte nach der alten Mutter; ſie beſchwor mich, ſogleich die Höhle zu verlaſſen und zu fliehen. Das Schickſal meines Freundes erſchütterte mich tief, ich war entſchloſſen, ihn aufzuſuchen. Sie ſchwur mir ewige Treue; ich verſprach ihr, wenn ich ſie nach einiger Zeit hier wieder fände, ſie zu meiner Frau zu machen; ſie lachte und meinte: ſie wolle nie einen Mann, der kein Zigeu-

ner sei, und nun auch keinen Zigeuner, sie wolle gar keinen Mann. Dabei scherzte und weinte sie, tanzte und sang noch einmal vor mir, und als ich sie umarmen wollte, schlug sie mich ins Gesicht und floh zur Höhle hinaus. Ich verließ den Ort gegen Abend. — Als ich vom Tode meines Freundes gehört hatte und zu Mitidika zurückkehrte, war ihre Hütte abgebrannt; ich ging nach der Höhle, sie war ausgeplündert. Auf der Wand aber fand ich mit Kohle geschrieben: ‚Wie gewonnen, so zerronnen! Ich behalte dich lieb, tue, was du kannst, ich will tun, was ich muß!' — Ich habe das holdselige Geschöpf durch ganz Ungarn aufgesucht, aber leider nicht wiedergefunden; hundert Mitidikas sind mir vorgestellt worden, aber keine war die rechte."

„Es gibt auch nur e i n e," sagte hier Michaly, „und wird alle tausend Jahre nur e i n e geboren."

„Kennt Ihr sie?" sprach Devillier heftig.

„Was geht es Euch an," erwiderte Michaly, „ob ich sie kenne? Habt Ihr nicht die Ehe ihr versprochen und doch eine Ungarin geheiratet? Sie hat Euch Treue gehalten bis jetzt, sie ist meine Schwester, und ich wollte sie abholen, da die Großmutter in Siebenbürgen gestorben, wo sie sich mit Goldwaschen ernährten, der Pestkordon hat mir aber den Weg abgeschnitten."

Da ward Devillier äußerst bewegt; er sagte: „Ich habe sie lange gesucht und nicht gefunden, sie hatte mir ausdrücklich gesagt, sie werde nie einem Blanken die Hand reichen und nun auch keinem Zigeuner; nur in der Hoffnung, sie wiederzusehen, blieb ich bis jetzt in Ungarn, und ich würde nicht die Mittel gehabt haben, wenn ich die alte Dame nicht geheiratet hätte, die mir jetzt mein schönes Gütchen zurückgelassen. Könnt Ihr mich mit Mitidika wieder zusammenbringen, so will ich sie gerne heiraten und ihr alles lassen, was ich habe."

„Das ist ein nicht zu verachtender Vorschlag, Michaly," sagte der Vizegespan, „schlagt das nicht so in den Wind, Ihr habt Zeugen."

Michaly aber lachte und sprach: „Mitidika wird nicht an dem Stückchen Erde kleben, sie wird nicht in einem gemauerten Hause gefangen sein wollen und sich um Abgaben und Zinsen zerquälen. Wer nichts hat, hat alles; es war immer ihr Sprichwort: Der Himmel ist mein Hut; die Erde ist mein Schuh; das heilige Kreuz ist mein Schwert; wer mich sieht, hat mich lieb und wert."

„Das ist echt zigeunerisch gesprochen," sagte der Vizegespan, „drum bleibt ihr auch immer ein vogelfreies Gesindel."

Michaly nahm da seine Geige und wollte ein Lied auf die Freiheit singen, aber der Nachtwächter blies zwölf Uhr und mahnte die Gesellschaft zur Ruhe. Lindpeindter hatte mit dem Feuerwerker und der Kammerjungfer, welche durch

die erwachte Neigung Devilliers für Mitidika sehr gekränkt worden war, denn sie spitzte sich selbst auf ihn, noch eine Viertelstunde nach dem Edelhof.

Als sie sich der Gesellschaft empfahlen, bot Devillier der Zofe seine Begleitung an; sie sagte aber: „Ich danke, ich möchte das werte Andenken an die unbeschreibliche Mitidika nicht stören!" damit machte sie einen höhnischen Knix und verließ die Stube mit Lindpeindler, der diese Nacht als eine der romantischsten seines Lebens pries.

Der Kroate, der Tiroler und der Savoyarde waren bereits eingeschlummert, und der Vizegespan lud Wehmüllern, der mit seiner Arbeit ziemlich fertig war, wie auch den Zigeuner und Devillier zu sich in sein Haus ein. Sie nahmen es mit Freuden an, da sie dort doch ein Bett zu erwarten hatten. Frau Tschermack, die Wirtin, ward bezahlt und schloß die Türe mit der Bitte, wenn sie länger hier blieben, nochmals eine so schöne Gesellschaft bei ihr zu halten. — Vor Schlafengehen wußten Devillier und der Zigeuner den Vizegespan zu bereden, am andern Morgen den Kordon mit durchschleichen zu dürfen, denn Michaly und Devillier sehnten sich ebensosehr nach Mitidika, die jenseits war, als Wehmüller nach seiner Tonerl. Sie schliefen bis zwei Uhr, da packte der Vizegespan jedem eine Jagdflinte auf, und sie zogen, als Jäger, einem Waldrücken zu; aber kaum waren sie hundert Schritt vor dem Dorf, als sie seitwärts bei den Kordonpiketten verwirrtes Lärmen und Schießen hörten, und bald einen Husaren, dem das Pferd erschossen war, querfeldeinlaufen sahen, welcher auf das Anrufen des Vizegespans schrie: „Cordonus est ruptus cum armis in manibus a pestiferatis loci vicini, der Kordon ist mit bewaffneter Hand von den Pestkranken des benachbarten Ortes durchbrochen." Als der Vizegespan dies hörte, ließ er seine Gesellschaft im Stich und lief über Hals und Kopf nach dem Dorfe zurück, um seine Bauern unter die Waffen zu bringen. Wehmüller und der Zigeuner schrien: „Gott sei Dank, nun laßt uns eilen!" Devillier besann sich auch nicht lange, und sie liefen spornstreichs nach dem verlassenen Pikettfeuer hin, wo sie Bauern beschäftigt fanden, unter großem Geschrei das Brot und die anderen Vorräte zu teilen, welche das Pikett zurückgelassen hatte. Als sie sich näherten, kam ihnen ein Reiter entgegen und schrie: „Steht, oder ich schieße euch nieder!" Sie standen und warfen die Waffen hinweg. Sie wurden gefragt, wer sie seien, und als sie erklärt, sie wollten über den Kordon, und der Reiter ihre Stimmen vernommen, stürzte er vom Pferde und fiel dem Zigeuner und Devillier wechselsweise um den Hals und schrie immer: „Michaly! Devillier! ich bin Mitidika."

Vor Freude des Wiedersehens ganz zitternd, riß das Mädchen sie in die Erdhütte des Piketts, wo sie dieselbe in männlicher Bekleidung, mit Säbel und Pistole bewaffnet, erkannten, und sie wollte eben zu erzählen anfangen, als

ſie Wehmüllern ſcharf anſah und zu ihm ſprach: „Biſt du noch immer hier, Betrüger? ich meinte, du ſeieſt geſtern zu deiner angeblichen Frau nach Stuhlweißenburg gereiſt?“

Alle ſahen bei dieſen Worten auf den beſtürzten Wehmüller; dieſer ſperrte das Maul auf vor Verwunderung.

„Ich?“ fragte er endlich, „ich, geſtern zu meiner angeblichen Frau?“

„Ja, du!“ ſagte Mitidika; „du, der du dich Wehmüller nennſt und es nicht biſt, du, der du deine Frau nicht einmal kennſt.“

„O, das iſt, um raſend zu werden!“ ſchrie Wehmüller, „welche tolle Beſchuldigungen, und das von einer wildfremden Perſon, die ich niemals geſehen!“

„Unverſchämter Geſell!“ ſchrie Mitidika; „du kennſt mich nicht? haſt du mir nicht ſeit mehreren Tagen mit deinen Liebesverſicherungen zugeſetzt? Hat der wirkliche Wehmüller dir nicht ſchon ins Geſicht bewieſen, daß du Wehmüller nicht ſein könneſt, weil der rechte Wehmüller an niemand denkt, als an ſein liebes Tonerl?“

„Der rechte Wehmüller?“ ſchrie nun Wehmüller, „wo haben Sie den geſehen? er wenigſtens kennt Sie nicht.“

„Kennt mich nicht?“ erwiderte Mitidika, „und reiſt mit mir?“

„Ich werde verrückt!“ ſchrie Wehmüller, „nun iſt gar noch ein dritter auf dem Tapet; wo ſind die zwei anderen? Geſchwind, ich will ſie ſehen, ich will ſie erwürgen!“

„Den dritten lügſt du hinzu,“ entgegnete Mitidika; der echte wird nicht weit von hier ſein, ich will ihn holen, da ſollſt du beſchämt werden!“ Nun lief ſie ſchnell zur Hütte hinaus.

Dieſer Wortwechſel war ſo ſchnell und heftig, und die Veranlaſſung ſo wunderbar, daß Michaly und Devillier nicht Zeit hatten, dem verblüfften Maler zu bezeugen, daß er ſeit geſtern in ihrer Geſellſchaft ſei und unmöglich der ſein könne, welchen Mitidika kannte. Sie waren eben noch beſchäftigt, den weinenden Wehmüller zu tröſten, als eine ganz ähnliche Figur wie er ſelbſt in die Hütte trat; bei dem erloſchenen Feuer war es unmöglich, jemand beſtimmter zu erkennen. Kaum hatte Wehmüller ſein Ebenbild in derſelben Geſtalt und Kleidung erkannt, als er wie eine Furie darauf losſtürzte; der andere tat ein gleiches, und beide ſchrien: „Ha, ertappe ich dich bei deiner Buhlerei unter meinem ehrlichen Namen?“ Sie riſſen ſich wie zwei Hähne herum. Devillier und Michaly brachten ſie mit Gewalt auseinander, und Mitidika führte den dritten Wehmüller herein. Wie groß war die Beſtürzung aller, da nun wirklich drei Wehmüller zugegen waren.

„Nein, das ist zum Verzweifeln!“ rief der Wehmüller, den Mitidika mitgebracht hatte, „da ist noch einer!“

„Herr Jesus!“ schrie nun unser Wehmüller, „Tonerl, bist du es, bist du hier, Tonerl?“

„Franzerl, lieber Franzerl!“ schrie der andere, und sie sanken sich als Mann und Frau in die Arme.

Da wurde es dem einen Wehmüller, den Devillier festhielt, nicht recht wohl, und er sank vor Schreck zur Erde. Michaly schürte nun das Feuer wieder an, daß man sehen konnte, und Mitidika bezeigte die größte Freude, daß Tonerl, die in einem ganz ähnlichen Kleide wie ihr Mann von Stuhlweißenburg mit ihr diesem entgegengereist war, ihn endlich gefunden habe, nachdem sie zu ihrem großen Schrecken von dem falschen Wehmüller in dem Dorfe, das man wegen Pestverdacht eingeschlossen, sehr geplagt worden war, ohne sich ihm als Wehmüllers Weib zu entdecken, denn sie war auf einen alten Paß ihres Mannes gereist.

Sie hatten sich kaum von der ersten Freude erholt, als Mitidika sagte: „Wir müssen doch den falschen Wehmüller, der die Sprache verloren hat, wieder zu sich bringen!“ Da aber ihr Rütteln und Schütteln ganz vergeblich war, sagte sie: „Ich habe ein untrüglich Mittel von der seligen Großmutter gelernt, das Herz ist ihm gefallen, wir wollen es ihm wieder heraufziehen!“ Da nahm sie ein Schoppenglas und gab es Michaly nebst einem Endchen Licht, das sie am Feuer anzündete, und einem Scheibchen Brot.

„Aha, ich weiß schon!“ sagte Michaly und öffnete dem Ohnmächtigen die Weste über dem Magen, setzte ihm das Licht, auf der Brotscheibe befestigt, auf den Leib und stülpte das Glas darüber. Das brennende Licht, welches die Luft unter dem Glase verzehrte, machte ihm den Leib, wie in einem Schröpfkopf, in das Glas aufsteigen.

Die ganze Gesellschaft lachte über dieses zigeunerische Kunststück, und der falsche Wehmüller kam bald zu Sinnen; der echte ging auf ihn zu und sprach: „Wer sind Sie, der auf eine so unverschämte Weise meinen Namen mißbrauchte?“

Da antwortete der Patient, welchen Devillier und Michaly an der Erde festhielten: „Was Kuckuck habe ich auf dem Leib? es ist, als wollten sie mir den Magen herausreißen; tun Sie mir die vermaledeite Laterne vom Leibe, eher sage ich kein Wort: ich bin Wehmüller und bleibe Wehmüller!“

„Gut,“ sagte Mitidika, „wenn du noch nicht bei Sinnen bist, wollen wir dir etwas Süßes eingeben.“

„Recht!“ sagte Michaly, „Katzenkot mit Honig, Zigeunertheriak.“

Auf dieses Rezept bekam der Patient andere Gesinnung und sprach: „Um

Gotteswillen, laßt mich aufſtehen, ich will alles bekennen! Ich bin der Maler Froſchauer von Klagenfurt."

„Das habe ich gleich gedacht," ſagte Wehmüller, „jetzt habe ich Sie in meinen Händen, ich kann Sie als einen Falſarius bei der Obrigkeit angeben, aber ich will großmütig ſein, wenn Sie mir einen körperlichen Eid ſchwören, daß Sie auf ewige Tage reſignieren, ungariſche Nationalgeſichter in meiner Manier zu malen."

„Das iſt ſehr hart," ſagte Froſchauer, „denn ich habe ganz darauf ſtudiert und müßte verhungern: den Eid kann ich nicht ſchwören."

„Er iſt noch hartnäckig!" ſagte Michaly, „geſchwind den Zigeunertheriak her!"

Und da Mitidika ſich ſtellte, als wolle ſie ihm etwas eingeben, entſchloß er ſich kurz und ſchwor alles, was man haben wolle, worauf ſie ihn losließen und ihm die Laterne vom Leib nahmen.

Die Freude und der Mutwille ward nun allgemein, aber der Tag näherte ſich, und Mitidika rief eben die Kordonbrecher zuſammen, um mit ihrem erbeuteten Proviant ſich dahin zurückzuziehen, wo ſie hergekommen waren. Aber der Vizegeſpan kam mit dem Kroaten, dem Feuerwerker, dem Gutsbeſitzer und einigen Heiducken und Panduren herbei und brachte die freudige Nachricht, daß ſie gar nicht nötig hätten, ſich zurückzuziehen, denn der Kordonkommandant habe ſoeben bekannt gemacht: nur durch Mißverſtändnis ſei das Dorf, in dem ſie vierzehn Tage blockiert waren, in den Kordon eingeſchloſſen worden. Es ſoll ihnen deshalb verziehen ſein, daß ſie den Kordon durchbrachen, wenn ſie dagegen auch keine Klagen über den Irrtum erheben wollten, der Kordon habe ſich ſchon nach einer andern Richtung bewegt. Der Gutsbeſitzer beſtätigte dies und lud die Geſellſchaft, von der ihm Baciochi, Nanny und Lindpeindier ſo viel Intereſſantes erzählten, ſämtlich nach ſeinem Edelhofe ein.

Die Bauern und Zigeuner, die unter der Anführung Mitidikas den Kordon durchbrochen hatten, waren hocherfreut über dieſe Nachricht, dankten ihrer Anführerin herzlich und kehrten ſingend nach ihrer Heimat zurück. Michaly aber nahm ſeine Violine und ſpielte luſtig vor der Geſellſchaft her, die dem Edelmanne folgte. Unterwegs gab es viele Aufklärungen und Herzensergießungen. Devillier und Mitidika hatten ihre Neigung bald zärtlich erneuert und gingen Arm in Arm, dann aber folgten die drei Wehmüller, Tonerl in der Mitte, und die andern gingen hinterdrein über das Stoppelfeld. Mitidika ſagte, daß ſie Tonerl in Stuhlweißenburg kennen gelernt, die, ſehr bekümmert über das Ausbleiben ihres Mannes, eine Reiſegeſellſchaft nach Kroatien geſucht, und da ſie ſelbſt nach dem Tode ihrer Großmutter zu ihrem Bruder Michaly habe ziehen

Die mehreren Wehmüller (Zug aus der Czarda).

1849.

Freifrau C. v. Erlanger, Nieder-Ingelheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die mehreren Wehmüller (Zug aus der Czarda).

1840.

Freiherr C. v. Erlanger, Nieder-Ingelheim.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

wollen, hätten sie sich entschlossen, zusammen zu reisen in männlicher Kleidung. Frau Tonerl sei in einem Habit ihres Mannes und sie als ungarischer Arzneihändler gereist, bis sie in dem Dorfe plötzlich von dem Kordon eingeschlossen worden seien, wo sie auch Froschauer, unter dem Namen Wehmüller, ganz in derselben Kleidung vorgefunden, was die arme Tonerl nicht wenig erschreckt habe. Nach vierzehn Tagen sei die Ungeduld und der Mangel der Einwohner die wohl Hunger, aber keine Pest gehabt, über alle Grenzen gestiegen, und so habe sie sich an ihre Spitze gesetzt und den Kordon durchbrochen; das sei ihr aber ganz leicht geworden, denn die Kordonisten wären, aus Furcht, angesteckt zu werden, gleich ausgerissen, als sie mit ihrem Haufen unter ihnen erschien.

Nun mußte Froschauer erzählen; er war eigentlich ein guter Schelm und sagte: „Lieber Herr Wehmüller, ich will Ihnen die Wahrheit sagen: der Spaß kostet mich fünfundzwanzig Dukaten und meine Braut. Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt und liebe die Tochter eines Fleischhauers; das Mädchen aber wählte immer zwischen mir und einem wohlhabenden Siebmacher, der auch um sie freite. Er setzte dem Vater des Mädchens in den Kopf, es sei in den kaiserlichen Erblanden kein Maler, der eine Frau ernähren könne, und der überhaupt Genie habe, als der Wehmüller in Wien, der die ungarischen Nationalgesichter male, und der so und so gekleidet gehe; dabei hörte er nicht auf, von Ihnen und Ihrer Arbeit zu reden, so daß der alte Fleischhauer und seine Tochter mir endlich erklärten, sie würden den Siebmacher vorziehen, wenn ich Ihnen in Ungarn den Rang nicht abliefe, und nun wettete ich mit dem Siebmacher, daß ich ihm in Jahr und Tag das Mädchen abtreten und noch fünfundzwanzig Dukaten dazu geben wollte, wenn ich Ihnen den Rang nicht ablaufen könne. Ich reiste nach Wien und nach Ungarn, forschte nach allen Ihren Bildern und warf mich so in Ihre Manier, daß man unsere Bilder nicht mehr unterscheiden konnte. Da ich nun erfuhr, daß Sie die Reise nach Stuhlweißenburg machen würden, wo Sie noch nicht gewesen, und sich auf dem Gute des Grafen Giulowitsch vorbereiteten, benutzte ich die Gelegenheit, Ihnen zuvorzukommen, denn ich wußte durch einen Freund bei der Hofkriegskanzelei, daß die dortigen Regimenter verlegt werden würden. Mit einem Vorrate von Nationalgesichtern in einer Blechbüchse, und ganz gekleidet wie Sie, machte ich mich nun als neuer Wehmüller auf, und als ich auf der Grenze an der Maut ein Päckchen liegen sah, ‚an Herrn Wehmüller, wenn er durchreist', überschrieben, ward es mir von dem Mautbeamten ausgeliefert. Es war aber dies das Bild Ihrer Gemahlin, welches sie auf ihrer Reise in einem Posthause hatte liegen lassen; ich nahm es mit, um es ihr einhändigen zu lassen, habe es aber vergessen, dem Boten abzunehmen, der es trug, als er mich durch den Kordon brachte, denn

Digitized by Google

meine Eile war groß, und ich triumphierte ſchon, daß ich, indem der Kordon Sie ausſperrte, Ihnen gewiß zuvorkommen würde. Aber wie war mir zumute, da ich mich mit Ihrer Frau, als einem zweiten Wehmüller, den ich auch nicht für den echten erkannte, weil er von der Malerei gar nichts verſtand, eingeſperrt ſah; bald aber ward ich von der Kühnheit und Schönheit Mitidikas, die es kein Hehl hatte, daß ſie eine verkleidete Jungfer ſei, ſo hingeriſſen, daß ich gern auf meine Braut und Wehmüllerſchaft reſigniert und alles gleich eingeſtanden hätte, aber Ehrgeiz und die fünfundzwanzig Dukaten hielten mich zurück. Ihr Erſcheinen fuhr mir indes ſo durch alle Glieder, daß ich die Beſinnung verlor; die fatale Laterne auf dem Magen und der angedrohte Theriak haben mich gänzlich hergeſtellt, und nun bleibt mir nichts übrig, als Sie herzlich um Verzeihung zu bitten, mit dem Vorſchlag, mich in Ihren Unternehmungen zum Kompagnon zu machen; Sie können meine Arbeiten unterſuchen und gehen Sie den Vorſchlag ein, ſo glaube ich, daß wir einen ſolchen Vorrat von Nationalgeſichtern anfertigen, daß unſer Glück begründet iſt, wenn wir redlich teilen."

„Das läßt ſich hören." ſagte Wehmüller, „die ganze Geſchichte macht mir jetzt Spaß, und wenn ich meine Tonerl nicht ſo lieb hätte, ſo möchte ich, um es Ihnen wett zu machen, nach Klagenfurt reiſen und Ihre Fleiſcherstochter und die fünfundzwanzig Dukaten Ihnen wegſchnappen, aber ſo geht es nicht." Da umarmte er Tonerl herzlich und ward mit Froſchauer eins, daß er ihm, wenn er ſeine Arbeiten unterſucht, ein eigenhändiges Atteſt ſchreiben wolle, daß er ihn in allem ſich gleichachte; gewänne er dann ſeine Wette, ſo könne er ſein Mädchen heiraten und ſich mit ihm auf gleichen Vorteil vereinigen.

„Ja," ſagte Tonerl, „da habe ich doch eine Geſellſchaft an Frau Froſchauer, wenn ihr herumzieht."

So ward der Friede geſtiftet, und ſie kamen auf dem Edelhofe an. Die Kammerjungfer und Lindpeindler ſtanden unter der Türe und waren in großem Erſtaunen über die drei Wehmüller, noch mehr aber über Mitidika; ſchnell liefen ſie, der gnädigen Frau und dem jungen Baron die intereſſante Geſellſchaft anzukündigen, und dieſe trat, von dem Edelmann geführt, in eine geräumige Weinlaube, wo die Hausfrau bald mit einem guten Frühſtück erſchien, und alle die Abenteuer nochmals berichtet werden mußten; der Tiroler und der Savoyarde ſtellten ſich auch ein, und der Edelmann bat alle, bei der Weinleſe ihm behilflich zu ſein, was zugeſagt wurde.

Am Abend, als noch viel über die drei Wehmüller geſcherzt worden war, wollte Devillier der Geſellſchaft eine Geſchichte erzählen, die er ſelbſt erlebt, und bei welcher die Verwechſlung zweier Perſonen noch viel unterhaltender war, als der Graf Giulowitſch und Lury, ſein Hofmeiſter mit ſeinen Eleven, bei dem

Edelmann zum Beſuch kamen; ſie freuten ſich ungemein, den guten Wehmüller zu finden, und die Aufklärung ſeines Abenteuers zu hören.

Die Erzählung Devilliers ward aufgeſchoben, aber nach dem Abendeſſen mußte die ſchöne Mitidika all ihren Schmuck, den ſie einſt von Devillier empfing, anlegen. Die Edeldame half ihr ſelbſt bei ihrer Toilette, denn Nanny, die Kammerjungfer, wurde unpäßlich. So geſchmückt trat das braune Mädchen wie eine Zauberin vor die Geſellſchaft; der Tiroler breitete ſeine Teppiche aus, und das reizende Geſchöpf tanzte, ſchlug das Tamburin und ſang — wozu Michaly ſie begleitete — ſo ganz wunderbar hinreißend, daß alles vor Erſtaunen verſteinert war. Sie ſchloß ihren Tanz damit, daß ſie den Teppich plötzlich erfaßte, ſich ſchnell in ihn einpuppte und an die Erde niederſtreckte, wie damals in der Hütte. Ein lebhaftes Beifallklatſchen rauſchte durch den Saal; Devillier aber kniete vor ihr, weinte wie ein Kind und wurde ausgelacht. So ſchied die Geſellſchaft für dieſen Abend auseinander.

Die Erzählung, welche Devillier verſprochen, eine andere des Tirolers und eine des Savoyarden unterhielten an den folgenden Tagen, und ich werde ſie mitteilen, wenn ich Luſt dazu habe.

In memoriam.

Digitized by Google

Gedenkblatt an Clemens Brentano.

1842.

Abtei St. Bonifazius, München.

Gedenkblatt an Clemens Brentano.

1842.

Abtei St. Bonifazius, München.

Digitized by Google

Gedenkblatt an Clemens Brentano.

(Der Pilger am Wegkreuze.)

In ſeinem vorletzten Brief an Steinle (23. Februar 1842) ſchrieb Brentano an dieſen: „O, ich armer Pilger, ich armer Pilger, wo ſoll ich mein Haupt hinlegen?“

Alsbald nach dem Tode des Dichters fertigte Steinle für die gemeinſame Freundin Emilie Linder das Gedenkblatt an den Verſtorbenen und ſandte es ihr als Weihnachtsgabe. Es iſt gleichſam eine Antwort auf obige bange Frage des ſchon damals ſchwerkranken Dichters und iſt gegeben ganz in ſeinem Sinne:

Sorgt ihr Freundesherzen nicht,
Wo ein müdes Haupt ſich niederlege.
Beſſre Herberg gibt es nicht,
Als beim Kreuze drauß am Wege.
Gaſtfrei iſt der Herbergsmann;
Denn der Dorn, ſein Knecht, hält an den Pfaden
Gern des Pilgers Mantel an,
Dringend ihn zur Einkehr einzuladen.
Und der Wirt iſt auch nicht ſtolz;
Draußen, ganz von Wunden überhagelt,
Harrt er am gekreuzten Holz.
— — — — — — — — — — — — — —

Herr, bei dir allein iſt Ruh!
Wie die Jünger einſt zu dir auf Erden
Sagten, ſprichſt zum Pilger du:
Bleib bei mir, denn es will Abend werden.[1])

Das Original des Gedenkblattes ging nach dem Tode Emilie Linders in den Beſitz der Abtei St. Bonifatius in München über.

A. M. v. St.

[1]) Zueignung der „Betrachtungen über das bittere Leiden uſw." Sulzbach 1833.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Clemens-Zimmer/Märchen vom Rhein und Müller Radlauf.
Radlauf und Ameleya ziehen nach Mainz.
1854.

Freiherr F. v. Handel, Schloß Albmegg.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Clemens-Zimmer/Die mehreren Wehmüller.

1854.

Freiherr F. v. Handel, Schloß Albmegg.

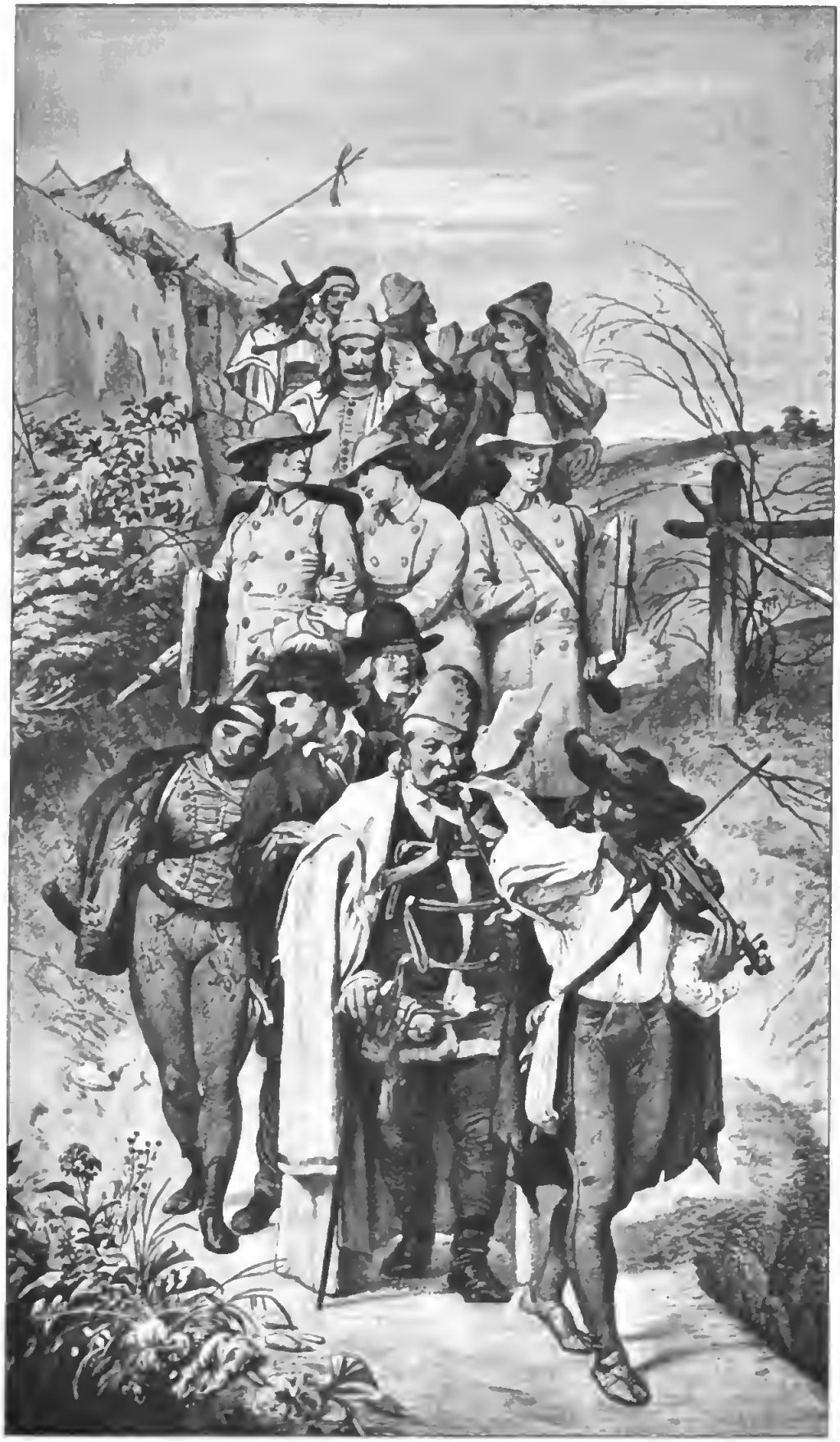
Digitized by Google

Clemens-Zimmer/Die mehreren Wehmüller.

1854.

Freiherr F. v. Handel, Schloß Altmegg.

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Clemens-Zimmer/Chronika des fahrenden Schülers.

Freiherr F. v. Handel, Schloß Albmegg.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Das Clemenszimmer
im
Dr. Karl von Guaitaſchen Hauſe
zu Frankfurt a. M.

Bei ſeiner Scheu, ſich gedruckt zu ſehen, darf es nicht wundernehmen, daß ſelbſt in dem Kreiſe ſeiner eigenen Familie Clemens Brentano nicht viel mehr galt als ein Phantaſt, der eben nicht viel geleiſtet hatte. Ein verwildeter Roman, den er ſelbſt verleugnete, einige kleinere Erzählungen, Gelegenheitskantaten, zwei Theaterſtücke, von denen das eine nie, das andere mit glänzendem Fiasko aufgeführt worden war, das waren die dichteriſchen Leiſtungen, die bis kurz vor dem Hinſcheiden des Dichters gedruckt erſchienen waren. Schon mit dem Erſcheinen des Märchens von „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ im Jahre 1838 änderte ſich die Anſicht über des Dichters Leiſtungen. Und als nun 1846/47 die „Märchen“ durch Guido von Görres herausgegeben und mit einer glänzenden apologetiſchen Einleitung über die Qualitäten des Dichters eingeführt wurden, da ward es auch Manchen von denen, die ihn nie begriffen hatten, klar, daß in dem Verewigten ein heller, ſtrahlender Stern vorübergegangen war.

Fand auch die zehn Jahre nach dem Tode des Dichters erſchienene Geſamtausgabe ſeiner Werke weder bei ſeinen nächſten Freunden, noch bei vielen ſeiner nächſten Verwandten eine freudige Aufnahme — die Eingeweihten konnten ſich aus ihr immerhin ein Bild von dem Dichter machen, das ihn weit über das

literariſche Gezänke hinaushob, das ſich an ſeinen Namen geknüpft hatte. Und man begann das Andenken des Dichters zu ehren. Die erſte dieſer Ehrungen ging aus dem Schoße der Familie hervor, gleichſam eine Genugtuung für langes Verkennen.

Herr Dr. Karl von Guaita, ein Neffe des Dichters, ſelbſt ein feinſinniger Literatur- und Theaterfreund, wollte 1853 in ſeinem an der Neuen Mainzer-Straße erbauten Hauſe ein Zimmer ganz dem Andenken des Dichters weihen dadurch, daß er es mit Darſtellungen aus den Dichtungen desſelben auszuſchmücken beſchloß. Für die Ausführung der Bilder konnte wohl nur der den Dichter ſo ganz verſtehende und demſelben innig zugetane Freund Steinle in Betracht kommen.

Als Gegenſtände wurden feſtgeſtellt:

Das Märchen vom Rhein und Müller Radlauf,

Chronika des fahrenden Schülers,

Die mehreren Wehmüller,

Romanzen vom Roſenkranze.

Da alle Verhandlungen über die Darſtellungen mündlich geführt wurden, läßt ſich leider heute nicht mehr feſtſtellen, warum nicht weitere Dichtungen herangezogen und dem „Märchen vom Rhein und Müller Radlauf“ eine derart hervorragende Stellung eingeräumt wurde, daß ihm die Hälfte der ſechs Darſtellungen gewidmet iſt. Ob es die Vorliebe des Beſtellers oder des Malers für dieſes von den Späteren am wenigſtens geſchätzte Märchen war? — Faſt ſollte man das letztere annehmen. Hatte er ſchon 1846 und 1849 Szenen aus dieſem Märchen dargeſtellt, ſo kam Steinle nach den für das Guaitaſche Clemenszimmer gemalten Bildern zu demſelben noch dreimal auf Gegenſtände aus dem Rheinmärchen zurück. Hatte ja doch der Dichter ſelbſt ihn noch bei Lebzeiten aufgefordert, Zeichnungen dazu zu machen, und hatte ihn perſönlich an den Rhein und die Orte geführt, wo das Märchen ſpielt!

Zu den Darſtellungen des „Clemenszimmer“ ſelbſt, welche 1853 begonnen und 1854 vollendet wurden, iſt Erklärendes nicht zu ſagen — mit Ausnahme der Darſtellung zu den „Romanzen vom Roſenkranze“. Dieſe Darſtellung gibt

nicht eine beſtimmte Szene der Dichtung wieder, ſondern bildet gleichſam eine Einleitung der Kulmination der Begebenheiten.

Wie die Marienſäule neben Biondettas Haus eine Freiſtatt, eine Inſel des Friedens iſt, an welcher Verfolgte Zuflucht ſuchen, ſo bildet in der Folge der Begebenheiten der Romanzen der ganze Platz um dieſe Marienſäule und vor Biondettas Haus eine Oaſe der Ruhe und des Friedens, zu welcher die Erzählung immer wieder zurückkehrt, gleichſam um einen Ruhepunkt in allen Kämpfen und Wirren darzubieten.

Dieſe Inſel des Friedens hat ſich der Maler als Schauplatz ſeines Bildes auserwählt und auf demſelben vier Szenen aus dem Romanzenkranze mit ihren End-, reſp. Anfangsbegebenheiten verknüpft.

Ganz vorn rechts auf einer Stufe liegt der Knabe Agnuskaſtus mit ſeinem Lamme, die an dieſer Stelle nebſt einem zugeflogenen Vöglein Roſablanca geſpeiſt hatte. Links iſt die Marienſäule mit der Freiſtattbank dargeſtellt. Die Madonna trägt den Roſenkranz, den ihr Meliore und Roſablanca geflochten. Roſablanca iſt im Weggehen begriffen — Meliore ſitzt auf der Bank unter der Marienſäule, dem Geſange Biodettas lauſchend — welche mit der Harfe im Fenſter ihres Hauſes ſitzt —, aber gleichzeitig auch den Blick finſter nach der Ecke der Straße gekehrt, aus welcher Apo mit ſeinen Schülern herannaht, um Streit mit Meliore zu beginnen und ihn zu verderben.

Was die Ausführung der Bilder anlangt, ſo hätte wohl Freskomalerei am nächſten gelegen. Aber der war man aus begreiflichen Gründen in bürgerlichen Wohnhäuſern abhold, da man damals die Möglichkeit, Fresken zu übertragen, nicht kannte, ſich aber wohl bewußt war, daß in einer aufſtrebenden Stadt bürgerliche Wohnhäuſer nicht für lange Zeit gebaut zu werden pflegten. Entſchloß man ſich daher, wie vielfach in Privathäuſern damaliger und früherer Zeit — es ſei nur an die Corneliusſchen Bilder für das Schmidtſche Haus auf der Zeil erinnert — für in die Wand einzulaſſende Panneaubilder, ſo blieb noch zu entſcheiden, in welcher Technik ſie auszuführen waren. Gegen Ölbilder ſprach der Umſtand, daß dieſelben Spiegelungen ausgeſetzt ſind, welche das direkte Anſchauen faſt unmöglich machen. Man entſchloß ſich daher zu in

Aquarellfarben auszuführenden Kartons, die durch ihre Farbenpracht und Tiefe Freskenbilder überſtrahlen und angeſichts der Lichtverhältniſſe ruhiger und gleichmäßiger wirken, als Ölgemälde.

Das Guaitaſche Haus ſamt ſeinem Clemenszimmer iſt längſt abgeriſſen und verſchwunden. Die Bilder befinden ſich jetzt als Beſitz der Tochter des Herrn Dr. von Guaita und ihres Gemahles Freiherrn F. v. Handel auf Schloß Albmegg bei Lambach in Oberöſterreich.

A. M. v. St.

Märchen vom Rhein und Müller Radlauf.

1854.

Freifrau Marianne v. Rotenhan, geb. v. Mumm, Schloß Eyrichshof.

Märchen vom Rhein und Müller Radlauf.
1854.
Freifrau Marianne v. Rotenhan, geb. v. Mumm, Schloß Gerichshof.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf.

Wie der Müller Radlauf dem Rhein ein Lied ſang und einen Traum hatte.

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, ſtand vor undenklichen Zeiten eine einſame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenreichen Wieſe. Auf dieſer Mühle wohnte Radlauf, ein junger frommer Müllerburſche.

Er lebte mit der ganzen Welt in Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umſonſt und ſtreute ſeine Broſamen den Fiſchen und Vögeln aus. Jeden Abend ſetzte er ſich auf den Mühldamm hinaus und hatte da ſeine Freude an den ſchönen grünen Wellen des Rheins, an den Ufern, die ſich ſpiegelten, und den Fiſchen, die vor Luſt aus der Flut emporſprangen. Ehe er aber ſchlafen ging, flocht er immer noch einen ſchönen Blumenkranz und ſang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Am Schluſſe des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinuntertrugen, und wenn Radlauf den Kranz nicht mehr ſchwimmen ſah, ging er ruhig nach ſeiner Mühle, um zu ſchlafen.

Das Lied aber, welches er gewöhnlich ſang, lautete alſo:

Nun gute Nacht! mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen ſchweben
Klar im Sternenſchein;
Die Welt iſt rings entſchlafen,
Es ſingt den Wolkenſchafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer ſchläft im Nachen
Und träumet von dem Meer;
Du aber, du mußt wachen
Und trägſt das Schiff einher;

Du führst ein freies Leben,
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt Lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich;
Du spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt;
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund;
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen —
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen;
Wenn dich mein Aug ersieht,
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht;
Treib fromm mir meine Mühle,
Jetzt scheid ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du;

Wirds gut, will ich dich preisen,
Dann sing in höhern Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Flut;
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht;
Gut Nacht! ich muß mich wenden,
Muß nun mein Singen enden,
Gut Nacht! mein Rhein!

Dieses Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar sehr; er gewann den Müller Radlauf darum gar lieb und trieb ihm sein Rad gar ordentlich, nicht zu langsam und nicht zu geschwind.

Einstens träumte dem Müller: er gehe auf seine Wiese und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wiese gar keine andern Blumen als nur Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme ritterliche Gewächse, er aber scheue sich mit seinen bürgerlichen Händen nicht, breche die edeln Blumen nach Herzenslust und freue sich, seinem alten Freund, dem adligsten der Flüsse, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden.

Als er nun diesen im Traume in die Wellen warf, tauchte unter demselben ein alter, sehr ernsthafter und doch liebreicher Mann aus der Flut; sein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlaufs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderschönes Jungfräulein und setzte sie vor Radlauf, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe sich ihm freundlich genaht, ihm eine köstliche alte Krone aufgesetzt und ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach seiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wiese gegangen, sei auch gar kein anderes Kraut mehr darauf zu sehen gewesen, als nur Mausohr, worüber sie beide sehr erschrocken seien; denn das Mausohr sei dermaßen gewachsen, daß es sie ganz umklammert habe; dann aber sei ein Kraut Katzenschwanz emporgeschossen und rings an allen Hecken und Bäumen so viele Weiden und Palmkätzchen, wie sie am Palmsonntag in der Kirche eingesegnet werden, und habe das Mausohr ganz wieder verschlungen. Während alledem sah er im Traume den alten Wassermann in dem Rheine zornig herumspringen

und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und seine Mühle schimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Ängsten.

Wie des Müllers Traum wahr geworden.

Der Traum war so lebhaft gewesen, daß Radlauf sich die Augen nicht lange rieb. Er sprang von seinem Lager und eilte hinaus auf die Wiese, um nach den vornehmen Blumen zu sehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber alles wie sonst: Gänseblümchen die Menge und hie und da ein frisches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußersten Spitzen ihrer goldenen Augenwimpern über den Rochusberg, welche der Mühle gegenüber jenseits des Rheins lag, hervor.

Radlauf trat auf den Mühldamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn sein Traum stand ihm so klar vor Augen, daß er glaubte, es müsse alle Augenblicke der alte Wassermann hervortauchen und ihm die schöne Prinzessin entgegenreichen.

Wie er so auf die Wellen niedersah, hörte er auf einmal eine herrliche Musik; da zitterte ihm das Herz vor Freude, und er dachte schon, das könne etwas bedeuten.

Als aber plötzlich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo widerschmetterten: hob er seine Blicke den Rhein aufwärts und sah von Mainz herab ein goldenes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Amelena, saßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherren, Rittern und Musikanten.

Merkwürdig war in dieser Gesellschaft, daß der größte Teil der Dienerschaft keinen Anteil an der Musik zu nehmen schien; denn der ganze Hofstaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem Schoße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle schienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereignisse zu sehen.

Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewisse bedeutungsvolle Tiere als Hof- und Leibtiere mit sich herumzuführen, welche lebendige Würdenträger innerlicher Eigenschaften und Geistesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Person waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche und dergleichen Tiere bei sich, diese alte Königin aber eine Katze.

Diese Tiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmütigkeit erzogen und durften nur im äußersten Fall durch ein bescheidenes, vieldeutiges Zeichen

ihre innere Gemütsstimmung bemerklich machen. Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab, weil sie als Barometer für den Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Äußerungen man Krieg und Frieden, Bündnisse und Heiraten schloß.

Ging aber ein solcher Handel schief, so setzte man das Tier ab, jagte es in den Wald oder brachte es sonst beiseite und nahm ein anderes an dessen Stelle. Manchmal bei großen Veränderungen nahm man größere, mächtigere Tiere an die Stelle; so kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stelle der Katzen.

Es waren diese Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Heiden vor jedem wichtigen Geschäft erst aus dem Fluge der Vögel, dem Lauf der Tiere, dem Fressen der Hühner, Glück und Unglück vorhersehen wollten.

In späteren Zeiten wuchsen die Leidenschaften der Menschen so, daß kein Tier mehr groß genug war, sie vorzustellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elefanten wegen ihrer Unbändigkeit und Größe unbequem und unanständig; denn die Menschen wurden äußerlich zahmer und weichlicher.

Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibtiere mit herumzuführen und statt derselben geschickte, wohlerzogene Menschen anzustellen, welche sich nicht gleich alles merken ließen, damit man sich erst auf jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dies gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruh und Frieden zu verdanken haben.

Aus diesen Abbildungen der Hof- und Leibtiere entstanden die Wappen, und man kann aus den seltsamen Figuren der auf denselben abgebildeten Tiere sich eine Vorstellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hoftiere zugestutzt hatten.

Zu dieser wohltätigen Veränderung sollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schoße der Königin von Mainz in dieser Geschichte veranlaßt wurden. Wenngleich alle diese abergläubischen alten Händel längst vergessen sind, so ist doch hie und da noch eine Spur übrig geblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Nestern von den Dornhecken sammeln, sehen kann, daß vorübergezogene Schafherden sie daran hängen ließen, und so soll das Sprichwort: Es kommt Besuch, denn unsere Katze putzt sich, noch von der prophetischen Gewohnheit jener Katze herkommen, sich vor jeder Ankunft hoher Gäste fein sauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerksamkeit nicht ohne Ursache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem versprochenen Bräutigam ihrer einzigen Tochter, der Prinzessin Ameleya, entgegen, dem Prinzen

Rattenkahl von Trier, der mit der alten Königin von Trier den Rhein heraufsahren sollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß diese Familie ein Hof- und Leibtier von sehr verschiedener Gemütsart mit sich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeiung, das am Binger Loch durch Zusammenkunft von Katz und Katz eine hohe, glückliche Verbindung und eine neue, glückliche Zeit eintreten sollte. Das Liedlein sagte folgendes:

Gute Zeit, wenn Katz und Katz
Einig auf des Rheines Flut
Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück! dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf.

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahl eine ausgezeichnete Katze mit sich zu führen pflegte, so hielt man das heutige Begegnen der beiden Schiffe, welche Katz und Katz und auch den herzallerliebsten Schatz, die Prinzessin Amelena, mit sich führten, für die Erfüllung jenes alten Reimes, und die Hofmusikanten spielten gar keine andere Melodie, was schier langweilig war.

Die schöne Amelena war sehr begierig, ihren Bräutigam zu sehen, mit welchem ihr ein so großes Glück kommen sollte, und sie hatte sich ganz vornhin auf den Schnabel des Schiffes gesetzt, so daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünsamtenes Kleid mit goldenen Träublein gestickt und spielte mit einem goldenen Ruder nachlässig in den Wellen, während sie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felsental hineinsah, in welches sich der Rhein aus dem heitern und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit seinem feurigen Wein einen kühlen Keller suchen.

Radlauf wendete kein Auge von der schönen Prinzessin; denn ihm schien nicht anders, als daß sie die nämliche sei, welche ihn im Traum so sehr erfreut hatte. Dazu kam noch, daß er in dem Gesange von dem Schiffe her, in den Worten „Schatz, Glück, Lauf“ immer von einem besondern Glück zu hören glaubte, das dem Radlauf begegnen sollte.

Da erhob sich aber auf einmal ein starker Wind, und das Schiff der Königin von Trier strich mit vollen Segeln bei dem Binger Loche heraus und war in wenigen Minuten dem Mainzer Schiffe sehr nahe.

Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, saß auf dem Schiffsschnabel, seine Braut desto eher zu erblicken. Aber er sah nicht zum besten aus. Wenn er

Märchen vom Rhein und Müller Radlauf/Wie sich die Schiffe begegnen.

1849.

Freifrau v. Bethmann, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Original from Princeton University

1849.

Mythen vom Ursprung der Völker und Staaten. Aus dem Griechischen des Apollodor.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

gleich ein guter Herr von großen persönlichen Eigenschaften sein mochte: so stand ihm doch sein kahler, spitzer Kopf, sein sehr dünner, aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von schwarzen und weißen Mäusefellen mit einem langen Rattenschwanz daran sehr unvorteilhaft. Hinter ihm saß auf einem ledernen Stuhl seine Mutter, die Königin von Trier, eine sehr alte Dame, die so beschäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem großen Samtkissen im Schoße lag, mit Zuckerbrezeln zu füttern, daß sie von allem um sie her nichts hörte und nichts sah; denn die Ratze schien besonders unruhig und wollte sich immer verstecken.

Nun kamen sich die Schiffe sehr nah, und die Mainzer Musikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgesang, den sie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims herangekommen; keine Miene verzog sich auf den beiden Schiffen; hier schaute alles nach der Ratze, dort nach der Ratze, welche sich beide auch in äußerster Stille verhielten; man erwartete das große Glück.

Die schöne Amelena, etwas über das Aussehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlaufs Mühle hin, und Radlauf rückte auf den äußersten Rand seines Mühldamms; nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal, und die Erfüllung stand nicht länger auf dem Sprung.

Die Ratze fuhr wie ein Blitz über die schöne Amelena weg nach der Ratze in das andere Hochzeitschiff hinüber, die ebenso geschwind vor ihr in einen Winkel schoß; die alte Königin war mit ihrem Stuhle umgefallen; aber, o Unglück! der schönen Amelena entfiel das goldene Ruder, sie bückte sich danach und stürzte in die Flut, und plumps sprang Radlauf mit gleichen Beinen in den Rhein, sie zu retten.

Auf den beiden Schiffen war alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin schrie wie rasend: „Staatsratz! o Staatsratz!“ — Die alte Königin von Mainz aber schrie: „Staatskatz! o Staatskatz!“ denn der Prinz Rattenkahl trieb diese dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß sie sich endlich auf den Mastbaum rettete.

Diese Verwirrung mehrten die Musikanten noch, die wie toll und rasend drauf lospaukten und -trompeten, worüber der König von Mainz endlich so unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Wasser stieß.

Da ward es etwas geräumiger und stiller, und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzessin Amelena erst verstehen, und nun erhob er ein großes Wehegeschrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo sie hinabgestürzt war, und rief dem Trierischen Prinzen Rattenkahl zu: „O, teuerster Herr Schwiegersohn! retten Sie Ihre Braut!“ Rattenkahl aber hörte und sah

nichts vor Zorn über die Katze, die er noch immer herumhetzte, um sie aus dem Schiffe zu bringen, und schrie immer mit seiner Mutter zugleich: „Ins Wasser mit der Katze, sie soll ertrinken!“

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber sie traf ihn nicht und flog in den Rhein.

Nun wendete sich der König zu seinem Gefolge und rief aus:

„Wer mir meine Tochter rettet, der soll sie zur Frau haben und meine Krone dazu.“

Die Musikanten wollten platterdings nicht retten und schützten vor, das Wasser verderbe das Gehör, verstimme die Geigen, stehe gar tief unter dem Kammerton, habe keine Resonanz, und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen.

Einige Ritter sprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen sie alle in den Grund.

Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun selbst hinein; aber ihre breiten, steifen Röcke hielten sie oben wie Fischkasten, dabei jammerten sie, es komme ihnen kalt an die Beine und sie würden von Fischen gebissen. Hierzu raste der König um seine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Musikanten spielten und schrien den Staatsreim in einem betrübten Ton; denn die Damen und Pauker und Trompeter, die um das Schiff herumschwammen, faßten sie an den Haarzöpfen, um sich herauszuhelfen. Da tat die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff, sie hatte aber nicht gut gemessen und fiel ins Wasser, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäusepelz auf den Schultern tanzte, seine Mutter aber, die alte böse Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patschte. Sie hatte sich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze gesetzt und, um die Katze von sich zu scheuchen, wie ein Hund gebellt.

Die Katze aber wurde von einem schwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geschleudert, und ist später aus dieser Tat ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entstanden.

Da Rattenkahl noch mit dem Ruder so nach ihr schlug, daß das Wasser dem König von Mainz die ganze Frisur verdarb, kam dieser in einen solchen Grimm, daß er ausrief:

„So wollt' ich dann, daß dich das Binger Loch mit Mann und Maus verschlänge und die Felsensteine rings dazu lachten!“

Darauf aber erwiderte die Königin von Trier nichts als mit einer recht spitzigen feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß!“

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indes ihre Lieblingskatze,

und der König wendete seinen ganzen Zorn nun auf sie, weil er behauptete, diese verwünschte Katze habe all das Unglück herbeigeführt. Und sie begannen beinahe schon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieser häßlichen Herrschaften nicht mehr länger mit ansehen konnte und plötzlich einen heftigen Sturm in seinen Wellen zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu auseinander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das Trierische gegen Koblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herumfuhr, ward die Verwünschung des Königs von Mainz schon an ihm wahr; der Strudel faßte das Schifflein und drehte es herum wie einen Kreisel, immer geschwinder und geschwinder. Da lautete es, als wenn sich ein Riese gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Wasser und Rattenkahl, seine Mutter und die Katze verschwanden mit ihm. Die Felsen aber lachten rings dazu: „klick, klack, klack!" als wenn man mit tausend Peitschen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr und der Traum des frommen Müllers Radlauf auch und der alte Staatsreim auch; denn sein Freund, der alte Rhein, trieb dem schwimmenden Radlauf den Schatz, die schöne Amelena, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anstrengung arbeitete er, die schon halbtote Prinzessin nach seinem Mühldamm hinzubringen, und da er merkte, daß er selbst auch die Besinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzessin fest mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hilfe an, der ihn nicht verließ und mit Amelena gleich neben seiner Mühle, auf der schönen Wiese, ans Land warf, wo sie beide ohnmächtig wie tot nebeneinander lagen.

Wie Radlauf die schöne Amelena in seine Mühle führt.

Der Rhein war schon wieder ganz ruhig und spiegelglatt, und die Sonne schien warm hernieder: da erwachte Radlauf aus seiner Betäubung.

Ach, wie war er verwundert, als er die schöne Prinzessin in ihrem grünen, goldgestickten Samtrock neben sich im Grase liegen sah.

Schnell sprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüsterte: „Ach, allerholdseligste Prinzessin! wollen Sie nicht aufstehen und sich in meine Mühle bemühen?" Da sie aber kein Zeichen von sich gab, kam er in die größte Angst und dachte erst, daß sie wohl gar könne ertrunken sein.

Nun besann er sich hin und her, was er für Mittel gehört hatte, Ertrunkene wieder zu sich selbst zu bringen. Aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden; so sehr unwürdig fühlte er sich, die Prinzessin zu berühren.

Digitized by Google

Das gewöhnliche Mittel, sie auf den Kopf zu stellen, fiel ihm zuerst ein, aber wie konnte er, dem es schon durch Mark und Bein ging, wenn er einen Laib Brot auf der oberen Seite liegen sah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzessin auf den Kopf zu stellen. Dann fiel ihm ein, daß man solchen Betäubten Federn unter der Nase verbrenne, um sie durch den scharfen Geruch zu sich zu bringen; aber nach dies Mittel schien ihm erschrecklich; er hätte sich nie verzeihen können, einer so schönen Nase etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er also gar nichts wußte, fing er, neben ihr kniend, von ganzem Herzen zu beten an, der liebe Gott möge die schöne Ameleya doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er so betend ihr in das liebliche Angesicht schaute, summte eine kleine goldene Biene um sie her und wollte sich eben auf ihren roten Mund, den sie für eine duftende rote Nelke hielt, niederlassen. Da vergaß Radlauf in der Angst, die Biene möge die Prinzessin stechen, alle seine vorige Schüchternheit und gab der schönen Ameleya, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher sie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erwachte.

Radlauf kniete noch zitternd neben ihr und sprach in der tiefsten Ehrerbietung: „O allerholdseligste Prinzessin! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich versichere Dieselben, der Schlag war allein auf eine unverschämte Biene gemünzt, welche Dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B. eine rote Blume ansah und Honig darauf sammeln wollte. Als ich diese nun erschlagen wollte, entwischte sie unter meiner Hand, und diese hatte das Unglück, der allerholdseligsten Prinzessin Wange nur allzuderb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; ist aber mein Verbrechen wirklich so groß, als ich es fühle, so bitte ich Dieselbe, mir alsogleich den Tod zu geben."

Die schöne Ameleya hörte diese Worte des Müllers kaum, so betäubt war sie noch, und da sie sich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen fest wie eine schöne Bildsäule am Rhein dastand und gar nichts von der Ohrfeige zu wissen schien, tat er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzessin sah bange den Rhein hinauf, da hörte sie noch in weitester Entfernung eine Trauermusik erschallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurückruderte. Das beunruhigte ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen sein möge, das kümmerte sie gar nicht, weil sie eigentlich aus Schrecken über dessen unangenehmes Aussehen in das Wasser gefallen war.

Nun kniete sie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er sie so wunderbarlich errettet habe, und wandte sich dann zu Radlauf, dem sie nun auch von

Märchen vom Rhein und Müller Radlauf/Radlauf weckt Ameleya.

1870.

Signiert nach Erwerbung durch den jetzigen Besitzer 1885.

Herr Conrad Biding, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mitteilungen aus dem Gebiete des Militär-Sanitäts- und Invalidenwesens.

Herausgegeben vom Chef des Militär-Sanitäts- und Invalidenwesens.

1915.

Mit Unterstützung des Chefs des Militär-Sanitäts- und Invalidenwesens.

Wien 1915.

Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen.

Kommissionsverlag: L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhandlung.

I. Wien, Graben 31.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Herzen dankte und ihn bat, sie in seine Mühle zu führen, damit sie ein wenig schlafen könne.

Radlauf konnte vor Freuden und Entzücken, als die schöne Prinzessin mit ihm sprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine untertänige Verbeugung, und als sie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, teils aus Ehrerbietung, teils damit ihr die vom Rheinwasser noch sehr nasse Schleppe nicht so kalt an die Beine schlagen sollte. Der Prinzessin gefiel die Artigkeit des Müllers gar sehr, und sie sah sich dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Amelena ihren Fuß auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Ritterſporn und andere adlige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.

So traten sie in die klappernde und stäubende Mühle, und als er sie in seine Stube gebracht, redete sie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm. Doch konnte er ihre Stimme nicht verstehen vor dem Mühlgeräusch, und er wollte sich schon wegbegeben, die Mühle fest zu stellen, aber sie blieb in demselben Augenblick von selbst stehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß sehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, so beschäftigt war er mit seinem vornehmen Besuch und besonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftischen sollte.

Radlauf verbeugte sich vor Amelena und bat sie, sich es bequem zu machen; er legte ihre weißen Tücher über sein Bett, setzte ihr frisches Wasser hin und feine Kleie zum Waschen, auch sein bestes Handtuch und einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er selbst geschnitten hatte, wie auch das Brauthemd seiner verstorbenen Mutter und die Hochzeitskleider derselben, damit sich die Prinzessin umkleiden könne; dann machte er ein Feuer auf dem Herd, teils ihr etwas zu kochen, teils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Alles das tat er still, ohne ein Wörtchen zu sagen. Die Prinzessin war auch ganz still und sah ihm zu, wie er alles so fleißig und bedachtsam und bescheiden besorgte, was ihr etwa angenehm sein könnte. Nun nahm er noch seine eigenen Sonntagskleider aus dem Kasten, hängte sie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tisch, ließ sich dann auf ein Knie nieder und sprach: „Allerholdseligste Prinzessin! wenn Sie sich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben, geruhen Sie mit dieser Kreide hier an die schwarze Küchentüre ihre sämtlichen Leibspeisen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und sehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag!“

Die Prinzessin war durch die Artigkeit des Müllers sehr gerührt, brach die

Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlauf! begebe dich in die Küche und schreibe auf die andere Seite der Türe deine Leibspeisen und diejenigen, welche wir beide zugleich werden aufgeschrieben haben, sollst du mir dann bereiten.“ Radlauf nahm die Kreide und sprach: „Nicht allein dieses, sondern auch alles andere, was Sie wünschen könnten, schwöre ich Ihnen zuzubereiten, wenn es in meinem Vermögen steht.“

Nun machte er eine Verbeugung und begab sich nach der Küche.

Wie Radlauf den Küchenzettel macht und der schwarze Hans auch dabei sein will.

Kaum war Radlauf in der Küche, als er ein hübsches Feuer auf dem Herd machte und alles Geschirr recht reinlich ausscheuerte, wobei er sich immer besann, was er für Lieblingsgerichte aufschreiben sollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anderes einfallen als gebrannte Mehlsuppe und Rühreier, denn er hatte sein Lebtag nichts anderes gegessen und kannte auch kein anderes Gericht.

Unter diesen Geschäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Türe hin, ob die Prinzessin etwa schon auf der andern Seite ihre Lieblingsspeisen daranschreibe; aber er vernahm noch nichts, sie schien beschäftigt, sich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur besann er sich noch immer auf irgendeine andere Speise und rieb sich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er hatte aber am Fenster einen zahmen Star im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht sprechen hatte lehren können, wenngleich der Vogel eine besondere, ja beinah menschliche Klugheit verriet; als er nun den guten Vogel ganz tiefsinnig auf seiner Stange sitzen sah, als ob er sich auch auf einen Küchenzeittel besänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er seine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude!
Was kocht der weiße Müller heute?“

Da antwortete der Star zum erstenmal, aber mit sehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der schwarze Hans ist auch dabei!“

Wohlan, so soll es auch dabei bleiben, rief Radlauf aus, voll Freude, daß sein Vogel zum erstenmal gesprochen. Fröhlich ging er zum Vogelbauer, streute schönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit frischem Wasser; aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht fressen und nicht saufen; das

Herz ſchlug ihm, als wenn er einer Katze gegenüberſäße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlauf konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur ſo betrüben möge. Endlich dachte er, er iſt vielleicht erſchrocken, als ihm auf einmal der Verſtand aufgegangen und die Sprache gekommen, nun weiß er jetzt ſeines Studierens keine Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerſt ſagen ſoll. Um ihn ein wenig aufzumuntern, ſprach er zu ihm:

„Friß und ſauf und bade dich
Und pfeif eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmauſe lade dich,
Haſt du kein Geld, ich will dirs borgen."

Worauf ihm aber der Star noch viel betrübter antwortete:

„Was hilfts, wenn ich viel freſſe,
Es iſt mein Leichenſchmaus;
Mich ſpeiſt doch die Prinzeſſe,
Denn meine Zeit iſt aus.

Was hilfts, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich ſterb heut ohne Gnade,
Ich muß gefreſſen ſein.

Was hilfts, wenn ich viel ſaufe,
Es iſt mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr roter Mund."

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf ſein Freßtröglein, als wollte er ihn abgehackt haben. Radlauf bemitleidete ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenſter, damit er ſich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er ſei von vielem Studieren und Einſitzen ſo tiefſinnig geworden. Indem hörte er die Prinzeſſin mit der Kreide an der Türe ſchreiben, und ſchnell ſprang er mit ſeiner Kreide auch an die Türe; ſie ſchrieb von außen und er von innen, und ſie ſchrieb noch lange, als er längſt fertig war. Endlich machte ſie die Türe auf und ſprach: „Jetzt will ich leſen, was ich alles aufgeſchrieben, wenn du es nicht haſt, ſo gib mir ein Zeichen." Da las ſie:

„Gebackene Pflaumen von Wolfenbüttel?"
Der Müller mit dem Kopfe ſchüttelt.

„Ein verzuckerter Schweinskopf?"
Der Müller ſchüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleberpaſtete?"
Der Müller mit dem Kopfe drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?"
Der Müller ſchüttelt mit der Stirn.
„Lämmerſchwänzchen in Honig gebacken?"
Der Müller ſchüttelt mit den Backen.
„Ein kandierter Waſſerhaſe?"
Der Müller ſchüttelt mit der Naſe.

Endlich ſagte ſie:

„Gebrannte Mehlſuppe und Rührei?"
Der Müller ſprach: „es bleibt dabei."

Dann las die Prinzeſſin noch:

„Einen friſchen Starenbraten?"
Der Müller ſprach: „ach ja, Ihr Gnaden!"

und die Tränen liefen ihm in die Augen, denn der Star ſprach einmal übers anderemal laut und vernehmlich, aber mit ſehr betrübter Stimme dazu: „Der ſchwarze Hans iſt auch dabei"; und Radlauf merkte wohl, daß der gute Vogel vorausgefühlt haben müſſe, daß ihn die Prinzeſſin aufeſſen werde. Warum er das wußte und wie er das wußte und wozu es gut war, daß es geſchah, das wußte damals kein Menſch und kein Star; vielleicht wird es im Fortgang dieſer Märchen noch einmal bekannt.

So viel iſt gewiß, daß Radlauf wohl fühlte, er könne der Prinzeſſin keine Einwendung machen, ſo leid es ihm auch tat, den ſchwarzen Hans zu ſchlachten; denn er hatte ihr geſchworen, alles, was in ſeinem Vermögen ſei, für ſie als Speiſe zuzurichten, ſo ſie es begehrte. Er verbeugte ſich demütig vor der ſchönen Amelena und ſagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdſeligkeit zu bedienen," und ſomit zog er die Küchentüre wieder zu.

Wie ſich der ſchwarze Hans ſelbſt umbringt, Radlauf und Amelena ihn eſſen und nach Mainz ziehen.

Nun band ſich Radlauf einen ganz neuen Mehlſack als Küchenſchürze vor und nahm ſeinen Schleifſtein und ſein Meſſer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht ſcharfen Meſſer abſchneiden, damit er nicht viel

Schmerzen haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Star an dazu zu sprechen:

„Messer, Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz,
Hätt ich nicht so sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt."

Als Radlauf diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hansen hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich — denn er hatte eine besondere Hochachtung vor Standespersonen — den Vogel mit folgenden Worten an:

„Ihro Durchlaucht waren also ein Fürst, ach vielleicht gar von Gebürt; o dann getraue ich mich nicht, meine Hand an ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich Dieselben der Prinzessin Amelena vorstellen." Der Vogel antwortete:

„Einst war ich Fürst von Starenberg,
Mein Maul stand damals überzwerg;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt."

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, worauf er sich wieder einstellen wolle, um geschlachtet zu werden. Sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelst seines Schnabels auf einen Mehlsack vor einigen Tagen geschrieben, und werde es Radlauf zu seiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Tür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen."

Der Star aber flog nicht etwa zu dem Fenster hinaus; das fühlte er tief unter seiner Würde; er begab sich vielmehr zu Fuß mit langsamen anständigen Schritten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlauf schloß die Türe bescheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüsselloch, weil ihn Staatssachen damals gar nicht interessierten.

Als Amelena den Vogel hereintrippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestützten Armen nachdenkend dasaß. Er machte da mehrere Komplimente und rührende Stellungen vor ihr. Die Prinzessin sah ihm verwundert zu und wollte eben über seine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr sprach:

„Gott grüß dich, ſchöne Ameley!
Der ſchwarze Hans iſt auch dabei“

und mit ſeinem Schnabel eine goldene Nadel unter ſeinem Flügel hervorzog, die er ſich ſo heftig in das Herz ſtieß, daß das Blut der Prinzeſſin auf den Arm ſpritzte. Als er niederſank, ſagte ſie mit Tränen: „Ach, armer Hans, was haſt du getan?“ Da ſprach der Vogel mit ſterbender Stimme:

„Ade, du ſchöne Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei;
Das ſchönſte Grab wird mich beehren,
So du mich willſt ſogleich verzehren;
Der Müller ſoll auch eſſen mit,
Ich wünſch euch guten Appetit.“

Nach dieſen Worten ſtreckte er die Beine aus, ſchloß die Augen, ſperrte den Schnabel auf und war mauſetot.

Die ſchöne Ameleya zog ihm die Nadel aus der Bruſt und erkannte dieſelbe als eine ihrer Haarnadeln, die ſie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geſchenkt hatte, der bald darauf verſchwunden war. Über ſein Verſchwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzeſſin Ameleya ihm eine ihrer Haarnadeln geſchenkt, und da ſei er plötzlich in einen Star verwandelt worden und davongeflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes und vergoß bittere Tränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und ſchluchzte ſo laut, daß Radlauf nach ſeinem Mühlrad ging, welches vorhin ſtehen geblieben war, um zu ſehen, was es am Gange hindere; denn das Jammern der Prinzeſſin ging ihm ſo zu Herzen, daß er wünſchte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu ſeiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr ſie in ſeinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem Getriebe ſeiner Räder hängen, wodurch ſie ſtill geſtanden waren. Kaum hatte er ſie herausgenommen, ſo ging die Mühle wieder munter drauf los.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, ſah er jenſeits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg ſtehen; der blies, daß es in die Felſen hineinſchmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch ſah er, viele Fiſcher und Taucher auf dem Rheine herumfiſchen und ſchwimmen und tauchen und ſuchen. Einer von dieſen ſagte ihm nun, der König von Mainz habe dem ſeine Tochter, die Prinzeſſin Ameleya, zur Gemahlin verſprochen, der ſie

lebendig wiederbrächte, und wer sie tot bringe, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie samt der verlornen Krone zurückliefere, der soll sein Nachfolger sein.

Radlauf konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzessin: juchhe! mein herzallerliebster Schatz! zugerufen; aber das Wort im Munde erstarrte ihm, denn er sah die Prinzessin beschäftigt, den verstorbenen Herrn von Starenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidenes Schnupftuch tat, als fürchte sie, ihm weh zu tun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hansen, salzte ihn mit ihren Tränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schnürmestel, um ihn zu braten; seine Eingeweide aber tat sie in eine Büchse, um sie in seinem Familienbegräbnis beisetzen zu lassen. Aus dem Federn machte sie ein seidenes Kissen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Starenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Amelena nötigte den Müller zu Tisch und aß vor allem unter bittern Tränen ihr Teil von dem schwarzen Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller; aber kaum hatten beide davon gegessen, als es ihnen sehr wunderbar zumut wurde, und sie eine große Liebe zueinander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Amelena sagte: „Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit niemand mein Leben zubringen als mit dir.“ Radlauf aber sagte zu ihr:

„Allerschönste Amelen', ich habe einen reichen vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rat schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurückführe!“

„Ach!“ sagte die schöne Amelena, „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsere Liebe merkt, sind wir verloren.“

„Seid nur ruhig,“ sagte Radlauf, „ich habe ein ganz anderes Glöcklein läuten hören,“ und somit ging er mit Amelen, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese und bat sie, ihm zu helfen, ihm allerlei Kränze zu machen.

Während sie das tat, holte er seinen schönsten Esel und zäunte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Amelen

wurde mit Blumen geziert und ſetzte ſich dann auf den Eſel. Er ſelbſt ſetzte die Krone des Königs auf, tat ſeine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Eſel mit der ſchönen Amelen nach Mainz.

Ihre Geſpräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit, und ſie übereilten ſich gar nicht; der Eſel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entſtand die größte Freude; jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlauf ſelig und ſchloß ſich dem Zug an; viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die ſchöne Amelena gerettet und bringe ſie, als er bekanntmachen ließ, kein Menſch ſolle bei Todesſtrafe ein Wort davon ſprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut verſprochen.

Als Radlauf mit der Prinzeſſin nach Mainz kam, nahm der König ſeine Tochter mit Freuden auf, aber dem Müller verbot er den Eintritt ins Schloß. Radlauf klagte dem Vater Rhein ſein Leid und erhielt von ihm eine Flöte, mit der er große Mäuſeheere, vom Rattenkönig befehligt, nach Mainz führte, nachdem er die Königin und den Prinzen Rattenkahi von Trier auf einer Inſel im Rhein begraben hatte. Das Mäuſeheer brachte zwar großes Unheil über den König und die Stadt, aber die Prinzeſſin gewann Radlauf nicht dadurch, denn er ließ ſich vom König die Zauberpfeife abliſten, der ihn in den Kerker warf und die Mäuſe in den Rhein pfiff, wo ſie ertranken. Der Müller entkam mit Hilfe des Rattenkönigs aus dem Gefängnis und kehrte nach ſeiner Mühle zurück. Dort fand er auf ſeinem Sack das Teſtament des ſchwarzen Hans geſchrieben, der ihm darin befahl, in den Schwarzwald zu gehen, wo er ſeine Vorfahren die Fürſten von Starenberg finden werde. Radlauf gehorchte und begab ſich auf die Wanderſchaft.

Unterdeſſen feierte der König von Mainz ein großes Dankfeſt wegen der Vernichtung der Mäuſe und ließ zum Spott Strohpuppen als Königin und Prinz Rattenkahi von Trier an einen großen Galgen hängen, den die Kinder umjohlten. Als dies der kleine Prinz Mausohr von Trier hörte, ſchlich er ſich heimlich vom Schloß in Trier fort, um ſeine Mutter und ſeinen Bruder zu rächen. Er bekam von einem alten Storch unterwegs eine Pfeife geſchenkt, mit der er alle Kinder bezaubern konnte, daß ſie ihm nachliefen, und ſo lockte er in Mainz die Kinder, während alle großen Leute in der Kirche waren, an das Rheinufer hinunter und ſpielte immer toller, ſo daß ſie ins Waſſer ſprangen und verſanken. Ihr Geſchrei rief die Prinzeſſin herbei, die dort ſpazieren gegangen war, und als ſie ein ſchönes kleines Mädchen, das ihr Patenkind war, mit den Wellen kämpfen ſah, ſprang ſie ins Waſſer, um das Kind zu retten. Aber der Zauber der Pfeife ergriff ſie auch, ſo daß ſie tiefer und tiefer in die Fluten tanzte, bis ſie darin verſchwand. Mausohr fuhr auf dem Rhein heimwärts und fand auf der Inſel das Grab ſeiner Mutter und ſeines Bruders, deren Leichen er in Trier feierlich beſtattete. In Mainz war großes Wehklagen um die verlorenen Kinder. Am traurigſten war die gute Frau Marzibille, die Mutter des kleinen Amelenchens, das die Prinzeſſin hatte retten wollen.

Märchen vom Rhein und Müller Radlauf
Fiſcher Petrus und ſeine Frau lauſchen der Erzählung des Goldfiſchleins.
1846.

v. Schweitzer Erben.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Zwei Tierchen, die dem Ameleychen gehört hatten — ein Weißmäuschen und ein Goldfischchen — tröſteten ſie und baten um ihre Freiheit. Denn das Goldfiſchchen wollte im Rhein nach der Prinzeſſin und den Kindern ſuchen. Das Weißmäuschen aber wollte zum Rattenkönig nach Trier, damit der Stadt Hilfe werde gegen den böſen König in der großen Hungersnot, die durch die Mäuſeſcharen über die Stadt gekommen war. Denn der König ließ alle Vorräte in ſeine Speicher bringen, die er verſchloß. Als die Bürger ihn um Lebensmittel baten, ſperrte er ſie in die geleerten Kornhäuſer, wo ſie verhungern mußten. Der Rattenkönig führte neue Scharen von Ratten und Mäuſen nach Mainz, die den König überfielen und bis auf die Inſel bei Bingen in den Mäuſeturm verfolgten, wo ſie ihn bei lebendigem Leibe auffraßen.

Wie das Goldfiſchlein wieder zum Vorſchein kam und was es von dem alten Vater Rhein und den Kindern erzählte.

Als die Mainzer Bürger ſich durch Eſſen und Trinken ein wenig herausgefüttert hatten, wurden ſie wieder gar ſehr an den traurigen Verluſt ihrer Kinder erinnert und waren wieder gar ſehr betrübt. In ſolchen traurigen Gedanken lag auch an einem Sonntagmorgen Marzibille und der Fiſcher im Bett und ſprachen von ihrem Ameleychen. „Ach," ſagte der Fiſcher, „was die Sonne ſo ſchön über dem Rhein aufgeht, gehen wir hinaus und rufen dem Goldfiſchchen, vielleicht bringt es heute Nachricht!" Sogleich machten ſich beide auf, füllten das Glas des Fiſchchens mit friſchem Waſſer und ſtreuten Broſamen hinein und nun gingen ſie, da die ganze Stadt noch ſchlief, an den Fluß und ſetzten ſich an die Stelle, wo das Fiſchchen vor einem Jahr dem Ameleychen in den Schoß geſprungen war, und nun rief Marzibille:

„Sonnenſchein
Überm Rhein,
Goldfiſchlein
Im Wellenſchein
Sag geſchwind
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide ſpinnt?"

Siehe, da machte das Waſſer einige Ringe, und hopp! ſprang das Goldfiſchlein der Fiſcherin in das Glas, das ſie auf dem Schoß hatte, und ſprach:

„Seide, Seide, Seide
Spinnt dein Kind voll Freude;
In dem Sonntagskleide
Sitzt es auf dem Waſſerſchloß
In des alten Rheines Schoß,

Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart;
All die andern Kinder ſitzen
Rings und tun die Ohren ſpitzen,
Weil der alte Waſſermann
Märchen ſchön erzählen kann;
Und die fromme Prinzeſſin
Sitzt im Kreiſe mitten drin;
Amelenchen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh,
Für das Hemdlein auch dazu!"

Als der Fiſcher und die Fiſcherin dieſe Worte des Goldfiſchchens gehört hatten, waren ſie ganz außer ſich vor Freude. Sie liefen geſchwind mit dem Goldfiſchlein nach Hauſe, deckten ihr Tiſchchen mit einem weißen Tuch, ſtellten das Fiſchlein drauf und ſetzten ſich beide dazu, und nun ſprach Marzibille: „Erzähle, Fiſchchen, erzähle!" Aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und ſprang voller Freuden herum, daß das Goldfiſchchen wieder da war, und ſie ließen das Weißmäuschen auf den Tiſch ſpringen, und da ſaß es ganz aufmerkſam, und ſie hörten alle drei zu, was das Goldfiſchchen erzählte.

„Als Ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte herangeſchwommen und glaubten, die roten Schuhe wären was zu freſſen, ich ſchlüpfte aber in den einen Schuh und hörte, wie ſie ſagten:

„Das iſt wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,
Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören,
Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn ſie nicht im Schloſſe ſäßen."

Und nun ſchwammen ſie fort. Ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder ſäßen in einem Schloſſe und lachten; doch blieb ich in meinem Schuh ſitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anſpaziert, ein paar alte Leutchen, ſie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachſen; da ſagte die Karpfin zum Karpfen:

„Alterchen! das wär so was,
Zieh das Röckchen an zum Spaß,
Ich will in das Hemdchen schleichen,
Daß wir so den Menschen gleichen,
Und dann schwimmen wir zum Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,
Und die Kinder werden meinen,
Daß wir seien, was wir scheinen:
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen;
Und sie werden dann, mein Liebchen,
Zu uns vor die Türe kommen,
Daß wir werden aufgenommen;
Dann paß auf, wie ich dann schnappe,
Einen Jungen mir dann ertappe,
Du ein Mägdlein magst erwischen;
Jeder soll sich eines fischen."

Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm närrisches altes Weib vorschlug; sie half ihm in das Jäckchen und schlüpfte selbst in das Hemd, und nun schwammen sie lachend, von vielen andern Fischen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine schöne Gelegenheit gewesen, mit ihnen nach dem Wasserschloß zu kommen; aber ich wollte die schönen roten Schuhe nicht zurücklassen, und auch ängstlich war es mir, daß sie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen.

Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, siehe, da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheins, und die Flut schimmerte unter und über mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern schimmerten, und die roten Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle. Es war mir durch und durch wohl und selig. Da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstromes an mich heran, und bald erkannte ich eine heitere Schar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne, mutige Jünglinge, der weiße Main und der rote Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebte und Bräute: die freudige Urdach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Rednitz mit ihren Gespielen, der kunstreichen Pegnitz, der Wiesent und Aisch, weiter die kluge Saale und die sinn-

reiche Sinna, dann die ſpielende Lohr und die berauſchte Tauber und zuletzt die liebliche Nidda; alle dieſe rauſchten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geſchmückt um die beiden Jünglinge ſingend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als ſie über mir waren, ſagten ſie alle miteinander:

„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Luſt gewunden
Spiegelt ſich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenatem, Traubenduft!
Wie die Felſen ernſthaft ſehen
In des Widerhalles Kluft!'

Und nun ſangen die Brüder, der weiße und der rote Main:

‚Aus dem alten Fichtelberge
Rauſcht zu dir das Brüderpaar,
Im Geſtein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen, ſchön und klug,
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Rhein, du haſt uns eingeladen
In dein grünes Waſſerſchloß
Zwiſchen jauchzenden Geſtaden,
In den kühlen Felſenſchoß.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen haſt,
Märchen ſingend, bald vermindern
Ihres Heimweh bittre Laſt.'

Und nun wollten ſie eben ſelig den Rhein, der unter dem blauen Sternhimmel wie eine herrliche Gruft voll Edelſteinen hinausſchimmerte, hinabziehen, als die beiden Brüder Weiß-Main und Rot-Main die roten Schuhe, in denen ich lauſchte, bemerkten und niedertauchend alſo ſangen:

‚Aber sieh da! auf dem Grunde,
Wie das schimmert, sieh doch zu!
Ei, potztausend! ein paar bunte,
Neue rote Kinderschuh!

Ei, die nehm ich mit geschwinde,
Ehre leg ich damit ein,
Schenke sie dem frömmsten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein.'

Da nahmen sie die roten Schuhe mit, und ich versteckte mich ganz vorn in der Spitze des Schuhes, damit sie mich nicht etwa herausjagen sollten, und so rauschte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer besorgt, wo der alte Karpfen und seine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchten hingekommen sein. Als wir an dem Binger Loch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter, und wir sahen einen hellen, grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es, und endlich erkannten wir schon einige Lichter, und nun standen wir vor einem durchsichtigen gläsernen Haus. Rings war es von unzähligen Fischen umgeben, die dem Lichte nachgezogen und mit den Nasen an den glatten gläsernen Wänden herumschnupperten und nicht hineinkonnten. Da pochten nun die Jünglinge Weiß-Main und Rot-Main leise an, und es fragte ein alter Wassermann drin:

‚Ei, wer klopfet, wer ist draus?
Wer klopft an dies stille Haus?
Wo die Kindlein alle schlafen,
Träumen von den Wolkenschafen,
Seid ihr es, ihr tollen Fische?
Wart, wenn einen ich erwische!'

Aber nun antwortete der Main:

‚Tu auf, tu auf die grüne Tür!
Der rot und weiße Main ist hier
Mit vielen holden Wasserfrauen,
Sie wollen nach dem Rheine schauen,
Sie bringen seinen Kinderlein
Manch Lied und schöne Spielerein.'

Nun kam der alte, graue Wassermann heraus, der da Torwächter war, und sprach:

‚Wieviel ſeid ihr, daß ich zähle,
Daß kein Fiſch herein ſich ſtehle.'

Nun ſprachen die zwei Brüder:

‚Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechzehn ſind wir, du darfſt trauen.'

Nun ſprach der Waſſermann, indem er einen nach dem andern hereinließ und mit einem Ruder die Fiſche, die ſich herzudrängten, zurückſtieß:

‚Leiſe! leiſe! plätſchert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläſern Wiegen
In dem ſüßen Schlummer liegen.
Wenn ihr alle ſeid herein,
Räume ich euch Betten ein.
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier ſind gereiſet heut
Erſt der Neckar und die Lahn,
Ich weiſ euch die Betten an,
Wo ſie lagen ausgeſtrecket,
Sie ſind alle friſch gedecket.

Leiſe! leiſe! plätſchert nicht,
Weckt den Vater Rhein mir nicht,
Der dort in der Mitte lieget
Und, nachdem er eingewieget
Ameleychen hold, ein Kind,
Selbſt jetzt ſtille Träume ſpinnt;
Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette
Auf korallenroten Füßen,
Goldſand füllt die blauen Kiſſen,
Ameley, die Prinzeſſin,
Schlummert drin.'

Und nun ſchlüpften die Jünglinge und Nymphen, eines nach dem andern, bei dem Waſſermann zur Türe herein, und er zählte ſie alle. Sieh, da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter; aber der wachſame Waſſermann erwiſchte die beiden bei den Armeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemd-

chen in den Händen, und der alte Karpfen mit seiner listigen Frau kriegten eine solche Ohrfeige mit dem Ruder, daß sie sich auf den Rücken legten, was bei uns Fischen ein Zeichen des Todes ist.

Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeiten da zu sehen waren; die Nymphen machten einen halben Kreis und gaben uns mit Winken ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durcheinanderschimmerte. Wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Flut leuchten, es war nicht zu beschreiben, wie schön. Ja wenn aller blaue Himmel eine Wiese wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldener Brunnen, und die Morgenröte eine erwachende Hirtin, und die Abendröte ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und der goldene Brunnen spränge und ergösse sich durch die Wiesen, und die Lämmer tränken aus ihm, und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege: so wäre es doch noch nicht halb so schön, als was ich da sah."

„Nun, nun," sagte der Fischer, „du machst es auch gar zu schön, Fische bleiben doch Fische, und Wasser Wasser." — „Ach," sagte Marzibille, „es ist mir nur lieb, daß es schön ist; ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, das nun einmal dort ist. Aber erzähle fort, Goldfischchen, ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah," fuhr Goldfischchen fort, „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf, und wäre ich schier vor Freuden aus dem roten Schuh gesprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer, grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab, über eine artige gläserne Wiege,

und ach, Frau Marzibille, wer ſchlummerte in dieſer Wiege?“ — „Ach, mein blondes Ameleychen,“ ſchrie die Fiſcherin und weinte vor Freude.

„Ja, Ameleychen ſchlummerte da,“ ſagte Goldfiſchchen, „und lächelte im Traume und hatte rote Bäckchen, wie hier, und hatte ſeine Händchen gefalten, wie hier, und ſeine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zuſammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei ſeinem Bette ſtand, wie hier.“

„Ja, es war immer ein gutes und frommes Kind,“ ſagte jetzt der Fiſcher und weinte auch.

Was das Goldfiſchchen weiter von den Wundern erzählt, die es bei dem alten Vater Rhein geſehen.

„Nun aber,“ fuhr Goldfiſchchen fort, „muß ich euch auch noch ſagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe angenehm erleuchtete. Rechts von dem Bette des Vaters Rhein und gerade in der Mitte des Bodens war eine große und runde Öffnung mit einem goldenen Gitter umgeben. Es führten Stufen hinab, und unten ſah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hinlaufen, aus deren jedem ein anderer Glanz herausſchimmerte: grün, rot, blau, gelb, violett, kurz alle möglichen Farben, und als die Nymphen den alten Waſſermann fragten, woher dieſer wunderbare Schimmer komme, ſagte er:

‚An dieſem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geſchah wohl mancher Mord;
Hier liegen Schilde, Helm und Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge,
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da viel tauſend Zentner ſchwer
Und ſtreut das bunte Licht umher.‘

Da fragte der weiße Main:

‚Was heißt das: Nibelungen Hort,
Um den geſchah ſo mancher Mord?
Erklär mir, Waſſermann, dies Wort.‘

Da ſagte der Waſſermann:

‚Es iſt ein Schatz, der hier verſenket,
Der Rhein des ſelbſt nicht mehr gedenket,
Wer ihm denſelben Schatz geſchenket.‘

Da ſagte der rote Main:

‚Sag beſſer uns, wohin die Gänge,
Gewölbet auf der Säulenmenge,
Zuletzt noch führen in der Länge?' —

‚Die ſieben Bogengänge führen
Zu ſieben reinen, goldnen Türen,
Die ſieben Treppen dann berühren.

Und dieſe Treppen auf ſich winden,
Bis ſie in einem Saal verſchwinden,
Dem ſieben Kammern ſich verbinden.

Im Saal auf ſiebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit ſieben Kronen,
Rings ihre ſieben Töchter wohnen.

Frau Lureley, die Zauberinne,
Iſt ſchönen Leibs und kluger Sinne,
Hoch hebt ſich ihres Schloſſes Zinne.

Von innen aus der Maßen fein,
Von außen ſchroff ein Felſenſtein,
Umbrauſet von dem wilden Rhein.

Sie iſt die Hüterin vom Hort,
Sie lauſcht und horchet immerfort,
Und höret ſie ein lautes Wort,
Singt, tut ein Schiffer einen Schrei:
So ruft die Töchter ſie herbei,
Und ſiebenfach ſchallt das Geſchrei
Zum Zeichen, daß ſie wachſam ſei.'

Nun ſpazierten die Nymphen in einer Linie rings an den Kreiſen der ſchlummernden Kinder herum und legten ihnen allerlei Blumen, bunte Steine, Muſcheln, Kränze, Sträuße und die Pegnitz ihnen tauſenderlei ſchöne Spielereien auf die Betten. Je tiefer wir kamen, je näher kamen wir zu Amelenchen, je heftiger pochte mir das Herz, und endlich waren wir an der Wiege. Der Waſſermann ſagte leiſe: ‚Dies iſt das frömmſte, liebſte Kind,' und legte die den Karpfen abgenommenen Kleider auf den Schemel, der an der Wiege ſtand; der Main ſtellte die roten Schuhe, worin ich ſaß, auch dazu, die Pegnitz legte ihm

die ſchönſte Puppe in die Arme, und jede Nymphe gab ihm das Beſte, was ſie hatte; und dann zogen ſie alle miteinander in die Höhe und ſchwammen in die Grotten, die ihnen angewieſen waren. Der alte Waſſermann ſagte jeder gute Nacht und machte die Türe zu; dann riegelte er auch nochmals die obere Türe des ganzen Schloſſes zu, drehte ſich um und ſegnete das ganze Haus und ſchlüpfte auch in ein Felſengewölb, wo er ſchlief."

„Ei, ei!" ſagte der Fiſcher, „mein lieber Goldfiſch, du machſt einem das Leben recht ſauer und hälſt einen lange hin, bis du auf den Punkt kommſt, ob wir unſer Ameienchen auch je wieder zu ſehen kriegen; ſonſt ſagt das Sprichwort: Stumm, wie ein Fiſch; bei dir könnte man ſagen: Geſchwätzig wie ein Fiſch."

„Ach, lieber Petrus" (ſo hieß der Fiſcher), ſagte Marzibille, „laß ihn ruhig fortreden, ich höre ihn gar gern, ich gehe jeden Tritt und Schritt mit ihm und denke mir, daß Ameienchen das alles erlebt hat, und ich hoffe, wenn die Kinder ſo heil und geſund und in ſo guter Pflege ſind, Gott wird ſie uns noch einmal wiederſchenken; erzähle, Goldfiſchchen, erzähle!"

„Ja, Gott wird ſie euch wiederſchenken," ſagte Goldfiſchchen, „darüber ſeid ruhig und verzeiht mir, daß ich das Herz ſo voll habe, daß ich euch dies gleich zu ſagen vergeſſen, und laßt ihr mich nun ohne Unterbrechen fortreden, ſo ſollt ihr bald hören, wie eure Kinder zu retten ſind. — Als nun der Waſſermann zur Ruhe gegangen war, war ich es allein, der wachte. Das Kriſtallwaſſer, welches das Schloß anfüllte, ward immer ruhiger, die ganze Herrlichkeit über mir war klarer zu ſehen; ich hörte rings die Herzen all der Kinder pochen und ſah, wie das Waſſer leiſe über ihrer Bruſt davon zitterte. Ach, ihr könnt nicht denken, wie mir freudig und ſelig zumute war, als ich Ameienchens Herz pochen hörte und das Waſſer über ſeiner Bruſt zittern ſah; ich konnte mich nicht mehr halten und ſchlüpfte aus meinem Schuh heraus und ſchwamm in das bewegte Waſſer über Ameienchens Herz und ruhte ſo lange in der von ihrem Leben bewegten Flut mit unendlicher Liebe. Als ich ſo ſtille ſtand und das liebe Geſichtchen betrachtete, bewegte Ameienchen ſeine Lippen und ſprach im Traume: ‚Ach, liebe Mutter, ich bin recht erſchrocken, ich bin ins Waſſer gefallen; aber es iſt recht ſchön hier; ich bin bei frommen Leuten, meine Pate, die gnädige Prinzeſſin, iſt auch hier; Mutter, komm doch auch.'"

Als die Fiſcherin dieſes hörte, fing ſie heftig zu weinen an und ſchrie: „Ja, ja, ich will kommen, drum hat es mich immer ſo hinuntergezogen, wenn ich am Rhein ging, du haſt mir gerufen" — und nun wollte ſie zu der Türe hinauslaufen und ſich ins Waſſer werfen. Aber Petrus hielt ſie beim Rock zurück und ſagte: „Bleib ſitzen, Marzibille, und laß den Fiſch ausreden, hernach, wenn's nötig iſt, ſpringe ich mit in den Rhein." Marzibille umarmte den

guten Petrus, da er dies gesagt, und sie saßen mit verschlungenen Armen bis zum Ende der Erzählung.

„Mich rührte diese Rede wie euch," sagte Goldfischchen, „und als über ein Weilchen das Kind wieder sagte: ‚Goldfischchen, Goldfischchen! wenn du hier wärest, das wäre ein herrlich Leben für dich und für mich' — da war ich so über die Rede erfreut, daß ich näher zu ihm schwamm und mich zwischen es und die Puppe an sein treues Herzchen legte."

„Hat es denn von mir gar nicht gesprochen?" fragte Weißmäuschen traurig.

„Warte nur noch ein bißchen," sagte der Fisch, „gleich kommt auch die Reihe an dich. Ich schlummerte an einer so lieben Stelle und erwachte nicht eher als durch den Druck von Ameleychens Hand. Die Sonne ließ eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man sah die Felsen oben und die Städte und die Berge und die Menschen und die Schiffe; man sah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin und her schwebten; man sah den Reiher niederstürzen und einen vorwitzigen Fisch holen; ein Schifflein zog oben, und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit schwarzen Haaren; als sie an dem Fels waren, riefen sie:

‚Lureley, Lureley!
Es fahren zwei Freunde vorbei!

Und nun sang der Schwarze:

‚Am Rheine fahre ich hin und her
Und such den Frühling auf;
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter,
Wer hält sie auf?'

Und Frau Lureley rief siebenmal:

‚Wer hält sie auf?'

Und dann sang der Braune:

‚Die Sonne geht auf,
Wonne, Wonne still in Schauern
Dich umfangen frische, frische Luft;
Sinnend auf die Strahlen lauern
Spielend in dem Morgenduft;

Lieben und geliebt zu werden
Iſt das einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden.'

Und nun ſprach Frau Lureley ihm ſiebenmal zurück:

‚Lieben und geliebt zu werden.'

und ſie ſchwammen hinab. — Darüber war nun Ameleychen aufgewacht und hatte mich bemerkt und nahm mich voller Freude in die Hand, wodurch ſie auch mich erweckte. Ihr könnt gar nicht denken, wie das Kind mich herzte und drückte, und es fragte gleich nach der Mutter und dem Vater und auch nach dir, Weißmäuschen, und ich erzählte alles, was ich wußte, und kaum hatten wir eine halbe Stunde geſprochen, ſo rauſchte der rote und weiße Main und die übrigen Nymphen aus ihren Grotten und begannen ein Morgenlied, worauf der alte Vater Rhein und die Kinder ſich alle regten und die Augen wiſchten. ‚Geſchwind,' ſagte Ameleychen zu mir, ‚verſtecke dich in meine gläſerne Wiege, wo du alles hören und ſehen kannſt, denn es dürfen keine Fiſche hier herein; auf die Nacht, wenn alles ſchläft, rede ich wieder mit dir' — und nun ſteckte ſie mich in die Wiege, an eine bequeme Stelle, wo ich alles belauern konnte. Als die Kinder rings erwachten und ihre Spielſachen fanden, entſtand ein allgemeiner Jubel. Alle ſchrien: das Chriſtkindchen war da, der heilige Niklas war da. Alle Knaben zogen auf Steckenpferdchen mit Trommeln und Pfeifen am Bette des alten Rheins vorüber. Alle Mädchen kamen mit ihren Puppen und Blumen an das Bett der Prinzeſſin Amelei; dazwiſchen ſangen die Nymphen das Morgenlied, und man hörte den Geſang der Lerchen, die über dem Waſſer die Sonne begrüßten, die durch den ganzen Himmel voll Unſchuld und Freude niederſtrahlte. Da aber Ameleychen dem Vater Rhein ſeine Spielſachen zeigte und dabei in neuen, hübſchen Kleidern und in den roten Schuhen hübſch geputzt daſtand, fragte er: ‚Ei, Ameleychen, wo haſt du denn die Kleider und die roten Schuhe her?' Da ſagte das liebe Kind: ‚Die waren ſchon lange mein, die Mutter hat ſie immer in unſerem großen Schranke aufgehoben, ſie hat ſie mir gewiß herabgeſchickt'; und nun kamen die Nymphen und die beiden Brüder Main herab, und nachdem ſie der alte Vater Rhein begrüßt hatte, ſpielten die Nymphen mit den Kindern; aber der alte Rhein, der rote und weiße Main, die Prinzeſſin und Ameleychen blieben beiſammen. Der Main erzählte, wie er die Schuhe gefunden und wie der Waſſermann dem Karpfen die Kleider abgenommen; ſiehe, da fand Ameleychen einen Zettel in der Taſche ihres Rockes, den ihr Frau Marzibille hineingelegt, und gab ihn der Prinzeſſin zu leſen:

Märchen vom Rhein und Müller Radlauf/Frau Lorelev.

1864.

Schack-Gallerie München.

Digitized by Google

Gedruckt beim Schein und Müller Manzlauf/Fran Forcelen.

1801.

Stand Gallerie München.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

‚Lebſt du noch, ſo bete fromm,
Biſt du tot, in Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm hinein.
Dieſes iſt der einzge Wille
Deiner treuen Marzibille.‘

Als Amelеychen dies hörte, fing ſie heftig an zu weinen und rief immer: ‚Ich will ſterben, ich will in den Himmel zu meiner Mutter!‘ Auch die Prinzeſſin weinte ſehr, und der alte Rhein war ſehr gerührt über eure Mutterliebe, Frau Marzibille! Und die beiden Brüder Main lobten euch ſehr. ‚Ach, ſagte die gute Prinzeſſin, ‚wenn wir nur die gute Frau könnten wiſſen laſſen, daß Amelеychen noch lebt.‘ — ‚Ich weiß nicht, wie es anzuſtellen iſt,‘ ſagte der alte Rhein; ‚ja wenn Radlauf, der Müller, wiederkäme, ich kann mit den andern Leuten nicht ſprechen.‘ — Als die Prinzeſſin den Namen Radlauf, ihres Bräutigams, hörte, weinte ſie von neuem ſehr heftig, und der alte Rhein tröſtete ſie und ſprach: ‚Schöne Amelеy‘! ich bin es, der euch zuerſt in ſeine Arme geführt, ich werde euch wieder mit ihm vereinigen; und wenn es auf Erden nicht ſein kann, ſo werde ich ihn zu euch herabbringen, wenn er wiederkommt, ſeid ruhig. Aber wie fangen wir es denn an, der guten Frau Marzibille Nachricht zu geben? Die großen Fiſche ſind zu grob und zu dumm, die kleinen würden leicht unterwegs von den großen gefreſſen, und überdies, weil Frau Marzibille eine Fiſcherin iſt, werden die Fiſche nichts mit ihr zu tun haben wollen.‘ ‚Ach,‘ ſagte Amelеychen, ‚ich weiß wohl ein Fiſchlein, das gehört mir; es iſt mir ſelbſt in den Schoß geſprungen, es ſteht auf unſerem Blumenbrettchen in einem Glaſe zu Hauſe bei meiner Wiege; wenn das hier wäre, es iſt gar klug und fromm und würde gewiß die Botſchaft ausrichten.‘ — ‚Närriſches Amelеychen,‘ ſagte der Rhein, ‚wenn es hier wäre, ſo wäre uns freilich geholfen; aber wie ſoll’s herkommen?‘ — ‚Freilich,‘ ſagte Amelеychen, ‚es kann nicht kommen, es dürfen ja gar keine Fiſche herein.‘ — Da ſagte der Rhein: ‚Wenn es hier wäre, es ſollte mir lieb ſein, weil es fromm iſt und dir gehört und uns dienen könnte.‘ — ‚Nun, da iſt es!‘ ſagte Amelеychen und hob ſeine Decke auf und legte mich dem alten Rhein in den Schoß. Er fragte mich freundlich, wie ich hergekommen, und die Brüder Main lachten, als ſie hörten, daß ſie mich in den roten Schuhen hergetragen, und nun mußte ich alles erzählen, was ich von Mainz wußte. Als ich von der Hungersnot und der Verzweiflung der Eltern um ihre Kinder erzählte, weinten die Prinzeſſin und Amelеychen, und bald ſtimmten alle Kinder mit in die Trauer ein. Der alte Rhein und die Nymphen

wurden auch sehr betrübt, und da die Prinzessin ihn sehr bat, er solle den armen Eltern doch die Kinder wiedergeben, sprach er: ‚Alles zu seiner Zeit, was sollen sie mit den Kindern, da sie selbst kaum Brot für sich haben. Wenn der Müller Radlauf wiederkommt und König von Mainz ist, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um es den Kindern zu erzählen, dann soll er mir eins erzählen, und dafür will ich ihm auch seine liebe Braut wiedergeben, und dann soll mir einen Tag um den andern eine gute Mutter aus Mainz ein Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis sie alle droben sind. Und du, Fischchen, schwimme zurück und grüße die Frau Marzibille und sage ihr, was du gehört zum Trost.' Alle dankten nun dem Vater Rhein für sein Versprechen; ich aber bat mir die Erlaubnis aus, so lange dazubleiben, bis die Brüder Main wieder nach Hause zögen, damit ich in ihrem Schutz vor den Raubfischen sicher hierher käme, und das wurde mir zu meiner und Ameleychens großen Freude erlaubt. Nun erzählten während der vierzehn Tage, die ich dort war, die Flüsse die artigsten Märchen, die sie wußten, und die Nymphen sangen allerlei schöne Lieder dazu, wobei alle Kinder sehr vergnügt zuhörten. Da sie aber alle nichts mehr wußten, nahmen sie Abschied und brachten mich wieder her und schwammen nach Franken zurück. Das ist alles, was ich weiß, Ameleychen läßt euch viel tausendmal grüßen."

Der Fischer und die Fischerin sagten dem Goldfischchen viel tausend Dank für die freudige Botschaft und taten ihm alles Liebe an, und da sie ihm sagten, wenn es wieder in den Rhein wolle, so wollten sie es hintragen, sagte das Goldfischchen: „Ich will jetzt bei euch bleiben, bis der Radlauf kommt, dann will ich geschwind zurück und Ameleychen die nahe Hilfe anzeigen" — womit auch die beiden guten Leute zufrieden waren.

Nun dachten sie daran, wie sie auf alle Weise die Nachricht des Goldfischchens den andern Bürgern zum Trost bekannt machen wollten, und gingen gleich in die Kirche und beteten, und nach der Kirche setzten sie sich in den Kirchhof in den Sonnenschein und luden die andern Bürger und Bürgerfrauen zu sich ein und erzählten ihnen alles. Da ward die Freude und der Jubel allgemein in der ganzen Stadt, und abends war Illumination und Freitheater und Ball und aller möglicher Spektakel.

Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen.

Hierzu das Titelbild.

Als der gute König Laudamus zur Welt kam, fand seine Mutter eines Morgens in seiner Wiege eine Schachtel. Darin standen zwei goldne Pantöffelchen. In einem lag ein kleines Mädchen, im andern eine seidene Schürze. Dabei lag ein Zettel, auf dem des Mädchens Name „Fanferlieschen" stand und die Bitte, die Königin möge das Kind als Milchschwester des Laudamus aufziehen. Außerdem war prophezeit, daß Fanferlieschen mit seinen Pantöffelchen und seiner Schürze dem Lande Glück bringen werde. Durch ein Mißverständnis heiratete aber der junge König Laudamus nicht das Fanferlieschen, das während langer Reisen des Königs das Land regiert hatte, sondern eine böse Königin, die bei der Geburt ihres Sohnes Jerum starb, der zu einem schlimmen Buben heranwuchs. Nach dem Tode des guten Königs Laudamus verließ Fanferlieschen den Hof und beschäftigte sich mit der Erziehung elternloser Kinder, denen Jerum nach dem Leben trachtete, um ihre Güter an sich zu bringen. Der Geist des Königs Laudamus verwandelte sie aber alle in Tiere, so daß der böse Jerum sie nicht fand. Ein Kammerherr des Jerum und seine Frau, die mithelfen sollten, die Kinder zu töten, wurden zur Strafe in die Vögel Neuntöter verwandelt. Der böse König Jerum trieb es so arg, daß er schließlich verjagt und Fanferlieschen zur Regentin eingesetzt wurde. An diesem Tage erhielten die verwandelten Kinder ihre Menschengestalt wieder. Jerum führte in einem einsamen Schloß ein wüstes Leben und tötete viele Jungfrauen vor einem Götzenbild, daß ihm dafür prophezeien mußte, wann er wieder in seine Hauptstadt einziehen werde. Schließlich schickte er Botschaft zu Fanferlieschen und bat um die Hand der Prinzessin Ursula von Bärwalde, die von allen Mädchen, welche Fanferlieschen erzogen hatte, am schönsten und frömmsten war. Da er Besserung gelobte, willigte Ursula ein, um den armen Leuten zu helfen, deren Besitz Jerum mit seinen bösen Genossen verwüstete. Nachdem er eine Weile von ihrer Schönheit und Güte bezwungen worden war, schleppte er sie doch eines Nachts vor den Götzen, um sie zu ermorden. Aber die Vögel Neuntöter, denen Ursula einmal das Leben gerettet hatte, raubten dem Jerum all seine Messer, mit denen er Ursula töten wollte, und ließ sie dann aus der Luft auf ihn herabfallen, daß er schwer verwundet wurde. Voller Wut ließ er Ursula in einen alten Turm einmauern, wo sie sterben sollte. Aber die dankbaren Vögel fanden einen Weg zu ihr, brachten ihr Speise und Trank und alle Dinge, die sie brauchte, und trugen Briefchen hin und her zwischen ihr und einem alten Schäfer.

Digitized by Google

So lebte Urſula ruhig fort, von den guten Vögeln bedient und ernährt und gar nicht mehr geſtört; denn wenn ſie nicht rief, oder wenn ſie ihr Bettgezelt über den ganzen Raum geſpannt hatte, wagte ſich kein Vogel herab. Ihre Wohnung verſchönerte ſich täglich, die häßlichen rauhen Steinwände waren nicht mehr ſichtbar. Eine Seite des Turmraums nahm ihr Bettgezelt und darunter ihr Lager ein, das aus dem feinſten Moos und einem Leintuch und einer ſelbſtgeſtrickten Decke beſtand. Daneben hatte ſie ſich ein Betaltärchen an die Wand geordnet; ein Kreuzchen, ein Marienbildchen mit dem Chriſtkind auf dem Arm und das Bild der heiligen Urſula, ihrer Namenspatronin, mit einem Pfeil in der Hand und darunter ein Weihwaſſerkeſſelchen; das Rührendſte aber dabei war, daß all dieſe Sachen ihrer Mutter gehört hatten. Jerum hatte alle dieſe Dinge, die er haßte, im Schloß Bärwalde einem Schacherjuden verhandelt, und der arme Schäfer hatte ſie dieſem aus Frömmigkeit und Ehrfurcht vor der ſeligen Frau Urſa abgekauft. Alle dieſe kleinen leicht zu tragenden Dinge aber hatte er nach und nach von den Vögeln zu Urſula bringen laſſen. Es ſtand auch ein Töpfchen mit immer erneuten Waldblumen vor dem Altärchen. Das Lager Urſulas war ganz ſchmal, das Bettgezelt aber war für ein großes zweiſchläfriges Bett eingerichtet geweſen, drum war noch viel Platz drunter, und es hingen dann auch noch an der Wand vier alte Bilder auf Wachstuch gemalt, die hatte der gute Schäfer auch aus Ehrfurcht auf dem Trödelmarkt gekauft. Sie waren aus den Rahmen gefallen, da hatte er ſie zuſammengerollt und von den Vögeln zu Urſula bringen laſſen. Ach! welche Freude hatte ſie, da ſie die Bruſtbilder ihres Vaters Urſus, ihrer Mutter Urſa und des Königs Laudamus und der lieben Jungfer Fanferlieschen aufrollte. Sie wuſch ſie mit ihren Tränen und küßte ſie viel hundertmal.

Der Neuntöter und ſeine Frau, die zugegen waren, weinten herzlich mit; denn ſie kannten den Laudamus und Fanferlieschen ſehr gut.

Der Neuntöter flog ſchnell weg und kam wieder mit einer Zwiebel im Schnabel und einem Hühnerei in jeder Pfote. „Ach! ich weiß ſchon," ſagte Frau Lania, „er will wieder ſeine Malerkünſte machen; ſchneide nur die Zwiebel entzwei, Urſula! und ſchlage das Weiße aus den Eiern." Urſula tat dieſes, dann rieb der Neuntödter die Bilder mit der Zwiebel ab, tauchte dann einen Flügel ins Eiweiß und fuhr damit über die vier Bilder, die dann ſo ſchön hell und glänzend wurden, daß alle die größte Freude daran hatten.

Die übrigen Teile der Wände des Turmes hatte Urſula mit Matten, die ſie aus Binſen geflochten, behängt, ein Einbug in der Mauer diente als Küche; in der Erde war eine Stelle vertieft, um Kohlenfeuer zu unterhalten; denn flammendes Feuer durfte ſie nicht machen; um nicht durch den aufſteigenden

Rauch verraten zu werden. Holzkohlen brachten ihr immer die Vögel vom Kohlenbrenner. Sie hatte ein Blasrohr von Holz und auch eine Feuerzange von einer frischen Weidenrute, die nicht leicht brannte, und die sie mit einer neuen leicht ersetzen konnte. Der alte Schäfer hatte ihr einen Rost, eine Pfannenkuchenpfanne, ein Kesselchen, ein Züberchen, einige Töpfe, einige irdene Teller mit schönen Reimen drauf geschickt. Z. B.: „Ein gut Gewissen würzt jeden Bissen!" und „Komm, Herr, sei mein Gast, segne, was du bescheret hast!" und „Sankt Ursula mit deinem Zug, eßt alle mit, es ist genug!" und noch andre solche Sprüche, die alle der gute Schäfer bei dem Töpfer bestellt hatte. Diese Gefäße und ein schönes buntes Salzfaß und einige hölzerne Kochlöffel und ein kleines Nudelbrett und ein paar Messer und Gabeln waren bei der Feuerstelle an der Wand schön an Zapfen oder an einem Hirschgeweih aufgehängt, das die Vögel im Walde gefunden und heruntergeworfen hatten. Ursula hatte es zwischen die rohen Mauersteine eingeklemmt.

Milch in einem kleinen Henkeltopf, Butter, Eier, ein Säckchen Mehl, Salz, Brot, Käse, Gemüse, Küchenkräuter, Äpfel, Birnen, Kirschen u. dgl. brachten die Vögel immer nachts nach dem versteckten Waldwinkel, wo der Schäfer oder die Frau Blauschurz es für Ursula hinstellten. Das Liebste unter allem, was die guten Leute ihr geschickt hatten, war ein Katechismus, ein Gebetbuch, ein Evangelienbuch und ein Kalender; die gute Frau Blauschurz hatte ihr in diesem die Sterbtage von Vater und Mutter und von König Laudamus und dessen Mutter und den Geburtstag von Jerum angemerkt, was ihr gar rührend war, und sie nahm sich fest vor, an diesen Tagen immer recht fromm zu beten.

Die Quelle, welche durch den Turm in die neben anstoßende Schloßküche floß, bedeckte Ursula mit geflochtenen Weidentafeln, die man an einer Stelle als Brunnen öffnen konnte, und über das Ganze hatte sie eine geflochtene Strohdecke gelegt.

Honig und Wachs bauten ihr die Bienen, die sie immer sehr lieb gehabt, in ein Loch der Turmwand und ließen ihren Überfluß gern von den Vögeln herab zu Ursula tragen, die sich auch Wachslichtchen machte und an Festtagen, wenn sie betete, auf ihrem Altärchen anſteckte.

Sonn- und Festtags arbeitete Ursula nicht, sie kochte dann Abends vorher und wärmte es sich nur ein wenig, oder die Vögel brachten ihr etwas aus der Schloßküche, oder der Schäfer schickte ihr etwas. Sie betete dann oder las im Evangelienbuch, und der Neuntöter mit Frau Lania, als ehemalige Menschen, hörten recht andächtig zu. Sie legte ihnen auch die Parabeln aus; am Antoniustag aber und Franziskustag, welche frommen Leute in großem Glauben auch den Tieren vom lieben Gott erzählt haben, versammelte Ursula alle Vögel um

ſich, ſo viel ihrer nur Raum hatten, und lehrte ſie, als ſeien ſie Menſchen, und ſie ſangen dann nachher ganz wunderſchön.

So lebte Urſula ruhig, durch die Gnade Gottes und ihre Geduld ziemlich glücklich; aber einmal, da ſie in ihrem Kalender ihren Vermählungstag mit Jerum ſah, ward ihr ſehr wehmütig ums Herz, und ſie flocht dann recht emſig ein ſchönes Wiegenkörbchen fertig, das ſie in der Arbeit hatte. Dann legte ſie die kleinen Federkiſſen hinein, die ſie bereitet hatte, und ſtellte das Wiegenkörbchen zu ihrem Lager.

Es ward aber Abend, und ſie betete ihr Abendgebet mit großer Inbrunſt an ihrem Altärchen.

Es ward Nacht, und Frau Lania kam herabgeflogen und ſagte: „Liebe Urſula! erſchrick nicht, wenn du vielleicht heute nacht plötzlich ein Geklapper hörſt.“ — „Wieſo?“ ſagte Urſula ganz ernſthaft. — „Ei“, erwiderte Lania, „es iſt nur, weil ſo eben hier neben auf dem Rauchfang der Schloßkirche ſich ein Klapperſtorch niedergelaſſen hat, der ſich wohl, wenn du im beſten Schlafe wäreſt, könnte klappernd vernehmen laſſen.“

Urſula dankte und bat Frau Lania, oben das Dach ein wenig zu öffnen, ſie möchte heute nacht den Sternenhimmel ein wenig anſehen. Da ſagte Frau Lania: „Gute Nacht!“ und flog hinauf.

Urſula öffnete den Vorhang über ihrem Lager und legte ſich nieder. Es war kein Wölkchen am Himmel, die Sterne glitzerten gar hell; Urſula ſah ſehr ernſthaft nach dem Sternbild des kleinen Bären und blickte die Bilder ihres Vaters und ihrer Mutter recht liebevoll an, die neben ihrem Lager an der Wand hingen, und betete für ihre Eltern, empfahl ſie Gott und ſchlief ein.

Es war ihr aber im Traum: als trete ihre Mutter zu ihr und ſchaue mit ihr in das Sternbild, und da zuckten auf einmal die Sterne zuſammen, und es falle ein Stern herunter in ihren Schoß. Da fühlte ſie einen ſo haſtige Freude und einen ſüßen Schmerz, als fliege alles irdiſche Glück wie ein feuriger Pfeil durch ihr Herz, und als fange ſie ihn mit ihren Händen, und als wäre es ein wunderſchöner bunter Vogel, der ſich an ihre Bruſt ſchmiege und von ihren Lippen eſſe und trinke, wie von roten Kirſchen. Aber es war ihr: als ringe ihre Mutter mit ihr um die wunderbare Gabe des Himmels, ein Ringen, wie der Engel mit Jakob rang, und es fuhr ein Schmerz, wie ein Blitz durch das Innerſte ihres Lebens; da lächelte ihre Mutter und legte ihr ein liebes Kind in die Arme und ſegnete ſie und verſchwand.

Jetzt wurde Urſula plötzlich von einem lauten fröhlichen Storchgeklapper erweckt, und wer kann ihre Seligkeit ausſprechen: ein ſchönes Knäbchen lag an

ihrer Bruſt! Sie weinte und lachte und betete und nährte ihr Kind, und die fromme Mutter gefiel dem lieben Gott.

Als der Morgen anbrach, ſangen alle Vögel ſo lieblich wie nie. Zuerſt kam Frau Lania und der Neuntöter und bezeigten ihre Freude, und dann kamen alle vertrauten Vögel, das Kind zu ſehen. Sie holten ihr das Beſte, was ſie in der Schloßküche erwiſchen konnten, und ſangen ihre lieblichſten Weiſen auf der Wiege, und der alte Schäfer, dem Urſula es melden ließ, ſendete ihr die beſte Nahrung, die er bereiten konnte.

Nach drei Tagen in der Nacht, da die Sterne ſo hell glitzerten, als wollten ſie in ihrem ſchönſten Glanz zu Gevatter ſtehen, betete Urſula herzlich zu Gott, und dankte für ihr liebes Kind und gelobte, ihm es in Gottesfurcht aufzuziehen, er ſolle ihr doch ſagen, was ſie vorher als eine treue Mutter tun müſſe. Darüber entſchlief ſie und hatte folgenden wunderbaren Traum. Urſula ſah eine große Wüſte, heiß und traurig, und hörte ein Kind wimmern und kam an eine tiefe Grube; darin ſah ſie ein nacktes Kind liegen, das verſchmachtete. Sie konnte nicht zu ihm hinab, um es an ihrer Bruſt zu ernähren; denn ein furchtbarer Tiger ging brüllend um die Grube und drohte jeden Augenblick hinabzuſpringen und das Kind zu zerreißen. Da kniete Urſula im Traum nieder und betete um Hilfe; da ſah ſie eine bleiche, hagere, aber liebliche Jungfrau über die heißen Sandhügel herabſchweben gerade auf den Rand der Grube zu; dieſe ſchien den Tiger nicht zu ſehen der ſich grinſend gegen ſie wendete und ſie zu zerreißen drohte. Sie war barfuß, ihre Füße bluteten, ihre Lippen waren trocken, ſie blickte auf ein kleines Kreuz, von zwei Strohhälmchen gebildet, das ſie in der linken Hand trug, und ſchritt bis dicht zu der Grube und dicht zu dem Tiger, der ſich ſchon zum Sprunge gegen ſie rüſtete. Da ſtreckte ſie ihm das Strohkreuzchen entgegen, und er wich zurück. Nun beugte ſie ſich zur Erde und pflückte ein Kleeblatt, das vor ihr aus dem dürren Sand emporwuchs, und ſprang mit demſelben in die Grube zu dem Kind. Da zog ſich der Tiger einige Schritte von der Grube zurück. Nun nahte Urſula auch dem Rand und blickte hinab und ſah das Kind in dem Arm jener trauernden Jungfrau. Es ſah trüb und finſter aus, die Jungfrau aber hob die Hand mit dem Kleeblatt gegen Himmel und ſah ihr Strohkreuzchen betend an; da hob ſich ein Tauwölkchen, und drei klare Tröpfchen fielen auf die drei Kleeblättchen, und die Jungfrau ſtreifte das erſte Tröpfchen auf das Köpfchen des Kindes ab und ſagte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters,“ und ſtreifte das zweite Tröpfchen ab und ſprach: „und des Sohnes,“ und dann das dritte Tautröpfchen und ſagte: „und des heiligen Geiſtes. Amen.“ — In dem Augenblicke des letzten Wortes floh der Tiger von dannen. Die tiefe Grube ſtieg empor, die Jungfrau, mit dem Kindchen auf dem Arme, das nun ganz hell und leuchtend

war, ſtand vor Urſula, die ſtreckte die Arme nach dem Kinde aus, und die Jungfrau legte ihr das Kind an die Bruſt. Da ſagte Urſula im Traum zu ihr: „Wer biſt du, die dem Kinde half?“ und ſie ſagte: „Ich bin die Nottaufe,“ da verſchwand ſie. Urſula aber wollte ſie am Arm faſſen, doch fühlte ſie etwas Kaltes an den Füßen und erwachte, und ſie fand ſich mit ihrem Kinde erwacht außer dem Bette mitten im Turme und hatte traumwandelnd mit einem Fuße in den Quell getreten.

Sie legte ſich gleich ihren Traum aus, daß ſie nicht länger zögern ſollte, ihrem Kinde die Nottaufe zu geben. Sie legte ihr Kind in die Wiege, kleidete ſich ſo ſäuberlich an, als ſie immer konnte, und räumte zierlich alles auf.

Da kamen der Neuntöter und ſeine Frau herabgeflogen und trugen etwas im Schnabel, und es war ein ſchönes Kindermützchen und ein Jäckchen ganz fein mit roten Schleifen, und ſie flogen wieder weg und brachten eine ſchöne weiße Decke, worauf ein kleiner gekrönter Bär geſtickt war. Dabei klapperte der Storch auf dem Dach und guckte mit ſeinem roten Schnabel in den Turm hinunter. — „Ei! was bringt ihr da?“ fragte Urſula, und Frau Lania erwiderte: „Das hat uns der Storch gegeben, dir zu bringen, er kann nicht ſelbſt herunter, weil der Raum für ihn zu enge iſt, um wieder hinauf zu fliegen. Der alte Schäfer und Frau Blauſchurz ſchicken es dir; ſie haben es an den gewöhnlichen Ort gelegt, und der Storch ließ es ſich nicht wehren, es wenigſtens bis auf den Turm zu tragen. Er ſagt: es ſeien kleine Kinderſachen, und das gehe ihn an. Es kommt aber noch mehr, was uns zu ſchwer war. Da kam ein Falke herabgeflogen und brachte in einem Tuch geknüpft einen Kuchen, worauf ein kleiner Bär mit Zucker geſtreut war, und drum her war geſchrieben: „Vivat! Urſulus das Söhnlein heißen muß,“ und da kamen viele Vögel und brachten viele ſchöne Waldblumen und ſchmückten den kleinen Altar der Urſula damit, und auch die Bienen fingen an zu ſummen und trugen ſchönen klaren Honig in ein aufgeſtelltes Schüſſelchen. Urſula bat nun den Neuntöter und Frau Lania, alle guten Vögel zu verſammeln, die großen auf dem Turmrand und die kleinen in den Turm auf die vorſpringenden Steine; denn ſie wollte jetzt ihr Kindchen taufen.

Als die Vögel zu dieſer Beſtellung fortgeflogen waren, ordnete die gute Urſula ihre Wohnung aufs zierlichſte ein. Zwei umgeſtürzte Körbe mit weißen Tüchern bedeckt, ſtanden auf beiden Seiten der Quelle als Tiſche; auf den einen ſtellte ſie ihr Kreuzchen mit Blumen und zündete Wachslichtchen davor an, auf den andern ſtellte ſie den Kuchen und Honig. Den Fußboden beſtreute ſie mit Blumen, alle Wände waren mit Grünem und Blumenkränzchen geſchmückt. Dann zog ſie ihrem Kindchen die ſchönen neuen Kleidungsſtücke an,

nahm es auf einem Kissen, mit der Taufdecke bedeckt, auf den linken Arm und trat an die Quelle.

In diesem Augenblicke fing der Storch, der immer heruntergeguckt hatte, tüchtig an zu klappern, und alle eingeladenen Vögel versammelten sich fein ordentlich oben auf dem Turm, oder setzten sich inwendig bis nahe zu der Wohnung Ursulas herab rings an den Turmwänden auf hervorragende Steine oder in Mauerlöcher hinein. Jeder Vogel hatte eine Blume im Schnabel; oben war das Dach weiter geöffnet als gewöhnlich, der Adler, der Storch und andere größere Vögel schauten da herab.

Als alle versammelt waren, beschloß der Storch sein Geklapper; es erfolgte eine Stille; Ursula kniete mit ihrem Kinde auf dem Arm an der Quelle, sie sah zum Himmel empor und sprach:

„O du lieber Gott im Himmel! ich habe hier keine Kirche und keinen Priester, der mein Kindchen durch die Taufe in all deine Gnade und Barmherzigkeit einverleiben könnte: so sieh denn meine Not als eine Kirche und meinen guten Willen als deinen Priester an und sage mir den Namen, den ich meinem Kinde geben soll. O du lieber Freund und Wohltäter! den ich als Pate eingeladen, nenne mir den Namen, den mein Kind tragen soll."

Als sie diese Worte gesprochen, schwebte ein schneeweißes Täubchen zu ihr nieder und setzte sich auf ihr Kindchen, und es hatte einen schönen Zettel von Goldpapier im Schnabel, worauf der Name Ursulus geschrieben stand. Nun schöpfte Ursula, nachdem sie das Kreuzzeichen über die Quelle gemacht, dreimal Wasser mit der hohlen Hand auf das Köpfchen ihres Kindes und sagte: „Ursulus, ich taufe dich im Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes!" und in demselben Augenblicke klapperte der Storch, und alle Vögel ließen ihre Blumen wie ein Regen herniederfallen und stimmten in großem Jubel einen herrlichen Gesang an.

Ursula drückte ihr Kind ans Herz, das viel, viel schöner als vorher war; sie sah den Turm nicht mehr vor sich, sie glaubte in einem offenen blühenden Garten zu sitzen, und alle Vögel schwebten nach der Reihe zu ihr nieder, und jeder legte sein feinstes, schönstes Federchen auf ihr Kindchen, und sie gab jedem ein bißchen von dem Kuchen, und sie meinte, es seien lauter Engel.

Dann ward es nach und nach wieder stille, die vielen Gäste verließen den Kindtaufschmaus, und Ursula blieb mit Ursulus allein. Sie brachte wieder alles in die gewöhnliche Ordnung, und auch die Vögel deckten die erweiterte Dachöffnung wieder mit Stroh und Reisig und Moos bis auf die gewöhnliche Lichtstelle zu, welche nur bei starkem Regen ganz geschlossen wurde.

Der Neuntöter sagte der Ursula, daß die Taube, welche ihr den Namen des

Urſulus von ſeinem Paten, dem Schäfer, gebracht, eine Brieftaube ſei, und daß ſie ihr jedes Briefchen, unter den Flügel gebunden, zu dem Gevatter Schäfer und von dieſem die Antwort zurückbringen würde. Von dieſem Taubenpärchen war nun immer eines bei Urſula, eines bei dem Schäfer, und ſie flogen hin und her und brachten Briefe. So wußte der Schäfer immer, wie ſein Patchen ſich befand, und was die Mutter brauchte, das wurde dann an die Waldſtelle gebracht, und die Vögel trugen es nachts in den Turm.

Als Urſulus herangewachſen war, kletterte er aus dem Turm und ging unerkannt zu ſeinem Vater Jerum, der ihn ſehr liebgewann und durch die Frömmigkeit des Knaben wirklich gebeſſert wurde. Urſulus verſöhnte ihn mit Fanferlieschen und Urſula und wurde nach dem Tode ſeiner Eltern König.

Fanferlieschen aber entſchwand durch die Luft

Die Chronika eines fahrenden Schülers.

In dem Jahre, da man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1358 im lieblichen Monat Mai, hörte ich, Johannes, die Schwalbe früh an meinem Kammerfenster singen, als ich erwachte, und ward innig durch den Morgengesang des Vögeleins erbaut, bedachte auch auf meinem Lager, wie die Schwalbe in ewiger Seligkeit lebt, gegen den kalten Winter in ferne wärmere Lande zieht und, der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; so nicht der Mensch, der wohl viel Leid und Weh im Herzen erdulden muß, ehe ihm wieder ein freundliches Glück, ein Frühling erblüht.

Da ich so in meinen einfältigen Betrachtungen versunken war und das Vögelein auf seine Art auch immer fortphantasierte, wär ich beinahe wieder eingeschlummert, als die Wächter auf dem Münster bliesen, welches ich vorher noch nie gehört hatte, da ich in Straßburg so früh noch nicht erwacht war. Es ward mir auch da sehr wehmütig ums Herz, denn mir fiel ein, wie nun heute mein zwanzigster Geburtstag angekommen war, und wie mir es viel besser geworden, als die letzten Jahre, wo ich meinen lieben Geburtstag wohl auf freiem Felde, in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. So ist es doch eine Freude, einen Geburtstag zu haben, dachte ich bei mir selbsten und glaubte wohl in meiner Einfalt, die Schwalbe sei nur gekommen mir Glück zu wünschen, wie auch der Türmer nur allein geblasen habe, mir eine Ehre zu erweisen, was doch ein eitler Wahn gewesen, da die Schwalbe bloß ihrer eignen Frühlingslust wegen gesungen und der Türmer vielleicht gerne noch eine Stunde geschlafen hätte, wenn er seinem Amte gemäß nicht um vier Uhr des Morgens blasen müßte.

Da die Bäume nun so anmutig mit ihrem zarten Laube vor meinem Stüblein im Garten rauschten, sprang ich von meinem Lager und kleidete mich nicht ohne Tränen in mein neues Gewand an, welches mir mein gütiger Ritter verehrt und gestern abend durch seinen Diener auf die Kammer geschickt hatte. Es war dies aber ein feines Wams und ein zierliches Unterkleid, so ich vorher

nie getragen, und ich kam mir ganz wunderbar und ſtolz vor, doch währte meine Eitelkeit nicht lange. Mein zerriſſenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang an das Fenſter gehängt hatte, erleuchtete ſich durch den Sonnenſchein, und es war mir, als ſeien alle ſeine Löcher ſo viel Lippen und alle ſeine Fetzen ſo viel Zungen, die mich meiner früheren Hoffart zeihen wollten.

Ich nahm mein Mäntelein herab und legte es um und gedachte, indem ich die Treppe hinab in den Garten ging: wie ich ein armer fahrender Schüler geweſen bin, ſo werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden ſind wir alle arm und müſſen mannigfach mit unſerem Leben herumwandeln und immer lernen und bleiben doch arme Schüler.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht geſehen, denn mein gnädiger Herr Ritter war den Abend ſpät angekommen und ich im Dunkeln nach meinem Gemach in das Sommerhäuslein geführt worden, da ergriff mich nun neuerdings eine wunderbarliche Unruhe, denn ich war herabgegangen, um meine Morgenandacht im Freien zu verrichten, fand mich aber von dem ſchönen Garten und dem freundlichen Sonnenſchein faſt ebenſoſehr wie von meinem neuen Gewand überraſcht. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kindlein, welches noch nicht beten kann und erſt durch einige Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens ſeine Händlein zum Danke falten lernte. Der fröhliche Mai, das luſtige Singen der Vöglein, der helle Sonnenglanz, der über die mannigfaltigen Kräuter und Blumen ausgegoſſen war, alles das war mir, als hätte ich es nie vorher geſehen und ich wüßte auch nicht was aus all der Freude werden ſollte.

So wie die lieben Kinder durch die ſüßen Blumen gehen und ſie brechen und Kränzlein winden und ſich bei den Händen faſſen und mit den Kränzlein in den Locken im Zirkel tanzen, gleichſam ſelbſt ein lebendiger Blumenkranz, wie ſie aber nicht gedenken der Frucht des heißen Sommers und des Todes im trüben Herbſte und der Ruhe im kalten tiefſinnigen Winter, alſo wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind durch den Garten und konnte vor tiefer Freude an meinem neuen Glücke, das ich geſtern noch nicht gedacht hatte, nicht zum Gebete kommen.

Da ich nun ſo in meiner Unſchuld fortſchritt, kam ich an ein kleines Heiligenhäuslein, welches dicht in Gebüſchen verborgen war, und in dem eine Lampe brannte. Da ſah ich an den Wänden ſehr ſchöne hölzerne Bilder, die mancherlei Geſchichten aus dem Leiden unſeres Herrn Jeſus Chriſtus treulich abbildeten. Das größte Bild in der Mitte der Kapelle ſtellte den lieben Herrn dar, wie er am Ölberge kniet und betet; dabei ſtand auch ein Käſtlein mit vielen Heiligtümern, und ich konnte mich auch nicht länger enthalten, kniete nieder und dankte

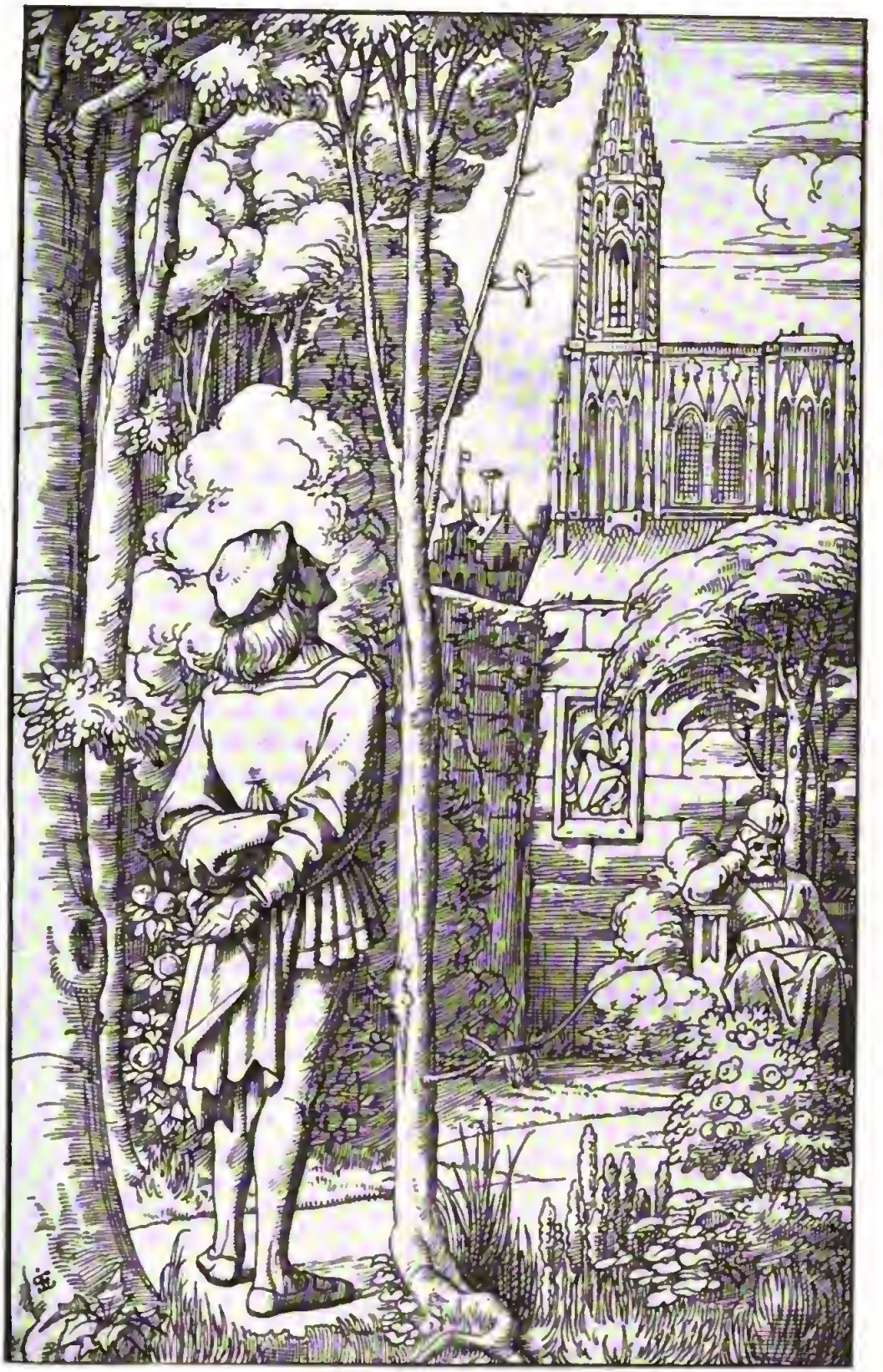
Chronika des fahrenden Schülers

Johannes im Garten des Ritters Veltlin.

1882

Mit Erlaubnis des Literarischen Instituts Augsburg.

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

mit weinenden Augen Gott, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine ewige Barmherzigkeit erhalten und dem guten Ritter übergeben hatte, gelobte auch, ferner fromm und fleißig zu sein und die Künste, die ich mit seinem göttlichen Beistand mit meinen schwachen Sinnen erlernt hatte, allezeit zum Nutz und Frommen guter Menschen und zur Mehrung seiner Verehrung anwenden wollte. Da ich so gebetet hatte, legte ich zum Opfer meiner Andacht ein gülden Band zu den Füßen des Bildes, welches ich einmal von einer frommen Einsiedlerin erhalten, der ich ein andächtiges Lied gefertigt hatte, ich hatte es seither als Zeichen in meinem Gebetbuche liegen. Dann wendete ich mich und trat wieder in den Garten, der sich mir nun ganz verwandelt hatte; so mag nichts von dem Gemüte des Menschen standhaben, welches alle Dinge nach sich umgestaltet. Da ich nun fromm und andächtig gewesen war, erschienen mir alle die roten, leibfarben und weißen Röslein, jene Blumen, durch die der König Asverus in seinem Schloßgarten zu Susa gewandelt, seines Zornes zu vergessen, und es war mir, als sei der liebe Gott auch durch diese Blumen gegangen und sei hier freundlich gegen mich armen Jungen geworden, denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir viel Licht im Herzen aufgegangen, und ist mir der Frühling zuerst ein weiser Lehrer in meinem Leben geworden. Besonders aber hat mein Herz der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang herfürtrat und er so allmächtig vor mir in den Wolken ragte: alles Menschenwerk hat etwas Erschreckendes, und das Gemüt muß lange darauf verweilen, bis es Trost findet. Die gewaltige Künstlichkeit dieses wunderwürdigen Turmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, und ich gedachte bei mir mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen in finstern Wäldern und bei den stürzenden Wasserfällen in einsamen Tälern recht in der Einsamkeit ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblick des Münsterturmes. Wenn ich die Blüten und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich bewegen und hin und her neigen mit Rauschen, aber wenn ich so den ungeheuren Turm ansehe mit den vielen Säulen, Türmlein und Schnörkein, die immer auseinandersteigen und durchsichtig sind, wie das Gerippe eines Blattes, ach! so kommt es mir vor, wie der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte, und ihn nun ausführen sollte, und wie nun so ein hohes Werk durch vieler Menschen Hände vollendet, ja, an dem auch manches Leben sich tot gearbeitet hat, wie dieser Turm dasteht, stolz und eisern, wie er kein Herz hat und keinen Verstand, ja, wie er ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht,

als wäre er aus ſich ſelbſt hervorgewachſen und brauche es keinem Menſchen zu danken — das iſt, was mir den Anblick ſo erſchütternd machte, da doch in den Blumen und Bäumen, ja ſelbſt in den harten Felſen eine Seele zu wohnen ſcheint, welche gleich dem Menſchen atmet und fühlt, ſich im Frühling mit ihm erfreut, und im Winter mit ihm trauert; und doch konnte ich meine Augen nicht von ihm wenden.

Es iſt etwas Wunderbares um das Menſchenherz, daß es immer zu dem Unbegreiflichen hinſtrebt, als ſei dort das Ende ſeiner Laufbahn, dort ſei der Schlüſſel zum Himmel, und alles Irdiſche ſei bloß ein Rufen aus der Ferne, das zu unſeren Ohren dringt, ein heiliger Bote Gottes, der vor unſere Augen tritt, und uns durch ſeinen Glanz und ſeine verſprechende Miene ein Bild unſeres zukünftigen Lebens geben muß. Alſo iſt mir auch immer meine Drangſal als eine Sehnſucht nach einem beſſeren Leben erſchienen, alle meine bitteren Stunden waren die kalten duftigen Tage, die nach dem Winter kommen, und denen der liebliche Frühling, ganz mit Blumen und grüner Luſt bekleidet und mit der ſüßen Muſik der Vöglein angetan, auf dem Fuße folgt.

In dieſen Betrachtungen war ich wieder in den Laubengang getreten, als der Türmer auf dem Münſter blies: „In ſüßen Freuden geht die Zeit“ — da wollte ich wieder nach meinem Sommerhäuslein gehen, ſah aber meinen Herrn und Ritter gar tiefſinnig unter einem Baume im Sonnenſcheine ſitzen und hatte den Mut nicht, vorbeizugehen, denn ich wußte nicht, ob ich ihn ſtöre.

Ich ſtellte mich darum an einen Baum in ſeiner Nähe beſcheiden hin, nahm meinen Hut in die Hand und wartete, ob er vielleicht ſeine Augen nach mir wenden würde. Der Anblick meines gnädigen Herrn und Wohltäters aber erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Er hatte ein ſchneeweißes Haar, über das wohl viel Sorgen mochten hingeflogen ſein, ich hatte ihn geſtern nicht recht geſehen, da es ſchon dunkelte, als er mich vom Wege aufraffte, und ich hatte lange keinen ſo frommen alten Ritter geſehen, der mit allen ſeinen Mienen ein ſolches Vertrauen erregte.

Gott gebe, daß du ſo in Ehren grau werdeſt, dachte ich bei mir, und fühlte mich mit ganzem Herzen zu dem lieben Ritter hingezogen. Er aber ſchien ſehr betrübt zu ſein, ſeufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in den Zweigen ſo luſtig ſangen, konnten ihn nicht tröſten.

Da ich ſo eine Weile nach meinem Herrn Ritter geſehen hatte, wendete er die Augen von ungefähr nach dem Orte, wo ich ſtand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Was machſt du, Johannes, daß du ſo ſtille daſtehſt?“ Worauf ich ihm höflich entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht ſtören, Herr,

ihr scheint mir in schweren Gedanken." Der Ritter sprach hierauf: „Wie gefällt dir deine neue Heimat, bist du froh?"

„Herr, sollte ich nicht froh sein, da ich nun weiß, wo schlafen, da ich weiß, wo Brot finden und wem dienen? Da weiß ich nun auch, wo beten und wen lieben. Herr, meine Heimat gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich ihrer würdig sei und auch ihr wohlgefalle!"

„Johannes, deine Rede gefällt mir, wenn dir das ernst ist, so sind wir Gesellen. Aber wenn du mir gefallen willst, was wirst du dann tun? Wirst du mir etwas geben wollen, da du nichts hast?"

„Herr, ich bin Eurer Schuldner vor der Welt in Ewigkeit, denn ich kann Euch kein Wams für das Wams geben, das ich trage, aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn ich gebe Euch mein Herz."

„Und wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte, so hätte ich doch noch das Wams zugute. — Wie denn, Johannes?"

„Herr, Ihr rechnet streng — doch habe ich eins, das Ihr nimmer mit allen Gaben einholen werdet, denn es ist rasch und fliehet davon, auch werdet ihr es nie mit Eurer Macht verkürzen können, denn es ist lieblich und lustig anzusehen, und Ihr werdet Euch dessen so erfreuen, daß Ihr es nicht lassen möget, wenn ich es Euch geben könnte."

„Was ist dies für ein Kleinod, mit dem du so prahlest?"

„Herr, es ist die Jugend, die will ich Euch geben, wie ich kann, denn Ihr sollt Euer Alter vergessen bei mir, so will ich Euch erfreuen mit mancherlei Reden und Gedanken."

Aber was ich da zuletzt gesprochen hatte, war töricht und war ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward wiederum stille und betrübt, weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn wiederum an.

„Herr, habe ich Euch mit törichten Worten erzürnet?"

„Das hast du nicht, Johannes, sondern ich bedachte, ob dein stolzer Mut wohl meine Sorgen zerstreuen könne, wie du mir versprachst, aber das mag wohl sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, bei dem fröhlichen Singen der Vögel und bei Sonnenschein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht kann? — So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht sein. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist in Gutem, und wie es sich mit dir begeben, bis ich gestern an der Eiche dich gefunden habe, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines lieben Ritters aus dieſer Rede vernommen hatte, ſetzte ich mich zu ihm unter den Baum und faßte einen guten Mut, ihm zu ſagen, was ich in meiner Armut erfahren hatte, zog auch ein kleines Buch aus der Taſche meines Mantels, in welches ich gewohnt war, das aufzuſchreiben, was mir aus meinem Leben bemerkenswert dünkte, um ihm daraus vorzuleſen, und ſprach zu ihm:

„Lieber, gnädiger Herr, es iſt wohl kein ehrlicherer Weg zur Armut, als der, in Armut geboren zu ſein, ſo bin ich auch zur Armut gekommen, als ich zur Welt kam, und iſt mir früh gelehrt worden, daß all mein Gold der Glanz der Sonne ſei, all mein Silber der Spiegel der Flüſſe, meine ſchönen Teppiche und Tapezerien die grünen Wieſen mit ihren Blumen, meine ſchönen Gebäude und Hallen der Himmel mit ſeinen Gewölben und der grüne Wald; ja, ich bin ſo reich geworden, daß mir die ganze Welt offen ſtand und alle freundliche Menſchen meine Diener wurden, zu denen ich ſprechen konnte: gib mir dies, gib mir jenes. Auch hatte ich keinen Herrn, als den allmächtigſten Herrn, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und dem ich auch täglich aus tiefſtem Herzen gedankt habe.“ — „Du kannſt ſchreiben, Johannes, ſprach der Ritter zu mir, „darin haſt du mir es ſchon zuvorgetan, das kann ich nicht, ich freue mich zu hören, wie du alles niedergeſchrieben haſt, denn wenn ich gleich nicht ſchreiben kann, ſo habe ich doch oft bei mir überlegt, wie ich dies oder jenes, was mich im Leben ſonderlich freute oder ſchmerzte, aufſchreiben möchte, daß es andern Menſchen, und auch Menſchen jeden Standes wohlgefallen könne, und habe mir durch öftere Erinnerung in meinem Gedächtnis gleichſam ein Buch gemacht, wo ich vielerlei eingeſchrieben habe, und mehrere Begebenheiten ſind darunter, die ſind mir ganz verſchieden erſchienen, ſo daß ſie mich auf eine Art beruhigen, auf der anderen aber betrüben und doch immer dieſelben Geſchichten ſind. Nun aber ſoll doch alles ſo niedergeſchrieben werden, daß es einem jeden Menſchen belehrend und erfreulich ſein ſoll, denn was öffentlich gemacht wird, ſoll klar und verläſſig werden, ſonſt iſt es ein Betrug und böſes Irreführen unſchuldiger Menſchen; denn ſoll ſich der Menſch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künſtliches und des Gedankens Würdigeres aufgeſtellt wird; wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgeſtellt wird. So lies denn, Johannes, und wie du es niedergeſchrieben haſt, wird mich lehren, was du für ein Menſch biſt, denn wie ein Menſch ſein Leben fühlt, ſo iſt er, und nicht ſo, wie ſein Leben iſt. Du biſt ein armer, fahrender Schüler, und ich bin ein alter Kriegsmann, aber wir ſind beide auch Menſchen; der Schüler und der Kriegsmann haben nichts in ihrem Weſen gemein und ſind ſich fremd, aber die Menſchen ſind von demſelben

Stamme und was sie erfahren, müssen alle teilen können, und so bin ich denn begierig, mein lieber Johannes, ob du so geschrieben, daß ich es auch genießen kann."

Da las ich dem Herrn Ritter vor, wie ich in meiner Einfalt niedergeschrieben hatte.

Das erste, dessen ich mich deutlich erinnere, ist, wie mich meine Mutter das Vaterunser und Ave Maria lehrte; ich stand vor ihr und faltete meine Hände und sah ihr nach den Lippen, und wie sie es mir vorsagte, sprach ich es kindisch nach und war ganz fromm, wie ein Kind vor Gott ist. Das tat ich immer frühmorgens und kniete dabei an meinem Bettlein und des Abends, wenn ich schlafen ging. Ich bin in Franken geboren, in einem kleinen Dorfe am Mainstrom, und meine Mutter war eine gar arme Frau, aber fromm und arbeitsam; ich kann sie mir auch nicht anders denken, als spinnend, und oft, wenn ich nachts erwachte, sah ich sie in der kleinen Stube bei einer Lampe sitzen und spinnen; dabei sang sie still vor sich hin, und dies hat mich oft bis zu Tränen gerührt. Warum, das weiß der liebe Gott; auch weiß ich noch deutlich, daß ich einmal gar sehr weinen mußte, als ich sie so singen hörte, da fing ein Vögelein vor unserem Fenster auch an zu singen, und es war doch schon gar spät, denn der Mond schien hell und klar. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum ersten Male Traurigkeit empfunden und über das Leben kindische Gedanken gehabt, mich auch im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Da sang sie ein Lied, das lautete also:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing und möchte weinen!

Beſonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich ſangen, und hätte ich damals wohl wiſſen mögen, ob der Vogel in ſeinem Geſange auch meiner Mutter gedachte und ob er auch lieber geweint, als geſungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was ſingt denn die Nachtigall dazu?“ Da ſagte meine Mutter: „Wachſt du, Johannes? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir in's Kloſter gehen; wenn du nicht ſchläfſt, ſo nehm' ich dich nicht mit.“ Da löſchte ſie ihre Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne und küßte mich, und da ich merkte, daß ſie weine, ſchlang ich die Arme um ihren Hals und hielt ſie feſt, fragte ſie auch, warum ſie mir das Kreuz mache und warum ſie weine.

„Lieber Johannes,“ ſagte ſie, „ich mache dir immer das Kreuz und küſſe dich, ehe ich ſchlafen gehe, daß du unter dem Schutze Gottes ruhig ſchlafen mögeſt, du haſt aber ſonſt nie gewacht, wenn ich zu dir kam, und ſo wußteſt du es nicht.“ Doch warum ſie weine, ſagte ſie mir damals nicht. Darauf legte ſie ſich zu Bett und betete laut, und ich ſprach ihr nach, bis ich darüber einſchlief.

Am folgenden Morgen ſtanden wir früh auf, und meine Mutter nahm leinen Tuch, das ſie gewebt, und Garn, das ſie geſponnen, um es im Kloſter zu verkaufen. Sie trug es im Korb auf dem Kopfe, und da ich ſie ſehr darum gebeten, gab ſie mir einen Teil des Garns zu tragen, welches ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter bis zum Kloſter getragen habe. Wir kamen daſelbſt in des Abtes Stube, ſie war mit ſchönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt ſelbſt um das Tuch mit meiner Mutter und gab mir ein Bild von

Chronika des fahrenden Schülers.

Johannes mit seiner Mutter in der Klosterkirche.

1882.

Mit Erlaubnis des Literarischen Instituts Augsburg.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

St. Johannes, meinem Patron. Er ſagte mir auch, wenn ich älter wäre, ſolle ich ihm die Meſſe dienen, und dann immer einen Pfennig von ihm haben.

Meine Mutter ließ von dem Gelde zurück, um für ihre Anliegen in der Georgenkapelle eine Meſſe zu leſen, und als ſie der Abt fragte, was ihr Anliegen ſei, ſprach ſie: „Das ſteht Gott anheim," und da gingen wir zur Kirche hinab. Dort gingen wir aber zur linken Hand in eine Kapelle; da ſtand ein Altar in der Mitte, zur Rechten aber war ein Ritter an der Wand ausgehauen, auf den Knien liegend. Vor ihm ſtand ein anderer Ritter, der legte ihm die Hand auf das Haupt. Dieſem Bilde gegenüber war St. Georgenbild, wie er den Drachen durchbohrt. Meine Mutter ſteckte ein Wachslicht vor St. Georgen auf und kniete dann mit mir an der Seite des ſteinernen Ritters nieder und ſah oft nach dem knienden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm, auch hätte ich ihm gern etwas Liebes getan, und ſetzte ihm einen grünen Kranz auf ſein ſteinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten hatte und noch ſpielend in der Hand trug. Da meine Mutter das ſah, weinte ſie ſehr und umarmte mich in der Kirche. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Gebärde. Da trat aber ein Prieſter in die Kapelle, mit einem Meßdiener und las die Meſſe am Altar. Und ſie ließ mich los, ſagte mir auch ins Ohr: „Bete hübſch fromm, Johannes, der ſtehende Ritter iſt der alte Laurenburger, dein Großvater."

Ich hatte den Mut nicht mehr, nach dem Bilde zu ſehen, und mein Großvater blieb mir von dieſer Zeit an ein ernſter und bewegilicher Gedanke. Aber ich habe damals gebetet, wie ſonſt nie, mit einer wunderlichen Herzensangſt, doch weiß ich mich nicht zu erinnern, warum ich ſo gebetet habe. Da die Meſſe zu Ende und der Prieſter wieder aus der Kapelle hinausgegangen war, fragte ich meine Mutter nach dem ſteinernen Bilde mit den Worten: „Was macht denn der alte Laurenburger da?" Meine Mutter ſtand aber, ohne mir zu antworten, ſtill vor dem Bilde und ſah immer mit naſſen Augen nach dem knienden Ritter, den ich mit dem Laubkranze gekrönt hatte und da ich ſie wieder fragte, ſagte ſie: „Er tut, was ich geſtern abend tat, da ich dir das Kreuz machte." Da fragte ich ſie weiter: „Liebe Mutter, will er denn ſchlafen gehen?" Da ſagte ſie: „Ja, er will ſchlafen gehen in die ewige Ruhe." — „Und der kniende Mann will wohl auch ſchlafen gehen?" Da ſagte ſie wieder: „Ach, Gott gebe ihm eine ruhige Nacht, wenn er ſchon ſchläft!" und ward wieder ſehr traurig und hob mich hinauf, daß ich ihn küßte. Da ſetzte ich ihm das Kränzlein wieder zurecht und küßte ihn, die Mutter ging mit mir zur Kirche hinaus. Sie hatte mich noch auf dem Arme und ließ mich nicht los, was ſie ſonſt nicht pflegte, denn ſie war nicht ſehr ſtark, ſondern zart und weiß mit langen blonden Haaren.

Wir gingen nicht denſelbigen Weg zurück, ſie trug mich links dem Walde zu. Wie ſie mich ſo durch die freie Luft hintrug, betrachtete ich ihr freundliches Angeſicht und kann es nun nie mehr vergeſſen, wie hold und lieb ſie ausſah, und auch die ganze Gegend kam mir lichter und freundlicher vor. Mein Herz ward wieder ganz getröſtet, und wie ſie mich unter den Bäumen hintrug, brach ich einen Zweig ab, und machte einen Kranz, den ſetzte ich ihr auf ihre blonden Haare und ſagte zu ihr: „Liebe Mutter, nun biſt du wie der kniende Ritter, nun haſt du auch ein Kränzlein auf, und wenn er da nun durch den Wald gegangen käme, da würdet Ihr Euch beide aneinander ſehr erfreuen, über die grünen Kränze.“

Meine Mutter gab mir keine Antwort, und ging immer traurig fort, was mich auch wieder betrübte. So zogen wir ſtill und einſam wohl eine Stunde durch den Wald, als wären wir die einzigen Menſchen auf der Welt, bis es lichter ward in den Zweigen, und der Wald ſich am Rande des Berges endigte. Da war ein ſchöner grüner Platz und die Ausſicht in ein einſames Tal, wo der Main durchfloß. Die Berge lagen rings um den hellen ſilbernen Fluß, als hätten ſie tiefſinnige Gedanken. Sie waren alle mit ſchwarzen Wäldern bedeckt und ſahen ſtreng und finſter herüber; wo wir aber ſtanden, war die Gegend ſanft und mild, grüner Raſen bedeckte den Boden. Es ſtanden da mancherlei Blumen, und das Allerſchönſte war ein freundlicher Quell, der zwiſchen einer großen Reihe von Sonnenblumen entſprang und über den ſanften Abhang hinunterrollte. Es war, als flöſſen Tränen an den Wangen eines freundlichen Antlitzes hinab.

Viele und mancherlei Kräuter wuchſen da rings an dem Bache; die Sonnenblumen ſahen beſonders ehrwürdig und andächtig aus.

Meine Mutter ließ mich im Graſe ſpielen und ſaß bei den Sonnenblumen. Ich ſah oft nach ihr hin, und bemerkte, wie ſie ſanfter und ruhiger um ſich blickte.

Dann nahm ſie mich bei der Hand und ging mit mir einige Schritte rechts ins Gebüſch, da ſtand ein kleines Haus ganz mit Efeu überwachſen, ſelbſt die Türe war mit dem Geflechte des Efeus überzogen. Sie zog einen Schlüſſel hervor, legte die Ranken an der Türe zurück und öffnete ſie. Wir traten zuerſt in eine kleine Küche, in welcher jedoch kein Geräte war, und dann in eine kleine viereckige Stube; wie ich hineintrat, fürchtete ich mich etwas, denn es war gar dunkel. Meine Mutter machte aber die Fenſterläden auf, da ſah man nach der andern Seite des Tales, und ein ſchönes Schloß ragte aus dem ſchwarzen Gebirge gegenüber.

In der Stube ſtanden allerlei ausgeſtopfte Vögel, beſonders eine Reihe von Falken, die alle ſehr alt ſchienen. An der Wand hingen einige Speere und Jagdmeſſer, und in der einen Ecke war ein Betſtuhl vor dem Bilde des hl. Hu-

Chronika des fahrenden Schülers

Johannes mit seiner Mutter vor der Krähenhütte seines Großvaters.

1882.

Prinz Johann Georg von Sachsen.

Chronika des fahrenden Schülers

Johannes mit seiner Mutter vor der Krähenhütte seines Großvaters.

1882.

Prinz Johann Georg von Sachsen.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

bertus, wie er vor dem Hirschlein kniet, das ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen erscheint und ihm sein wildes Herz zur Sanftmut umwendet.

Ich betrachtete alle die Sachen, die ich vorher nie gesehen, mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, während meine Mutter ins Tal hinaussah. Alles, was mir seit dem Abend vorher begegnet war, hatte mich ganz verändert, und wenn ich jetzt daran denke, so möchte ich meine damalige Empfindung einem Rade vergleichen, das in einer Mühle plötzlich lebendig wird, und alle die andern Räder mit ihm sich drehen und wenden sieht und sich doch nicht vorstellen kann, was alle die vielen Räder sollen und wollen und was eine Mühle ist. Besonders aber verwunderte ich mich, daß meine Mutter mit allen den Sachen bekannt war und in der Hütte tat, als wäre sie immer drin gewesen. Ich fragte sie, ob wir denn hier blieben, ob dieses auch unsere Wohnung sei, dann wolle ich mir hier einen kleinen Garten machen und ein Vogelsteller werden.

„Was willst du denn mit den Vögeln machen?" sagte sie. Und als ich ihr antwortete, ich wolle sie das „Vaterunser" lehren, sagte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?" ich antwortete „im Himmel." Sie nahm mich hierauf zu sich, setzte sich ans Fenster und erzählte mir, was ich hier niederschreibe. Ihre Worte sind mir auch nie aus dem Gedächtnis gekommen.

„Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich gedachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weinte, als ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, und habe mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Nun aber will ich dir nichts mehr verschweigen, denn ich glaube, es wird dir gut sein, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein Freude. Du wirst alsdann deinen Sinn immer mehr zu Gott wenden und zu seinen Abgesandten auf der Erde, der treuen Liebe der Unschuld und Weisheit. Auch sollst du nicht trauriger werden, um der Traurigkeit willen, die auf Erden ist, sie soll dich stärken, daß dein Mut wachse und dein Fleiß, mit denen sollst du die Traurigkeit bestreiten und ein frohes Herz erkämpfen, das sich allezeit Gott zuwendet.

Das kleine Häuschen, in dem wir sitzen, gehörte meinem lieben Vater; er ist nun im Himmel seit acht Jahren und liegt begraben im Kirchhof bei dem Kloster. Er war ein Jäger und Vogelsteller und hat hier oben mit meiner Mutter gelebt; die ist zu Gott gegangen, da ich noch klein Mägdlein war. Ich erinnere mich wohl noch, da die Herren aus dem Kloster sie zu Grabe trugen, da saß ich da draußen an dem Quell im Sonnenschein und verwunderte mich über die vielen Männer und Weiber, die den Zug begleiteten. Da drüben von dem

Schloſſe, das du ſiehſt, kam der Ritter mit ſeiner Hausfrau und ſeinen zwei Knaben auch herüber; ich weiß noch wohl, wie ſie in das Schifflein ſtiegen und über den Main fuhren.

Der Ritter blieb noch lange bei meinem Vater und ſprach gar freundlich mit ihm, um ihn zu tröſten, und des Ritters Frau ging mit zu Grabe. Ich ſaß immer an dem Bächlein, und des Ritters Kinder ſpielten mit mir. Am Abend zog der Ritter mit ſeinen Leuten wieder hinüber, und mein Vater pflanzte am Bache die Sonnenblumen. Er war ein frommer und kunſtreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Er richtete die Falken ab, wie kein anderer Jäger in Franken, und hatte eine große Kenntnis heilſamer Kräuter. Ich ging ihm immer in ſeinen Arbeiten zur Hand, wie ich konnte, und er erzog mich zu Gottesfurcht und Sittſamkeit. Spinnen und Weben hab ich dort im Schloſſe von des Ritters Hausfrau gelernt, und zugleich mit den zwei Söhnen das Chriſtentum bei dem Hauskaplan.

Mein Vater ſchenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür; der Hausfrau brachte ich Arzneikräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich ſelbſt ſingen gelehrt hatte; ſo war ich denn immer gern im Schloſſe geſehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter ward, meiſtens zu Hauſe bei meinem Vater, denn er liebte mich ſehr und mochte nicht ohne mich ſein.

In der Einſamkeit beſuchte uns der jüngſte Sohn des Ritters oft, er war auch ſtiller Gemütsart und hatte ſich immer gut mit mir verſtanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, ſo blies ich auf meiner Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hauſe war oder in der Gegend war, ließ er ſich auch bald an dem Maine ſehen und fuhr mich in dem Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns ſo lieb, daß wir nicht lange ohne einander ſein konnten. Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er ſich darum und ſagte mir oft traurig: „Mein Kind, was ſoll aus deiner Lieb werden zu des Ritters Sohn, da du doch eines armen Mannes Kind biſt und nicht zur Edelfrau geboren?“

Dieſe Reden meines Vaters waren wohl wahr und taten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören den Ritter zu lieben, denn die Liebe iſt blind, und wo ſie entbrennt, kann ſie nicht ausgelöſcht werden, und zwei Menſchen, die ſich lieben, kann nichts ſcheiden als der Tod.

Mein Vater ſtellte es auch dem Ritter vor, der aber war mutiger als ich und ſprach: „Laſſet Euch das nicht kümmern in Euren alten Tagen, denn es ſoll Euch freuen, wenn Ihr ſehet, daß Eure Tochter eines braven Ritters Frau wird, und will das mein Vater nicht, ſo wird er doch nicht drum zürnen bis an den Tod.“

Chronika des fahrenden Schülers.

Junker Sigmund beſucht den alten Kilian und deſſen Tochter.

1882.

Mit Erlaubnis des Literariſchen Inſtituts Augsburg.

Chronika des fahrenden Schülers.

Junker Sigmund besucht den alten Kilian und dessen Tochter.

1882.

Mit Erlaubnis des Literarischen Instituts Augsburg.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Ich erſchrak, wenn ich ſah, wie mein Vater traurig ward bei ſeinen Reden, die mir das Herz erhoben, und habe meinem Vater immer von der Zeit an emſiger gedient als vorher und war auch in allen meinen Reden bedachtſamer und klüger, damit er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und verſichert werden, daß ich nicht töricht handeln werde. Siegmund kam nun ſeltener, denn er ritt mit ſeinem Vater oft in den Krieg, und wann des Morgens die Reiſigen aus dem Schloſſe auszogen, ſtand ich immer und grüßte Siegmund mit einem weißen Tüchlein, und wenn er mich ſo grüßen ſah, ließ er ſein Pferd einigemal ſpringen. Das war ſeine Antwort, denn er getraute ſich nicht vor ſeinem Vater mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn geſund wiederkommen laſſe und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reiſigen wieder einziehen ſah.

Einſt aber in einem kalten Winter waren ſie auch ausgezogen, und als ſie wiederkamen, ſtand ich am Berge und ſah nach Siegmund, der ſaß aber nicht auf ſeinem Pferde, der ward auf einem Tragbette zwiſchen zwei Reitern getragen. Ach! da war meine Angſt groß, bis er die Reiter ſtillhalten ließ und ſich aufrichtete, daß ich ſehen möchte, daß er noch lebe, und war dies gewiß ein großes Zeichen ſeiner Liebe zu mir. Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er ſolle mich hinüber auf das Schloß laſſen, und da er nicht einwilligte, kniete ich vor ihm nieder und bat ihn mit Tränen, ſo flehentlich, daß er ſelbſt ſehr weinte und ſprach: „Ach, Tochter! wie iſt deine Liebe zu Siegmund ſo groß, und was wird viel Leid daraus entſtehen!“ Dann gab er mir ein Bündlein Kräuter und führte mich ſelbſt an den Main hinab; der war zugefroren und noch keiner darüber gegangen. Das wußte ich wohl, ich ſagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte, es ſeien ſchon viele Leute darüber gegangen, und ſo eilte ich denn über das Eis, ohne Furcht und Angſt und betete wohl mehr für Siegmund auf dem Eiſe, als daß ich nicht einbrechen möchte.

Es war Abend, da ich auf das Schloß kam; ich fragte ſorgſam nach Siegmund und ſagte, mein Vater habe geſehen, daß er verwundet zurückgekommen ſei, und ich müſſe ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich ins Gemach, wo ſeine Mutter an ſeinem Lager ſaß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an ſeinem Bette nieder und küßte ihm die Hand. Seine Mutter wußte wohl, daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber hatte wohl nicht geglaubt, daß es ſo ernſtlich ſei, und da ſie mit mir nachher zurück in ihre Kammer gegangen war, ſprach ſie lang mit mir, wie auch mein Vater geſprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich alles, wie unſere Liebe ſo unveränderlich ſei, und wie nichts uns ſcheiden werde als der Tod. Sie war aber eine ſanfte Frau, und Siegmund war ihr das liebſte Kind; auch gegen mich war ſie

ſehr freundlich und wie eine Mutter geſinnt und hat nicht mehr von unſerer Liebe geſprochen, als daß ſie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

In der Nacht ging das Eis im Main auf, und ich konnte am Morgen nicht zurück, ſo daß ich wohl drei Tage lang auf dem Schloſſe bleiben mußte.

Ich war dann meiſtens bei Siegmund und pflegte ſeiner, denn ſein Vater war noch nicht zurück, und die Mutter erfreute ſich an unſerer Liebe. Da wuchs dieſelbe noch viel mehr, denn wir hatten uns lange nicht geſehen und in der letzten Zeit wenig miteinander geſprochen.

Da wir nun ſo beieinander ſaßen, wurden wir viel inniger, und Siegmund, durch ſeine Wunde ſchwach und ſanfter als ſonſt, erſchien mir viel vertrauter, ja ſeine Rede war mir oft ganz jungfräulich, und ich verband ihm ſeine Wunde in der Seite ohne Scheu. Da iſt mir auch die kleinſte Handlung teuer und ein tiefſinniges Werk geworden, wenn ich ſie in der Liebe getan hatte. Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater, der war traurig in ſeiner Einſamkeit geworden, während ich mich gefreut hatte, und ich erzählte ihm, was geſchehen war, und wie meine Liebe noch viel größer ſei, und was Siegmunds Mutter mit mir geſprochen. Darüber ward er gar nachdenklich, wie er ein alter Mann ſei und ſchon mit einem Fuße im Grabe ſtehe, ſo ſei ſein Sinn wohl nicht mehr für die weltlichen Dinge, und wolle er auch meine Liebe nicht ſtören, aber es ſei ihm doch traurig, wenn er daran denke. Da Siegmund geſund war, beſuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem ſahen wir uns an Sonn- und Feſttagen vor und nach der Kirche im Kloſter.

Der Winter war ſehr rauh, und mein Vater oft krank, denn er war ſchon ein alter Mann und hatte ſchneeweiße Haare; da ward mir denn auch keine Freude, als ihn zu tröſten und mit ihm zu beten. Als der Frühling kam, die Zweige ausſchlugen und die Vögel wieder zu ſingen begannen, ſetzte er ſich oft vor die Türe und ſah ins Tal hinab und ſprach mir von meiner Mutter. Einmal, an dem hl. Oſtertage nachmittags, ſaß er in ſeinen Feierkleidern an der Türe und ich neben ihm, es war gegen Abend, alles ſtill und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir ſahen den Main hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein gefahren; ſie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und ſangen andächtig und laut, daß es zwiſchen den Bergen in der Ferne leiſe mitſang:

Ich will des Mais mich freuen
In dieſer heiligen Zeit
Und gehe zu den Maien
Und ſeh des Heilands Leid;
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai! im grünen Scheine
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine,
Du blühest ewiges Heil!
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ewiger Blüte,
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heiliges Blut!
Blut gab mir so hohen Mut.

Du drangst in heiligem Taue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Tränen Schmerz!
Schmerz erquickte mir das Herz.

Des heiligen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus an der Maie
Mich heilte Deine Pein!
Pein führt mich zum Himmel ein.

Der Vater und ich sangen das Lied still mit. Er ward sehr gerührt und sprach zu mir: „Wohl wende ich mich auch hin zu der Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht, denn meine Zeit ist vorüber! und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht, auch werde ich die Früchte nicht reifen sehen; ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden, schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann, denn ich habe nach meinen Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt. Das Schifflein mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so den Main hinunterfährt und dort die Sonne, die untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert: da sind sie heute früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Dufte des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht, wie sie ankommen würden und ihre Andacht verrichten und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen, die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen, und

haben sie dort aufgesteckt; dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen und nun sind sie den Berg wieder heruntergekommen, und schnell trug sie das Schifflein den Strom hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der andere später ans Land, und alle, die beisammen so fromm dem Main singend folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligtum mitbringen kann und so Frömmigkeit erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück; die Gabe mag gering sein im allgemeinen Wert der Dinge, so ist sie doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn, das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes sein."

So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er sehr, so daß ich wohl fühlte, er werde nicht lange mehr mit mir sein. Siegmund kam den folgenden Tag herauf und mein Vater bat ihn, den Pater Anton vom Schlosse zu schicken und auch seine Mutter zu ihm zu bitten, denn Siegmunds Vater hatte den jüngeren Sohn Albrecht zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

Da Siegmund zurückeilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater, der in seinem Lehnstuhle saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und sagte freundlich zu ihm: „Willst du wieder in Freiheit, Kilian, wenn ich tot bin?" Da er mich weinen hörte, sagte er: „Was weinst du, mein Kind?" Ich erwiderte: „Da ich Siegmund hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein ewiger Trost sein wird außer Gott." Da sprach er zu mir: „Und einst wird Gott dein einziger Trost sein; wie er jetzt meiner ist, da ich dich verlassen muß; aber ich will Gott im Himmel für dich bitten, daß es dir auf Erden wohlgehe, bis du zu mir kommst."

Dann kniete er dort an dem Altare nieder und betete und war so schwach, daß er sein Haupt auf den Altar legte. Ich kniete neben ihm, und der Falke saß traurig auf der Stange. Darauf sagte er: „Sieh, ob der Pater Anton bald kommt, ich fühle, meine Stunde naht."

Da sah ich den Pater in seinem geistlichen Gewande in das Schifflein steigen. Siegmund trug das Kreuz, und seine Mutter hatte eine Kerze in der Hand, auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da ich sprach: „O lieber Vater, sie bringen unseren Herr Gott." Da küßte mich der Vater und sah mich mit großer Liebe an.

Der Zug kam langsam den Berg herauf, und als sie vor der Hütte standen, ging ich hinaus zu Siegmund und seiner Mutter. Die war sehr traurig und küßte mich. Der Pater Anton ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht

und gab ihm das Abendmahl, und wir ſtanden draus und beteten. Dann kam der Pater und rief mich und Siegmund und ſeine Mutter herein.

Wir knieten um ſeinen Stuhl, und er ſprach zu Siegmunds Mutter: „O gnädige Frau, wir werden bald zuſammen ſein, nehmt Euch meines Kindes an; Siegmund liebt meine Tochter, ſie verdient es. O mein gutes Kind, ich befehle dich Gott, komme bald zu mir, wenn dir es auf Erden nicht gut iſt.“ Da weinten wir alle ſehr, und Siegmund nahm meine Hand und ſagte: „Mutter ſegnet uns! Vater ſegnet uns!“ Da gab er uns den Segen und Siegmunds Mutter auch, und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. Dann wollte er in den Sonnenſcheln getragen ſein. Siegmund und ich trugen ihn auf ſeinem Seſſel hinaus in das Freie.

Die alten Diener des Ritters ſtanden mit den Fackeln im Kreiſe um ihn und reichten ihm die Hände. Siegmund brachte ihm ſeinen Falken, der ſaß hinter ihm auf der Lehne ſeines Seſſels. So ſaß der gute Vater noch einige Minuten und ſprach: „O Gott, ich danke dir für das ſchöne Leben, ich danke dir für mein ſchönes, liebes Kind, ich danke dir für den ſchönen Tod.“ Da ſtarb er. Siegmund und ich hatten ſeine Hände, es war freundlicher Sonnenſchein, die Vögel ſangen in dem Walde, und der Falke ſtieg wie ein Pfeil in die Höhe.

Siegmund und ſeine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schloſſe und tröſteten mich mit vielen freundlichen Worten, beſonders Siegmund, der war ſeit meines Vaters Tod viel ernſter und feſter geworden. Er ſah nun ſeine Liebe zu mir als meine einzige Hilfe an und als alles, was ich in der Welt zu hoffen hatte, ſo wollte er denn auch mein Schickſal ſo freundlich machen, als in ſeinen Kräften ſtand, und ſtrebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erſcheinen ſollte.

Mein Vater ward den folgenden Tag neben meiner Mutter im Kloſter begraben. Siegmund und ſeine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen ſie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig ſein möchte; ich blieb alſo auf dem Schloſſe zurück und wie ſie aus dem Tore hinauszogen, ſtieg ich auf den höchſten Turm des Schloſſes. Sieh, es iſt dort jener weiße Turm, worauf das Bäumchen ſteht. Ich ſah mich rings in der Gegend um und empfand vieles, was ich vorher nie empfunden hatte. Wie Siegmund mit ſeiner Mutter in das Schifflein ſtieg, erinnerte ich mich, wie ich ihn zum erſten Male geſehen, das war, als meine Mutter ſtarb, da ſaß ich vor meines Vaters Hütte und ſpielte ganz fröhlich und verſtand das Leid der anderen Menſchen nicht, da ſah ich ihn auch in demſelben Schifflein überfahren. Ach, wie viele Jahre ſind ſchon hin, jetzt bin ich auch ſchon unter den erwachſenen Leuten, die den Schmerz wohl verſtehen, wenn ein lieber

Freund von ihnen ſcheidet. Wie oft iſt der Frühling vergangen, ſeit ich lebe, und ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur, daß es Frühling war, wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt ſpiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier ſtehe ich und bin allein und muß weinen, ach! wie bitter weinen! O, wo wird mein guter Vater hingetragen, wo geht all das Leben hin, alle die Luſt! So war ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich ſah, wie Siegmund mit ſeiner Mutter den Berg hinanſtieg, und wie die Kloſterherren in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten, und wie ſie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da ſtreckte ich wohl die Arme gegen Himmel und weinte ſehr, da hörte ich ſie auch noch lange im Walde ihre heiligen Lieder ſingen.

Es war Abend und ſtill, die Sonne ging unter, im Tal war es ſchon dunkel, nur über unſerer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir geſprochen, als die Wallfahrt den Main hinabfuhr, und wie er des Menſchen Leben mit der Wallfahrt verglichen und wie er zu mir geſagt hatte: „Der geht gerne von der Wallfahrt nach Hauſe, der ſeinen Kindern eine fromme Gabe mitbringen kann.“ Und indem ich gedachte, wie er ſo ruhig und freundlich geſtorben, warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligtümer, die er mir zurückgelaſſen hatte. Ich wiederholte in mir ſein Andenken und die ſanfte, fromme Unterweiſung, die er mir immer gegeben hatte, ſah lang in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und mild. Dann wendete ich meine Blicke ringsum über Berg und Tal, wie der Wald grünte und hochragte, wie ſich die Wieſen ſanft hinabſenkten und mit den gefurchten Äckern abwechſelten. Zum Himmel richteten ſich meine Blicke ruhig aufwärts und gleiteten an dem Fluge ziehender Vögel wieder zum Main, in dem die Wolken noch einmal zu ziehen ſchienen, dann blickte ich zwiſchen den Türmen hinab in den einſamen Burghof, wo ein alter Knappe den Holunderbuſch an dem Fenſter ſeiner Kammer beſchnitt und ein luſtiges Lied ſang, auf dem Dache trieben in den letzten Strahlen ſich die Tauben girrend herum, unten war es ſchon dunkel, und die ewige Lampe der Burgkapelle ſah gelblich durch das hohe Fenſter, und alles das ſah ich mit gleicher Ruhe und ſtiller Liebe an. Es war mir nicht, als ſei mein Vater geſtorben, ich konnte an ihn denken, als ſei er immer zugegen, nur ſehe ich ihn nicht, höre ihn aber ſingen und arbeiten. Zu dieſer Stunde kam ein großer, inniger Glaube an die Güte Gottes, an die Ewigkeit des Lebens in mich, alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken geſagt hatte, ſah ich ausgeführt in ſeinem Leben, und ſein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend ſchweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freundliche Blume entgegenſah. O, da fühlte ich deut-

Chronika des fahrenden Schülers

Des fahrenden Schülers Mutter während des Begräbnisses ihres Vaters auf dem Turme.

1882

Mit Erlaubnis des Literarischen Instituts Augsburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

lich, was mir mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte; er hatte mir das Leben gegeben, die freundliche, gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige, schlagende Herz in der Brust, und die stille betrachtende Seele hat er mir gegeben, denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles, frommes Dasein, in Geschäft und Andacht näher ans Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit der Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir ins Herz sah, welches rein und züchtig, wie die Kammer einer frommen Jungfrau ausgeschmücket war. O guter Vater, dachte ich da, du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte! Gott sprach zu dir: gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge; dann will ich sehen, ob du meiner Liebe näher zurückkehrst. Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen, als das Zeichen des vollendeten Werks und ist wieder zurück zu Gott gegangen; sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört, es ist in meiner Seele und ich will es ruhig fortbauen, ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe, und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o, dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet.

Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöckchen im Kloster läuten, das Zeichen, daß mein Vater begraben war. Der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen, wollte mich wieder schmerzlich fassen, als Kilian, sein Falke, der bei seinem Tode weggeflogen war, plötzlich neben mir niederflog und sich sehr freundlich gegen mich bezeigte. „Guter, treuer Kilian," sagte ich, „bist du auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, du sollst immer bei mir bleiben," und daß mich der gute Vogel wiedergefunden hatte, war mir ein gar großer Trost. Ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand, indem ich die Treppe des Turmes hinabstieg.

Als ich auf den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe, den ich im Burghof hatte singen hören; er wollte zu mir heraufkommen. Da er mich sah, sprach er: „Verlangt Ihr etwas, Jungfrau? Ich glaubte, Ihr hättet mich gerufen, wir sind allein auf dem Schlosse." Da er aber den Falken erblickte, sprach er: „O, Ihr habt wohl nur mit meinem Paten gesprochen. Ich heiße auch Kilian, und Euer seliger Vater hat diesen Falken aus guter Freundschaft nach mir benannt, und es ist ihm auch gut angeschlagen, es ist der edelste Falke im Land." Dann nahm er den Falken und liebkoste ihn sehr und hatte sehr viel Freude mit ihm. „Liebe Jungfrau," sprach er weiter, „ich habe Euch

gar klein geſehen, da Ihr noch nicht lange auf der Welt waret, nun hat ſich viel geändert; wenn Ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Siegmund und die Hausfrau zurückkehren, ſo tut Ihr mir eine Freude, die Zeit wird uns beiden raſcher vergehen, und Eure Traurigkeit wird nicht ſo bitter ſein in meiner Geſellſchaft, denn ich war ein gar guter Freund Eures ſeligen Vaters, und es iſt tröſtlich, die Tugenden der Menſchen zu betrachten, die nun ihren Lohn ſchon empfangen."

Ich ging dann mit ihm hinab in ſein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle war, denn er war mir mit ſeinem ehrlichen Geſicht und ſeinen weißen Haaren gar ehrwürdig. Wie er ſo langſam vor mir herging, ſprach er immer vertraulich mit dem Falken: „Ja, Kilian," ſagte er, „ich bin auch Kilian, kann aber nicht fliegen, bei mir geht es gar langſam, es wird auch mit dir ſo kommen; darum ſei hübſch tugendhaft, daß man dir eine Stange aufſteckt und die Speiſen naheſtellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht will." Dabei war er gar luſtig und freundlich, und ich hörte ihm gerne zu, wie er ſo kindiſch ſeine Freude hatte. In ſeiner kleinen Stube war es ſehr ordentlich und traulich. „Sehet, Jungfrau," ſprach er, „da wohne ich und habe Gott recht zur Hand; da neben iſt die Kapelle. Es iſt etwas Armſeliges um einen alten Mann ohne Frau und Kind; wenn er ſich nicht recht zu Gott hält, iſt er verlaſſen."

Da ſetzte ich mich zu ihm, und er erzählte mir lang von meinem Vater und ſeiner Freundſchaft mit ihm, und daß er meine Mutter, ehe ſie verheiratet geweſen, auch geliebt habe, und mein Vater und er darum lange entzweit geweſen ſeien. „Es tat uns beiden herzlich leid, aber ich konnte im Anfang ihn doch nicht gut mit Eurer Mutter ſehen. Es tat mir immer ſehr weh, daß ich nicht auch ein ſo frommes Weib finden konnte; ich habe mich immer danach umgeſehen, aber es wollte mir nicht einſchlagen, darum habe ich mich dann ſo in Ehren auch fortgebracht und mich für manchen Herrn derb ſchlagen laſſen, um die verzweifelten Gedanken zu verlieren. Wenn mich der Weg durch Franken brachte, ging ich zu Eures Vater Hütte und grüßte ihn; da war ich auch einmal gekommen und hörte auch ſchon laut weinen, als ich die Hütte noch nicht ſah. Das war wenige Tage nach Eurer Geburt. Zwei Jahre darauf kam ich wieder zu Eurem Vater, da waret Ihr ſchon ein artiges Kind und konntet das Pater noster ſprechen. Ich brachte Eurem Vater damals einen Falken mit, von welchem hier der edle Kilian abſtammt.

„Euer Vater hatte große Freude über die edle Art des Falken, den hatte ich in Cypern von einem Jäger gekauft und will Euch erzählen, was das für ein Jäger war, und welche wunderſame Geſchichte er mir von dem Falken ſagte, aber zuerſt muß ich Euch zeigen, was mir Euer ſeliger Vater für den Falken geſchenkt hat."

Da holte der alte Kilian einen schönen Vogelbauer von der Wand, der sehr künstlich von Pater noster-Körnern zusammengesetzt war, in welchem ein ausgestopfter Sittig saß, und da er ihn mit einem lächelnden Gesicht auf den Tisch gesetzt hatte, rückte er das Licht näher zu ihm heran und sagte: „Nun, mein Kind, kennst du den Sittig noch?“ Ich sah den Vogel mit großer Aufmerksamkeit an, und es war mir, als hätte ich ihn in früher Jugend gesehen; auch erinnerte ich mich, wir mir meine Mutter oft einen schönen Vogel zeigte, der sprechen konnte. „Nun seht Ihr, Jungfrau,“ sagte der alte Kilian, „wie Ihr vergeßlich seid, Ihr erkennet Euern eigenen Lehrmeister nicht mehr und Euren treuen Gespielen; von diesem Sittig habt Ihr doch das Pater noster gelernt und den englischen Gruß, welchen er Euch gar artig vorsprechen konnte, darum hat man ihm auch ein so frommes Haus gebaut. Es hatte ihn der Bruder Eberhard, Euer Oheim, ein frommer Mönch, mitsamt dem künstlichen Vogelbauer aus dem heiligen Lande gebracht und Eurem Vater geschenkt.“

Nun erinnerte ich mich des Vogels und wie ich ihm das Pater noster nachgesprochen, und auch der alte Kilian ward mir bekannter. Ich erinnerte mich, wie er den Sittig wegtrug, und ich heftig um ihn weinte. „Ja,“ sagte der Alte, „sehet, das ist Euer Schulmeister gewesen, und als er starb, hab ich ihn ausgestopft und ihn immer noch mit Freuden betrachtet, denn er hatte ordentlich Menschenverstand.“ Der Vogelbauer war besonders sinnreich und von schönem, wohlriechendem Holze; das Gitter bestand aus eingereihten Rosenkranzkörnern, oben auf dem Dache war die Dreifaltigkeit ausgeschnitzt, und die Worte: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name!“ — Auf dem Ringlein, worauf sich der Sittig schaukelte, stand: „Zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden“; auf dem Tröglein stand: „Unser täglich Brot gib uns heute,“ und so war alles gar schicklich angebracht; auf dem Türlein: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — „Seht,“ sagte Kilian, „an diesem Vogelbauer kann man lernen, was jegliches bedeutet, und kann man, wenn man die Gabe hat, das ganze Leben betrachten. Dieses herrliche Kunststück schenkte mir also Euer seliger Vater für den Falken, und Ihr mögt wohl erwägen, was es für ein vortrefflicher Falke war.“

„Da ich das nächste Mal wieder zu Euch kam, war Eure Mutter tot, und ich hab mit Eurem Vater herzlich um sie getrauert. Ich war auch des Herumstreichens müde, und einige Wunden, die ich davon getragen, zwangen mich, mit dem Leben Rat zu halten; so kam ich denn durch Fürsprache Eures Vaters hierher aufs Schloß, wo ich der alte Haushüter geworden bin; meine Wege gehen nicht weit, und wo keiner zu raten weiß, fällt mir was ein, denn ich habe mancherlei gesehen und kanns gebrauchen.“ So sprach der alte Kilian noch lange

mit mir, und ich gewann ihn sehr lieb. Auch setzte ich ein festes Vertrauen auf ihn und nahm mir vor, ihn um Zukunft immer um Rat zu fragen. Wenn ich gleich Siegmund hatte, so war Siegmund doch nicht so ruhig und erfahren wie er, und es war mir gar tröstlich, mit diesem treuen Manne, der meine Mutter so ehrlich geliebt und mich schon so frühe gekannt, in vertraulicher Freundschaft zu leben. Ich vermißte so den Vater weniger und konnte vieles von der Welt durch ihn erfahren, denn er war weit herumgekommen, überall geliebt worden und hatte alles, was er gesehen, mit treuen Augen aufgefaßt und gut behalten. Ich sagte ihm auch das und sprach: „Lieber Kilian, ich will nun Euer Töchterlein sein; habt Ihr meine Mutter so treu geliebt, so will ich Euch das vergelten, Ihr sollt in Euren alten Tagen nicht ohne Liebe sein; drum will ich ein gehorsames Kind sein und Euch erfreuen." Das tat dem alten Mann gar wohl, und er nahm meine Hand und sagte: „O, liebe Jungfrau, tut das nicht, denn ich werde bald sterben, und das täte uns leid, voneinander zu scheiden."

Da sprach ich zu ihm: „Das ist schon getan, ich bin Euch schon hold und halte es Euch treulich, wie Ihr meiner Mutter die Liebe gehalten habt." — „Nun, so will ich es noch einmal im Leben versuchen — dachte ich doch, mit mir spinne ich nichts mehr zusammen, und es gehe nun so geradezu ins andere Leben; seid mir denn herzlich willkommen, mein liebes Töchterlein! So bleibt mir denn meine große Treue zu Euerer Mutter nicht unbelohnt, und soll ich mich noch am Ende des Lebens so glücklich sehen!" Dabei ward er so froh, daß er Tränen vergoß, und erzählte mir in seiner Fröhlichkeit noch allerlei Geschichten, bis Siegmund und seine Mutter zurückkamen und mich in vertraulichem Gespräche neben ihm sitzend fanden. Siegmund freute sich über uns, daß wir uns gefunden hatten, und da ich in der letzten Nacht nicht viel Ruhe gehabt, gingen wir jedes nach seinem Kämmerlein. Meine Stube war über Kilians Wohnung, und ich hörte ihn noch lange mit dem Falken plaudern, und dann sang er ein Schlaflied, worüber ich einschlief."

Während meine Mutter so erzählte, hatte ich immer die Augen auf sie gerichtet; sie aber blickte nicht nach mir, sondern sah immer hinaus nach den Bergen oder wendete die Augen auf die kleine Stube. Ich saß an der Erde und hatte die Hände auf ihren Knien gefalten, sie saß am Fenster auf den einen Arm gelehnt, und ihre andere Hand legte sie auf meinen Kopf und spielte mit meinen Haaren. Manchmal war ihr Anblick mir gar rührend, dann sah ich zu Boden und weinte still, bis ihre Worte bald freundlicher wurden; da hatte ich noch oft nasse Augen, wenn sie schon wieder lächelte, und ich saß da in einer gar wundersamen Bewegung, die mir unvergeßlich ist. Daher kommt es auch, daß ich alles, was sie sprach, noch so deutlich erzählen kann, und wenn ich es

erzähle, ist mir immer noch wie damals. Es war auch nicht wie die Erzählung eines anderen Menschen, es war, als träumte ich das alles, und wie ich so immer mit ihr bewegt wurde und sie ruhig fortsprach, und es um uns in der Hütte so still war, der Wald säuselte und wenige Vögel sangen, da hatte ich ganz vergessen, daß ich der kleine Johannes war. Ich habe auch nachmals bedacht, wie ich während der Erzählung meiner lieben Mutter ein ganz neues Leben anfing; es gingen mir viele Sinne auf, ich ward mit der ganzen Welt vereinigt, und der anderen Menschen Freuden und Leiden wurde nachher das meinige; auch ward mein Gebet in der Folge immer kräftiger und frommer, und ich dachte dabei an meinen Großvater, an Siegmund, an den alten Kilian und an den getreuen Falken Killan. Ja, alles, was ich von anderer Leben gehört hatte, war gleichsam das meinige geworden und betete mit mir.

Meine Mutter hatte immer fortgesprochen, da sie aber bemerkte, daß ich ein Stückchen Brot hervorzog und heimlich davon aß, um sie nicht zu unterbrechen, so hörte sie auf zu erzählen und sprach zu mir: „Lieber Johannes, ich merke wohl an dir, daß es Essenszeit ist, laß uns hinaus ins Freie gehen und unser Mittagbrot essen, damit die Vögelein sich der Brosamen erfreuen können, die wir fallen lassen.“ Da ging ich mit ihr, und wir setzten uns in einen kleinen verwilderten Garten neben einem großen Steine hin. Meine Mutter sah auf die andre Seite des Steins und sprach: „es ist schon elf Uhr vorbei.“ Ich verwunderte mich darüber, wie sie dies an dem Steine sehen könne, und da erklärte sie mir dies also: „Sieh da an diesem Steine die zwölf Striche, das bedeutet die zwölf Stunden des Tages, und das Eisen in der Mitte ist der Zeiger, Wenn die Schatten der Bäume lang sind, da ist es bald Abend, und wenn sie ganz kurz sind, dann ist es Mittag. So ist es auch hier mit diesem Zeiger, der gleichsam ein kleiner Baum ist, und zu welcher Zahl das Ende seines Schattens hinfällt, das ist die Zahl der Stunde.“ Ich verwunderte mich darüber und fragte, was das Kreuzlein bedeute, das an der einen Zahl geschrieben stand, und wer den Stein gemacht habe.

Da sagte meine Mutter: „An diesem Kreuzlein habe ich mich oft erfreut, wenn ich es sonst angesehen, und nun macht es mich gar traurig. Den Stein hat der alte Kilian gemacht; wenn er vom Schloß herüberkam zu meinem Vater, hat er sich immer daher an den Stein gesetzt und daran gemeißelt, bis das Werk fertig war. In der letzten Zeit, da er Alters halber nicht mehr gut herüberkonnte, hat er hier die zwölfte Stunde gemacht, und siehe, da stehen noch einige Buchstaben, die heißen: Lebewohl. Da nahm er Abschied und kam hernach nicht mehr herüber. Das Kreuzlein aber hat Siegmund gemacht, es ist bei der Stunde, in der er mich immer besuchte; als ich aber einmal krank war, ist

er hier an den Stein gegangen und hat gebetet für mich und hat das Kreuzlein zu einem Gedenken an dieſe Stunde eingehauen."

„Wo iſt denn Siegmund, liebe Mutter?" — „O, der iſt vielleicht im Himmel; alles, was wir lieben, iſt im Himmel." — „Mutter," ſprach ich, „ſo will ich dich recht lieben, daß du in Himmel kommſt und ich auch," und da ward es wieder ſtille bei uns, und wir aßen das Brot und die Früchte, welche die Mutter in ihrem Korbe mitgebracht hatte; da ſie aber hinging, Waſſer in einem kleinen Kruge zu holen, der noch in meines Großvaters Hütte ſtand, da nahm ich ein Meſſer und grub ein Kreuzlein an die Stundenzahl, an welche der Schatten reichte, zu einem Gedenken dieſes Tages, der mir der merkwürdigſte meines Lebens geweſen. Da das Kreuzlein fertig war, welches ich mit vieler inneren Bewegung gemacht, wunderte ich mich über dasſelbe und konnte nicht recht begreifen, wie es nun daſtand, wo ſonſt kein Kreuzlein ſtand, und wenn ich viele Jahre nachher aufſchrieb, was mir begegnet, ſo mußte ich manchmal zwiſchen die Worte ein ſolches Kreuzlein machen, wenn ich etwas empfand, was ich nicht ſchreiben konnte.

Als wir unſer Mittagbrot verzehrt hatten, ſtreuten wir die Broſamen umher für die Vögel und rüſteten uns zum Rückwege. Ich bat meine Mutter, mir noch mehr von Siegmund und dem alten Kilian zu erzählen, aber ſie verſchob es auf ein andermal, denn wir hatten noch zwei Stunden nach Haus. Sie verſchloß die Türe der Hütte, und wir gingen wieder ſtill durch den Wald. Da ich wieder in unſere Stube trat, ſah ich mich um, ob auch noch alles ſtehe und liege wie am Morgen; ich glaubte, alles müßte ſich verwandelt haben, ſo ſehr ſchien ich mir ſelbſt verändert. Aber es war wieder wie vorher, und da ich abends im Bette lag, da ſpann meine Mutter wieder ſtill vor ſich hin und ſang wie geſtern:

Gott wolle uns vereinen!
Hier ſpinn ich ſo allein,
Solang der Mond mag ſcheinen!
Ich ſing und möchte weinen.

Aber ich glaubte nunmehr zu begreifen, was ſie ſo traurig wünſchte, und betete ſtillſchweigend für ſie, bis ich entſchlief ...

* * *

„O, lieber Johannes," ſprach da mein gnädiger Herr Ritter, der mir aufmerkſam zugehört hatte, „ich verſtehe recht gut, wie deine Mutter ſo traurig ſang, und es kommt mir dabei ins Gedächtnis, daß ich auch wohl oft ſo hätte

ſingen mögen, doch du haſt mir ſchon vieles geleſen, und ich bitte dich nun, auszuruhen; deine Mutter ſagte ja auch ‚bis zu einem anderen Male'. Ich habe mich recht an deinen Worten ergötzt und bin auch luſtiger durch ſie geworden; auch will ich, daß du meinen Kindern das noch einmal wiederholeſt, damit ſie in Zukunft mit zuhören können."

„O, Herr Ritter," ſprach ich da, „wie erfreut es mich, daß mir das ſchon Eure Gunſt erwirbt, was ich getan, ehe ich Euer Diener war. Gott gebe ſeinen Segen für meine zukünftigen Werke."

Da ich dieſe Worte geredet, ſah ich vier Jungfrauen, zierlich gekleidet und mit züchtiger Gebärde den Baumgang heraufgehen, und ſagte es dem Herrn Ritter, wollte mich auch zurückziehen, um ihn nicht zu ſtören. Der Ritter aber ſprach: „Bleibe da, Johannes, es ſind meine lieben Kinder, und ich will euch bekanntmachen miteinander." Ich aber war in mir beſorgt und fühlte eine Scheu vor ihnen, denn ich hatte vorher nie mit ſolchen zierlichen Jungfrauen geredet — als wenn ich einen Zehrpfennig begehrte. Auch muß ich wohl bekennen, daß ich ſehr bewegt wurde, wie ich die Jungfrauen durch den Lindengang herumwandeln ſah. Ich habe auch manchmal meinem Herrn Ritter dies erzählt, da wir ſchon ſo bekannt miteinander waren, daß in unſeren Geſprächen keine Heimlichkeit mehr bleiben konnte. Ich aber ſagte zu ihm, daß nichts ehrwürdiger und heiliger auf Erden erſcheinen könne, als eine züchtige, ſchöne und fromme Jungfrau, ja, daß ſie mir ehrwürdiger und rührender erſcheine, als das Alter ſelbſt. Das habe ich aber zuerſt empfunden, als ich des Ritters Töchter erblickte, die gleich glänzenden Engeln durch die grünen Gebüſche wandelten, und war unter den vier Jungfrauen immer eine lieblicher als die andere, ohne daß ſie jedoch einander hätten übertreffen können.

Sie neigten ſich züchtig und freundlich vor meinem Herrn und grüßten dann auch mich ſehr liebreich. Der Ritter aber ſprach zu ihnen: „Sehet, das iſt Johannes, mein Schreiber, ein frommer Schüler, den ich geſtern auf der Straße gefunden und mitgenommen habe, daß er uns aus allerlei Geſchichten zur nützlichen Ergötzung vorleſe und auch meine lieben Kinder im Leſen, Schreiben und allen Künſten unterrichte, die er beſitzt; wollet ihn lieben und ehren wie euren Bruder, ich will ihn lieben und ſchätzen wie einen Sohn." Da richteten die Jungfrauen ihre hellen Augen freundlich auf mich, und ich kniete nieder und ſprach recht aus bebendem Herzen: „Fromme Jungfrauen, ich bin ein armer, fahrender Schüler, habe auch auf Erden kein Eigentum, auch iſt Vater und Mutter bei Gott, kein Bruder und keine Schweſter iſt mir geboren, die Welt war mir einſam und ein Tempel des gütigen Gottes, in dem ich betete, wie ein fremder, ewig wandelnder Pilger, der ſeine Heimat auf Erden nicht finden

konnte; aber Gott hat mich erhört, und wie ich auf meinen Knien flehte, hat er meinen gnädigen Herrn, Euren Vater, zu mir gesendet, der hat mich in die Arme geschlossen als seinen Sohn, und da seid auch Ihr freundlich vor mir erschienen und wollt meine lieben Schwestern sein. So seid denn geduldig und mitleidig mit der Armut und lasset uns alle den lieben Gott bitten, daß wir uns lieben wie seine Kinder."

So habe ich da gesprochen, und sind mir die Tränen über die Wangen geflossen.

Zuerst aber trat die größte von den Jungfrauen zu mir und hob mich freundlich auf mit den Worten: „O, Johannes, du gleichst mir wohl, auch ich bin einsam auf Erden und eine Waise und habe an deinem Herrn einen Vater gefunden, wie du!" Sie war vor den anderen drei Jungfrauen sehr ausgezeichnet, nicht durch Schönheit, sondern durch ihre schwarzen Augen und Haare und eine angenehme Kühnheit aller Gebärden. Die zweite Jungfrau, welche langes, blondes Haar hatte, nahte sich mir dann auch mit züchtigem Schritte und reichte mir ihren Rosenkranz zum Geschenke dar, indem sie das weiße Schleierlein, das über ihrem Angesichte hing, leise aufhob und mich gar holdselig anblickte; aber sie hat nicht zu mir gesprochen. Ich hängte ihr Geschenk an meinen Gürtel und dankte ihr höflich.

Da trat die andere Jungfrau zu mir, neigte sich und reichte mir ihre Hand, an der sie ein goldnes Ringlein trug und sprach: „Willkommen, lieber Bruder" — und lächelte.

Ich grüßte sie höflich wieder, und alle lächelten, die zugegen waren, weil wir uns die Hände so munter schüttelten, als hätten wir schon viel Brot miteinander gegessen. Sie hatte ein hübsches seidenes Gewand an, und ihre Haare waren zierlich geflochten und mit farbigen Bändern durchzogen, auch war sie die fröhlichste unter allen.

Die vierte Jungfrau hatte aber auf das, was die anderen taten, nicht geachtet. Sie stand allein an einem Baume und schien gar traurig zu sein, sie hatte Sternblümlein in der Hand und riß ihnen die Blätter aus mit einer großen Schwermut des Herzens. Ich ging darum zu ihr hin und wollte mir auch von ihr einen freundlichen Willkomm ausbitten; aber da ich ihr näher kam und sagte: „Liebe Schwester, was betrübet Euch?" da hatte sie das letzte Blättlein der Sternblumen ausgerissen und sprach mit wehmütiger Stimme zu sich selbst: „Ach, er kommt wieder und liebt mich nicht." Sie hob die Augen gegen mich auf, und da sie mich erblickte, und ich sie wieder fragte: „Jungfräulein, was betrübet Euch?" da stiegen ihr die Tränen in ihre großen Augen und hielt sie die eine Hand vor das Angesicht und reichte mir mit der anderen die Stengel

der Sternblümlein dar, an denen keine Blätter mehr waren. Ich nahm ihr dieſelben ab und dankte ihr. Da ſprach ſie: „Lieber, ich habe ſie in Gedanken zerrupft, ich will dir andere Blumen brechen"; bückte ſich zur Erde, aber ihr Ringlein fiel ihr von dem Finger in das Gras. Wir ſuchten alle und konnten es nicht finden, worüber ſie immer noch betrübter wurde. Endlich fand ich den Ring wieder und gab ihn ihr zurück; da dankte ſie mir und ſprach zu den anderen Jungfrauen: „Mir ſteht groß Leid bevor, ich habe einen traurigen Traum gehabt, und viel heimlicher Schmerz und Sorgen zehren an mir. Vorigen Mai, nun iſt es ein Jahr, da ich dies Ringlein erhielt, da war er mir viel zu enge und ſchmerzte mich, aber nun fällt er mir von der Hand. Ach, es ſteht keine Treue auf Erden feſt." Dann weinte ſie wieder, und die anderen Jungfrauen tröſteten ſie und vor allen jene, die mich von der Erde aufgehoben hatte. Die ſprach zu ihr: „Treue ſteht wohl feſt, das Ringlein ändert ſich nicht, aber deine Hand hat ſich verwandelt. Könnteſt du das Ringlein in dein treues Herz verſchließen, ſo wäre es wohlverwahrt. Ich habe mir den Frühling zu meinem Liebſten erwählt, der bleibt ewig treu und kehrt immer liebevoll zur Erde zurück, und die Tautröpflein ſind die Freudentränen des Wiederſehens. O, weine nicht, bei ſo fröhlicher Zeit!"

Da ſie alſo geſprochen hatte, läutete man zur Meſſe in dem Münſter, und die Jungfrau mit dem Schleierlein ſprach zu der Betrübten: „Laß uns zur Kirche gehen und Gott bitten, daß er dir Frieden ſende." Und gingen alſo die vier Jungfrauen von uns hinweg zur Kirche.

Der alte Ritter hatte währenddeſſen immer zugeſehen und ſich an den Worten ſeiner Kinder ergötzt und fragte mich nun: „Johannes, wie gefalien dir meine Kinder?" — „Herr," ſagte ich, „ich bin nicht ſo kühn, über die Holdſeligkeit dieſer Jungfrauen mich auszuſprechen; ich kann auch heute nicht wohl ſagen, wie mir der Mai gefälit und wie mir mein neues, glückliches Leben gefällt, denn ich bin allzuſehr in Freuden gefangen, und die innere Bewegung meiner Seele hat meinen Gedanken und Worten gleichſam Feſſein angelegt."— Da ſprach der Herr wieder: „Johannes, ich glaube, meine Kinder gefallen dir recht wohl, weil du nicht reden willſt." — Und ich erwiderte: „O, gnädiger Herr, wie verdiene ich ſolches Vertrauen, daß Ihr mich zum Urteil auffordert über ſo hohe Gegenſtände. Es iſt wahrlich nicht, ais erſchienen mir Eure Töchter nicht aile liebüch und fromm, aber es iſt mir wohi ſchon oft ſo auf meinen Wanderungen ergangen, wenn ich durch die Städte und Dörfer hinzog und um das liebe Brot ſang, und es trat eine ſchöne Jungfrau an die Türe und reichte mir eine milde Gabe und bat mich, ich ſollte ihr noch eins ſingen, da konnte ich auch keinen Ton mehr hervorbringen und ſprach, ich will Euch in mein Gebet ein-

ſchließen. Wenn ich dann wieder durch die grünen Felder und Wälder hinſchritt, und der liebe blaue Himmel über mir lag, und tauſend Vögelein luſtig um mich ſangen, da ſetzte ich mich in die Büſche, ſtimmte auch ein freudiges Lied an und verzehrte mein Mittagbrot; oder kniete in einer einſamen Waldkapelle nieder und betete für die Mitleidigen, die mit mir geteilt hatten. Da habe ich oft über Gebet und Geſang nachgedacht und habe gefunden, daß ſie wohl Schweſtern ſein mögen, die ſich herzlich lieben und die ſich nie voneinander ganz trennen können; nichts aber iſt mir dann herrlicher und entzückender vorgekommen, als wenn ſich dieſe zwei Schweſtern liebend umarmten."

„Johannes," ſprach der Ritter ſcherzhaft, „haſt du wohl die zwei Schweſtern geſehen? Sie müſſen gar ſchön geſtaltet ſein und ſich wunderbar freundlich und holdſelig bezeigen." Darauf antwortete ich ihm: „Wer dieſe zwei Töchter des Himmels recht begreifen und anſchauen will, der muß ſie ſelbſt im Herzen tragen und muß ſelbſt beten und ſingen können; dann erblickt er ſie überall wieder und ſieht, wie ſie im Innerſten alles Lebens wohnen, und fühlt dann erſt recht wie die ganze Erde und alle Geſchöpfe Gott loben; wie alles Leben mit ſeinem Wandel, ſeinen Freuden und Leiden nur ein heiliges Feuer iſt, in deſſen tauſendfältigen ſpielenden Flammen ſich die Liebe des allmächtigen Gottes ſelbſt entzündet hat. Ach, dann hört alle Einſamkeit auf Erden auf und aller Zweifel, und iſt einem frommen Menſchen das Leben recht wie der heilige Tempel zu Jeruſalem, wenn um das heilige Grab des Herrn Jeſus Chriſtus tauſend Pilger aus allen Weltgegenden zuſammenſtrömen und nur eine einzige Stimme in vielen verſchiedenen Sprachen zu Gottes Lob erheben. Aber nicht in allen Menſchen, nicht in allen Geſchöpfen iſt die Andacht dieſelbe, und hat auch jedes Weſen ſeine eigne Art, welche es immer zu erhöhen und zu verſchönern ſucht, um dem Tempel Gottes eine Zierde zu werden. Der Menſch aber iſt nach Gottes Ebenbild erſchaffen und er iſt der Spiegel der ganzen Natur; nur wenn der Menſch verdirbt, verdirbt die Erde, und nur wenn der Menſch recht blüht, in Tugend und Kraft der unſterblichen Seele, wird auch die Erde herrlich zu Gottes Lobe entflammen; denn er iſt als Herr und Meiſter in den Garten geſetzt worden, daß er Rechenſchaft davon gebe." — „Deine Rede gefällt mir gar wohl," ſprach da der Ritter, „aber es ſind doch nicht alle Menſchen gleich ſtark und mächtig erſchaffen, und kann doch nicht ein jeder dem andern gleich ſein in der Zahl der guten Werke."

„Herr," erwiderte ich ihm, „die Anzahl tut es nicht, denn der iſt wohl frömmer, deſſen ganzes Leben ein einziges gutes Werk iſt, als der, welcher ſeine Handlungen zählen kann. Wer vermag unſeres Herrn Jeſus Tugenden zu zählen? Iſt er nicht wunderbar geboren aus unendlicher Liebe und hat gelebt

wie die Ewigkeit der Tugend und ist gestorben, um den Tod der Sünde von uns zu nehmen. Die Ewigkeit ist ohne Zahl und Maß und sie ist die Krone der Tugend; auch ist die Tat nicht als Tugend, sondern als der ewige Wille, die unendliche Liebe, das lebendige, göttliche Streben ist die Tugend; die Tat ist nur ein Kind der Tugend; die Tugend soll das ganze Leben sein, auf Erden das streitende und im Himmel das triumphierende Leben. Die Blume, die Ihr künstlich im Winter erziehet, sie ist kein Kind des Frühlings und wird früher sterben, so auch die Tat ohne Leben. Nicht die Blümlein hier im Garten, die wohl zu zählen sind, sind der Frühling, nicht der freudige Mai, der nicht lange währet, ist die Herrlichkeit der Natur, nein, er ist gleichsam nur wieder eine Blume im Garten des Jahres. Die Ewigkeit der Natur, die unendliche, lebendige Liebe und Allmacht Gottes, die nicht zu zählen und zu ermessen ist, sind das Wesen der Tugend, denn Gott hat gesagt, daß wir tugendhaft sind, wenn wir ihm ähnlich werden."

„Ich habe einen Gärtner in Franken gekannt, der wohnte nur wenige Stunden von unserem Dorfe und war ein gar frommer und liebreicher Mann, der seine zahlreiche Familie und seinen alten Vater mit seinem Garten ernährte, und wer schöne Blumen und Früchte verlangte, der kaufte sie bei ihm. Ich habe mich oft bei diesem frommen Manne aufgehalten und wohl bewundert, wie er seine Arbeit eingeteilt hatte. Er grub die Erde um mit seinen größeren Söhnen und setzte die jungen Bäume und Gewächse, seine gute Frau band die Stämme an die Pfähle, um sie schlank und gerad zu ziehen, und zog die Zweige zu Lauben und Hütten zusammen; seine frommen Töchter, die noch gar klein waren, pflegten die Blumen und begossen sie aus kleinen Gefäßen, und unter einem hohen, starken Baume, den er einst selbst gepflanzt hatte, saß sein alter Vater inmitten der kleineren Kinder und band die Blumen zu Sträußen, welche die erwachsene liebe Tochter zierlich geordnet hatte und dann an Festtagen nach der Stadt zum Verkaufe trug. So war eines jeden Werk anders, alle taten doch das ihrige und waren fromm und von Gott gesegnet.

Eine Freude, ja, auferbaulich war es anzusehen, wenn diese lieben, frommen Gärtner in die Kirche gingen, sie machten ordentlich eine kleine Prozession; sie waren alle mit Blumen geschmückt, und an Festtagen schmückte jedes Kind das Bild seines Patrons mit schönen Kränzen und Sträußen. In der Kirche erhob sich ihr Gesang, klingend und lieblich über alle andern Stimmen, denn sie waren alle reinen Herzens und voll innigen christlichen Mutes. Wenn sie zusammen im Garten arbeiteten, so war dieser auch gleichsam ein lebendiges Gotteshaus, denn sie waren da alle einig und fromm, wie Kinder Gottes, und sangen oft einstimmig ein fröhliches Loblied des Herrn; die Kleinen aber, die

um den alten Großvater herumſaßen, hörten ihm zu, wie er ſie im chriſtlichen Glauben unterrichtete und ihnen heilige Geſchichten erzählte. Bei dieſen Leuten habe ich am meiſten gutes gelernt und habe ihnen vieles zu danken, das wie Samenkörnlein in mein Herz gefallen und jetzt erſt recht zur Blüte in mir emporgewachſen iſt. Denn, lieber gnädiger Herr, man kann wohl ſagen, daß die Tugend das iſt, was ewig belebet, und alles zum unvergänglichen Wachstum bringt; und daß das Böſe den ewigen Tod in ſich faßt und unaufhörlich zerſtörend wirkt. Ich kann wohl ſagen, in ihnen hatte ſich Geſang und Gebet recht innig verbunden; denn ſie waren jegliches in ſeinem Herzen ſtill und demütig in kindlicher Anſchauung Gottes und der wunderbaren Allmacht ſeiner Werke begriffen, und gar leicht breitete ſich ihr Gemüt freudig und geſund durch ihr Leben aus — ſie konnten in allem, was ſie ſahen, den großen und gütigen Meiſter der Natur verehren und anbeten, aber ſie konnten auch an allem, was ſie beſaßen, mit recht lebendiger Fröhlichkeit ſich ergötzen und es genießen. So waren ſie glücklich in Gott, lieb in Unſchuld und ohne es zu wiſſen.

Nun aber gibt es fromme Menſchen, welche im Leben wie einſame Waldblumen ſchweigend blühen, die aus innerem Treiben ihr Haupt beſcheiden zum Himmel erheben und in ſich und um ſich Gott in tiefer Einfachheit verehren, ſie ſind wie Bilder der ewigen Ruhe und des ſeligen Friedens in das ſtürmende Leben geſtellt, deſſen wunderbarer Wechſel ſie nicht berührt; ſie ſind gleichſam betrachtungsvolle Greiſe mit kindlichen, jugendlichen Locken und ſehen nur Gott in allem und fürchten ſich nicht vor ihm, er iſt ihnen ein gütiger Vater, und ihr Gebet iſt zu Gott, wie die Rede der kleinen Kinder zu ihren lieben Eltern, ſtammelnde, unſchuldige Freundlichkeit; ſie ſehen nichts als ihren Gott und wollen nichts als ihn lieben, wie auch die kleinen Kinder tun, und wie dieſe weinen, wenn ſie allein ſind, ſo liegen auch jene in tiefer Buße und flehen zu Gott, wenn er ſich von ihnen wendet. In ihrem Herzen iſt das Gebet, ihr Leben iſt ein ewiges, ſtilles Beten, auf ihrem Angeſicht ruht freundliche Begeiſterung, und wir werden durch ihre Gegenwart erquickt und erfreut."

Während ich ſo redete, ſah ich meinen Herrn ganz nachdenklich werden und ſchwieg derohalben ſtill, um ihn in ſeinen Gedanken nicht zu ſtören. Bald aber wendete er ſich lächelnd wieder zu mir und ſprach: „Ich habe über deine ſchönen Reden nachgedacht, denn ich kann nicht ſogleich alles recht begreifen und habe dergleichen Worte nicht viele in meinem Leben gehört, aber es iſt wahr, was du ſprichſt, und ich ſehe deſſen ein ſchönes Beiſpiel an meinen zwei Töchtern." —

„Herr," ſprach ich da, „ſind denn nicht alle dieſe Jungfrauen Eure Kinder?"

„Nein, Johannes," erwiderte mein Herr, „nur die mit dem Schleier und

die mit dem weltlichen Röcklein, welche dir so munter die Hand schüttelte, sind meine Kinder; die beiden andern sind arme Waisen, von mir und meiner seligen Hausfrau zu Gottes Ehre aufgenommen, doch habe ich sie nicht weniger lieb, als meine eignen Kinder; denn sie sind gut und fromm nach ihrer Art, wie du selbst gesagt hast, daß ein jegliches Gemüt auch seine eigne Gebärde habe. Du hast vorhin Gebet und Gesang mit zwei Schwestern verglichen, und ich fragte dich scherzhaft, ob du sie wohl je gesehen, und meinte, sie müßten gar holdselig aussehen. O, Johannes, wie du mir sprachst von jenen gottseligen und freudigen Gärtnern in deiner Heimat, da mußte ich immer an mein fröhliches und frommes Töchterlein Gundelindis gedenken, welche dich so herzlich begrüßte, und als du von jenen redetest, die da sind wie die stillen Waldblumen, da stand mein Töchterlein Ottilia immer vor meinen Augen." Als der alte Herr diese Worte geredet, flossen ihm die Tränen über die Wangen, und er reichte mir die Hand. Ich fragte ihn um seine Betrübnis; aber er war nicht betrübt; seine Trauer war wie die rührende Farbe des Abendlichtes ohne Schmerz. „Johannes," sprach er, „ich gedachte an meine selige Hausfrau, wie sie selbst das erfreuen würde, zu hören, wie ich die Kinder nur liebe, mich an deiner schönen Rede ergötze und alles nur auf die Kinder auslege, was du sprichst; wenn ich nun diesen weiblichen Mut in mir fühle und denke zurück an die gewaltige Bewegung meines Lebens in Kampf und Kriegsfahrten, da ich noch ein rüstiger Mann war, so wird mir's nachdenklich in meiner Seele, und ich fühle, wie sich alles hinneigt zum Ziel mit Lächeln und Tränen."

„Herr," sprach ich, „der Mensch hat einen Engel, der ist sein Geleitsmann, und wenn wir alt sind, so lehrt er uns spielen, daß wir uns des Stolzes entwöhnen über weltliches Werk, und er uns als Kinder vor Gott führe, und Lächeln und Tränen sind der Kinder Weisheit und Schwachheit."

Nach diesen Worten reichte mir mein Herr die Hand und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, da ich dich gefunden, deine Reden sind mir wie ein Abendgebet, ich will sie mit Andacht hören und dann schlafen gehen."

„Herr," sprach ich, „ich will dann wachen und beten an Eurem Lager und harren, bis ich Euch wiedersehe am Morgen." Da wir so geredet hatten, wurden wir still; denn man schweigt gern, wenn man mit frommen Worten den Tod berührt hat. Auch habe ich das oft bemerkt auf meinen Wanderungen bei mancherlei Erzählungen und Unterredungen, wo ich etwa auch selbst nach meinem kindischen Verstand mitgesprochen, daß eine recht lebendige Betrachtung geistiger oder weltlicher Dinge gewissermaßen dem menschlichen Leben ähnlich ist. Mit kleinen unschuldigen Worten hebt sich die Unterredung an und steigt auf unter Wechseln der Gedanken und hat ihre Unmündigkeit und

ihren Jugendmut in lieblichem Ungeſtüm, und wendet ſich zu Gutem oder Böſem, oft auch begegnet ihr ein Gedanke, ernſter und würdiger, und führt ſie wie einen erfahrenen weiſen Meiſter zu einer reinen Bahn, und wenn ſie dann in wirkſamer Deutlichkeit alle ihre Kraft verwendet, um in den Gemütern der Redenden und Zuhörer, in welchen ſie lebt wie der Menſch in der Welt, ihr Werk zu vollenden und ihr eigenes Weſen durch ein zurückbleibendes Zeichen zu befeſtigen, dann ſinkt ſie wieder in kindiſche Unſchuld und verſtummt gern mit einer lächelnden Wehmut über die Vergänglichkeit des irdiſchen Lebens, ſich hinwendend mit Sehnſucht und Hoffnung zu Gott und dem Göttlichen, und das iſt der ſchöne Tod einer ſchönen Rede, deren Ewigkeit beſteht in der Heiligkeit und Würde ihres Inhalts, die in den lebendigen Boden der zuhörenden Seelen fallen und gutes entzünden in alle Ewigkeit; ihre Sterblichkeit aber iſt der Klang des Wortes, das da ſchallt und verſtummt, damit ein anderes folge und damit der Gedanke ganz hingebaut ſteht, wie der Bogen einer Brücke, leicht aufwärtsſteigend und niederſinkend, oben drüber geſpannt der ewige Bogen des Himmels und unten hinſtrömend das treibende, wilde Waſſer.

Oft habe ich mich getröſtet über das Hinfällige des Lebens mit dem Verhallen erhebender Worte, ſüßen Geſanges und erfreulicher Töne; denn ich habe in meiner Seele empfunden den Nachklang bei den Tönen; und die Erinnerung und lebendige Wirkung der Rede, erhebend und ſtärkend zu allem Guten, die lagen in ihm, wie die Wurzel in der Erde, die den Stamm nicht ſieht, über welchem blühende Äſte, wie eine andere Wurzel, zum Himmel dringen; und über der lebendigen Wurzel da grünt es, wenn es unten gleich dunkel iſt. So mag auch der Gedanke, der ausgeſprochen iſt, blühen in anderer Welt; ſo mag der Menſch, der im Leben ſteht, wie die Wurzel in der Erde, blühen im Himmel; denn das Gute iſt das Lebendige und das ſtirbt nicht, nur das Belebte ſtirbt.

So hatte auch unſere Rede einen ſchönen Tod gehabt, und ich fühlte, da wir ſtill wurden, daß es ſüß iſt, zu ſterben nach einem frommen, ſchönen Leben.

Die Sonne aber war unter unſerem Geſpräche hoch geſtiegen, und nahte ſich der Mittag, da trat ein Diener meines Herrn in den Garten und bat ihn, hereinzugehen; es ſeien Herren des Rates da, die ihn ſprechen wollten. Da verließ mich der edle Herr und folgte dem Diener, und ich ging noch im Garten und gedachte, wie daß ich viel und mancherlei geredet hatte, und wie es mir einige Male geweſen, als wäre ich allein, und ſehe meinen Herrn gar nicht, ja ich wußte gar von mir ſelber nichts, und hob ſich nun mein Herz empor, daß es überfloß. Das wunderte mich und war mir wohl dabei, auch wünſchte ich immer

ſo zu ſprechen, denn man fühlt alsdann Troſt und erquickliche Ruhe, als habe man gebetet.

In ſolchen Gedanken ſchaute ich die Blumen an der Erde und den blauen Himmel an, fühlte auch eine große Liebe zu ihnen. O, Luſt und Freude, dein Mittelpunkt iſt ein unſchuldiges Herz! So war mir da, und als ich dem Sommerhaus nahekam, ging ich auf mein Kämmerlein und habe niedergeſchrieben bis hierher, was mir an dieſem Morgen begegnet um deswillen, daß es mir ſelbſt merkwürdig war, und daß ich gedachte, dieſe Geſchichten könnten wieder jemand erfreuen, wenn ich gleich nicht wüßte wen; denn als ich das niederſchrieb, was ich heute meinem Herrn Ritter von meiner Jugend vorgeleſen, dachte ich ja auch nicht daran, daß es ihm gefallen würde. Darum iſt dies alles niedergeſchrieben in Demut und nicht in Hoffart, die fern von mir iſt; ich bitte auch Gott, daß er mir beiſtehe, in Wahrheit alſo fortzufahren, und jeden andern, der größere Dinge niederſchreibt, mit derſelben Gnade erleuchten möge. Amen.—

Zur zwölften Stunde bin ich von dem Diener zu des gnädigen Herrn Tiſch gerufen worden. Der Diener aber ſchaute mich, da wir über den Hof gingen, oftmals an, und als ich ihn um die Urſache fragte, ſagte er: wie ihm mein neues Kleid nicht übel gefalle, und könne ich ihm wohl danken, denn er habe dasſelbe heute die ganze Nacht durch genäht, und freue ſich, daß es ihm ſo gut gelungen, ohne Anmeſſen; er wolle mir auch noch Falten auf die Ärmel nähen, wenn mir das lieb ſei. Ich dankte ihm und ſagte: es ſei bereits wohl zu ſchön für mich, und verſprach ihm gute Freundſchaft. Da ich in den Speiſeſaal trat, hatten ſich der Herr und zwei Gäſte bereits zum Gebet geſtellt, auch ſtanden bei der Tafel die vier Jungfräulein. Der Ritter ſtand zu oben, die zwei Gäſte, als der Junker Ludwig von Müllenheim und Herr Conrad von Dünzenheim, zur Seiten und dann die Jungfrauen; ich aber ſtand dem Ritter gegenüber. Die Jungfrau mit den ſchwarzen Haaren ſprach das Gebet, und dann ſetzten wir uns nieder, Ottilia aber und das traurige Mägdlein gingen zur Küche, und Gundelindis diente zu Tiſche als eine Magd, und nur die gebetet hatte, ſaß zu Tiſche. Da war mancherlei gutes Gericht und auch Weines genug, aber ich war blöde und hatte wenig Gelüſten; auch nötigte mich Gundelindis oft, zu eſſen, aber ich hörte mehr den Reden der Herren zu, als daß ich auf die Speiſe achtete.

Sie ſprachen von der neuen Glocke, die ſollte für den Münſter gegoſſen werden, und waren ſie nebſt meinem Herrn die Pfleger des Werkes. Dieſe Glocke iſt dem Meiſter Jörgen von Speyer, einem Bürger zu Straßburg verdingt worden, den Zentner zu einem Gulden zu gießen, und hat man eine Hütte und Ofen auf dem Fronhof neben der Steinhauerhütte gemacht. Da

habe ich mich wohl verwundert, was für ein großes Werk das werden ſollte, denn es ſprachen die Herren, wie man Meiſter Jörgen ſchon außer dem alten Zeuge, das man in Vorrat gehabt, an Kupfer für achtzehnhundert Gulden und an Zinn für eintauſendzweiunddreißig Gulden gegeben habe. Die Herren freuten ſich ſehr, daß eine ſolche Glocke, wie groß keine derweilen bekannt war, Gott und Marien der Königin und Patronin des hohen Stiftes Straßburg zu Ehren, ſollte zuſtande kommen. Da ſprach mein Herr, der Ritter Veltlin von Türlingen: „O, was iſt es eine herrliche Sache um den herrlichen, herzergreifenden Klang einer Glocke, die, erhoben über unſern Häuptern gleich einer mächtigen Stimme des Himmels, zu uns allen aus dem Gewölbe ſpricht. Wenn ich nachts erwache und oft mancherlei Gedanken habe über das Leben und ängſtliche Sorge trage über die Meinigen, da ſchlägt die Glocke an und mein Herz wird ruhig, denn ich freue mich, daß ich weiß, nun loben viele Gott, und mancher betet mit mir in gleichen Gedanken.“

Ritter Conrad von Dünzenheim ſagte hierauf: „Ich hab oft gedacht, wie es wohl muß traurig geweſen ſein und noch keine rechte Frömmigkeit, kein rechter Bürgerſinn unter den Leuten, als man noch keine Glocken hatte, denn eine Stadt ohne den Klang einer lieben Glocke iſt mir gleich einem Stummen, der in Geſellſchaft wohl nicht leben kann.“

Junker von Müllenheim ſprach: „Wenn ich über Land reite und höre eine Glocke ſchallen, wird mirs immer wohl ums Herz, und finde ich mich zum Guten immer mehr geſtärkt. Ich weiß nicht, ob es iſt, weil die Glocken zur Ehre Gottes geſegnet ſind, oder ob es der muntere, kräftige Schall ſelbſt iſt, der mir den Eindruck ſo mächtig macht, aber ein Schloß oder Städtlein zu beſtürmen oder zu zerbrechen, iſt mir immer ſchwerer worden, mit dabei zu ſein, wenn ich die Sturmglocke ſo emſig ſummen hörte und ſah, wie ſie ſo ſorglich im Turme hin und her ſchwankte.“

Die Reden der Herren gefielen mir gar wohl, und da mein Herr das an meinem Angeſicht bemerken mochte, forderte er mich auf, auch meine Gedanken zu ſagen, worauf ich ſprach: „Ich bin mit Euch ganz einer Geſinnung, daß eine Glocke gleich iſt der Zunge einer Stadt, die mit ihrer kräftigen, hellen Stimme zu ihren Bürgern ſpricht und ſie zu dem Gedanken ermuntert, daß ſie zuſammen wohnen in Eintracht und Sippſchaft, und es iſt recht wunderbar, wie ſie einem jeden ſagt, was ihm gut iſt, denn derſelbe Klang, der den einen zum Beten ruft, hält den andern vom Fluchen ab; ſie zeigt einem Bürger ſein Ruheſtündlein an und ermuntert ſeinen Nachbarn zum Geſchäft; ſie iſt ein Troſt der Kranken, ein Zuſpruch der Gefangenen und rufet den Mann, der auf einſamer Wache ſtehet, mit friſcher, mutiger Zunge an. Wie auf Erden der Menſch

kein Geschöpf erkennen mag, an dessen Vollkommenheit die göttliche Allmacht herrlicher erkannt werde, als sich selbst, der, aus Leib und Seele bestehend, nach Gottes Ebenbild erschaffen ist, so muß auch all sein Bemühen und Trachten darauf gerichtet sein, in allem, was er für sich und seinen Nächsten beginnt und vollbringt, alle Kräfte seiner Seele und Glieder seines Leibes in wohlgeratner Ordnung zu bilden. So ist denn oft gar schon eine wohleingerichtete Stadt dem gesunden Leibe eines Menschen verglichen worden, und so denke ich mir denn die Kirche als das Gewissen und Herz dieser Stadt, wo ein jeder den lieben Gott finden und sich seiner teilhaftig machen kann, und ist die Glocke wohl der Zunge zu vergleichen, die zu den einzelnen Gliedern spricht: wir sind eins in mannigfacher Verrichtung; betet, ruhet, arbeitet, helfet, lachet oder weinet, aber wir sind eins, wir leben; so lasset uns leben, daß wir ewig leben mögen.

Auch finde ich es schön und löblich, daß man die Glocken einweihet und gleichsam taufet, daß man mit feierlicher Handlung sie empfängt aus der Hand des Werkmeisters und sie aufnimmt mit geistlichen Zeichen zu ihrem geistlichen Gebrauch, und ob mich rühre der helle, muntere Klang des Metalls, oder die Macht des Segens, der über das Metall gesprochen ist, mag ich nicht wohl unterscheiden; denn, so wie die Zunge des Menschen gesegnet ist, und auch seine Rede durch seine Seele, also ist die Glocke gesegnet durch die Weihe des Priesters, und die Weihe ist wieder Klang von Gott, sowie die Seele und die Rede auch von ihm sind."

Da ich also gesprochen hatte, belobte mich dessen mein Herr und sprach: „Ich muß mich wohl verwundern, wie du so schön von Glocken redest und ganz bewegt dabei wirst; sag mir doch auch deinen besondern Grund, weshalb du die Glocken so liebest."

Da sprach ich: „Eines hab ich vergessen zu melden von der Glocke, und das ist nicht die geringste ihrer Eigenschaften, womit sie des Menschen Herz erfreut, das ist die Gastfreiheit und Milde ihres Klanges, der hoch über die Mauern der Stadt hinüber die müden, armen Wandrer begrüßt und ihr Vertrauen zu Gott und den Menschen ermuntert; ihr Klang ist den Heimatlosen und armen Waisen eine tröstliche Einladung und erweitert die Ringmauern der Stadt geistlicherweise für die, welche die Nacht auf einsamer Straße ohne Hilfe, als die Gottes, findet.

Das hab ich so recht herzlich vorgestern Abend empfunden, da ich noch ohne Obdach und Aussicht, ein Bettler auf der Straße war; da wollte mir beinahe der Mut entsinken, als ich die Sonne so rötlich am Himmel untersinken sah, und es schon stille ward im Walde. Sieben Wochen war ich nacheinander gereist, keinen Tag still gelegen, und hatten meine Schuhe fast keinen Boden

mehr; da riet mir zu Baſel ein freundlicher Mann, ich ſollte nach Straßburg ziehen; daſelbſt ſei leichtlich unterkommen. Als ich nun zu Abend bis in den Wald kommen war, wollte mir aus Müdigkeit und Hunger der Weg gar weit werden; auch dachte ich mir, dieſer Weg könne wieder, wie viele Stunden, die ich ſchon gemacht, gar umſonſt ſein, und war alſo ſehr traurig, und da ich am Ende des Blobsheimer Waldes, nahe bei einer alten Kirche ſtand, ſah ich von ferne drei feine Dörfer, mit Schlöſſern und Kirchen geziert, als Blobsheim, Wibelsheim und Eſchau, die lagen am rötlichen Himmel gar ſchön abgezeichnet. Da ſetzte ich mich unter einen Baum zu ruhen und mein Abendgebet zu verrichten, klagte Gott dem Herrn unter Tränen meine Armut, der ich nun ſo lange im Elend herumgewandert und meines Elends kein Ende wußte, und was Elias unter der Wacholderſtaude von Gott erbeten, eben darum flehte ich unter dem Eichbaum, er wolle nunmehr meine Wanderſchaft zu einem ſeligen Ende führen, meinen Leib der Ruhe geben und meine Seele zu ſich nehmen, oder aber mit mir, wie mit ſeinen Jüngern zu Emmaus heute in einem der vorliegenden Örtlein und morgen zu Straßburg hilfreich einkehren; da ich nun in dieſem meinem Gebete und faſt in traurigen Gedanken einſchlief, erweckte mich der helle liebliche Klang der Abendglocke von Eſchau; da fühlt' ich mich mit einem wunderbarlichen Vertrauen durchdrungen und ging ſtracks auf Eſchau los, und da war auch mein Engel nicht fern, und hatte Gott mein Gebet erhört; denn allda fand ich Euch, mein gnädiger Herr; darum mögt Ihr mir wohl den Eifer, mit dem ich von der Glocke geredet, zugute halten."

Da jetzt der Diener hereinkam und meinen Herrn hinausrief in den Vorſaal, es wollten zwei Handwerker mit ihm reden, begab er ſich heraus, und ſagte der Junker von Müllenheim zu mir: „Ihr ſeid für Euer Anſehen gar gelehrt und ſprechet tiefſinniger als ein Doktor; drum wundert es mich, zu hören, wer Ihr ſeid."

Da ſagt ich, wie ich Johannes, ein fahrender Schüler ſei, aus Burg Eberach und ſeit geſtern abend ein Schreiber des Ritters Veltlin von Türlingen; nun fragte mich Herr Conrad von Dünzenheim: „Wie ſeid Ihr denn an Herrn Veltlin gekommen, und durch weſſen Empfehl?" Da ſprach ich: „Durch des Herrn Ritters Barmherzigkeit und Gottes Güte. Ich fand nahe bei dem Stift oder der Schaftenei, zwiſchen 7 und 8 Uhr, Herrn Veltlin. Neben ihm ſtanden der Kirchherr von Eſchau und etliche andere Vornehme vom Adel, mir, als einem fremden Wandrer alle unbekannt; da blieb ich mit meinem Bündel aus Scheu fern von den Herren und bat bloß den geiſtlichen Herrn um einen Zehrpfennig. Da rief mich Herr Veltlin mit gemeinen bürgerlichen Worten zu ſich und fragte mich, von wannen ich käme, wohinaus ich wollte,

und was für diesmal mein Begehren wäre; darauf sagt ich ihm höflich, ich sei ein armer Schüler aus Frankenland gebürtig, sei auf etliche Wochen der Schule nachgezogen, habe jetzt meine Reise nach Straßburg gerichtet und werde durch meine äußerste Armut gezwungen, fromme Leute demütig um einen Zehrpfennig anzusprechen. Darauf antwortete mein gnädiger Herr: Bist du ein armer Schüler und mußt deine Nahrung erbetteln, so bin ich auch deines Handwerks; ich bin vor Gott ein Bettler und muß noch täglich lernen: Ziehe aber in Gottes Namen nach Straßburg zu, denn dort sind noch viele fromme Leute, und wenn du fromm bist, wird dir Gott auch bei frommen Leuten unterhelfen. Hierauf befahl er seinem Diener, mir den Zehrpfennig zu geben; der gab mir Mönchköpfe oder sechs Batzen, worüber ich nächst seiner tröstlichen Rede so froh war, daß mir die Augen überliefen; denn ich bedachte gar wohl, was ich erst vor zwei Stunden unter der Eiche zu meinem Gott gesprochen hatte. Da ich nun meinem Herrn gedankt hatte, eilte ich mit großer Freude der Herberge zu, blieb allda über Nacht und trank eine halbe Maß Wein um einen Kreuzer und brachte in inniger Fröhlichkeit meinem Wohltäter manchen heimlichen Trunk zu, worauf ich mit leichtem frohen Herzen mich zur Ruhe begab.

Gestern morgen nun stand ich früh auf und reiste nach Straßburg; unterwegs kam Herr Veltlin auch geritten mit seinem Diener; er grüßte mich mit einem bona dies; auch hatte er die Liebe und ließ sich in ein lang Gespräch ein mit mir, und da ich ihm wohlgefiel, nahm er mich auf als einen Schreiber und sagte mir seinen Namen, daß ich ihn fragen konnte, worauf er mich verließ und schneller ritt. Solang ich ihn sehen konnte, stand ich still und sagte: „O Gott! wolle diesem Herrn hier die zeitliche Wohlfahrt und dort das ewige Leben geben!“ Und als er hinter einem Hügel verschwand, war mir, als sei alles ein Traum, und dacht ich: ach, wenn dein Glück wirklich verschwunden wäre! Da rafft ich mich zusammen und lief bis vor Straßburg hin und kam heran zu dem Herrn, der mich mit Liebe überhäuft hat.“

Nachdem ich gesprochen hatte, kam Herr Veltlin wieder herein mit zwei Zimmergesellen und sprach zu seinen Gästen: „Hier bringe ich zwei wackere Männer, die haben sich was gar Großes verheißen, das ihnen bei Gott und der Welt Segen bringen mag. Sie haben sich erboten, den Glockenstuhl zur großen Glocke zu Gottes Ehren und ihrer Freundschaft zum Gedächtnis ohne Lohn zu machen, und wollen um die Vergünstigung bei den Pflegern dieses Werkes ansuchen.“

Die Herren verwunderten sich darüber und baten sie, das Vorhaben wohl zu bedenken, da solches kein leichtes sei und sie gereuen könnte. Da haben sie

ſich aber mit großem Eifer erboten, ihres Vorhabens gerichtliche Gewährſchaft zu leiſten, und nannte ſich der eine Medard von Landau; der andere Hans Eckſtein war ein Bürgerſohn von Straßburg; als die Herren ſie fragten, warum ſie an ſolch großes Gelübde, als noch ledige Leute gekommen ſeien, wollten ſie es nicht gern offenbaren und ſprachen: „Das mag vor uns bleiben und vor Gott.“ Da ſchaute ich mich um nach ihnen, denn ſie ſtanden hinter mir, und ich wunderte mich ſehr, weil ich ſie wohl erkannte; auch kannte mich der Medard von Landau und grüßte mich; da grüßte mich auch Hans Eckſtein und ſchüttelte mir die Hand.

Herr Veltlin ſprach: „Woher kennet Ihr Euch?“ Da ſprach der von Landau: „Geſtrenge Herren, der weiß darum.“ Da ſtritten ſie untereinander, ob ſie ihr Gelübde offenbaren ſollten, und ich ward ganz rot unter den Augen. Nun ward ein kleiner Stillſtand der Rede, und die Jungfrau Pelagia ſtand auf, ſchenkte drei Becher Weines ein und reichte den einen gar freundlich dem Medard, den andern dem Hans, den dritten ſtellte ſie mir vor; da lachten die Ritter und ſagten, ſie hätte ihre Zeit recht weislich genommen. Die Geſellen ſtießen die Becher an und brachten es der Jungfrau zu; ſie dankte und ſprach: „Nun ſollt Ihr auch Eure Geſchichte ſagen“; da waren ſie willig und erzählten, wie ihre Eltern ſchon in Feindſchaft gelebt hätten eines gemeinſchaftlichen Werkes wegen, und ſei der Zorn leider mit ihnen ins Grab gegangen; und nun wären auch ſie lange unfreund geweſen und hätten ſich zu ſchaden geſucht. Medard ſehe des Eckſteins Schweſter nicht ungern, habe ſich aber Gewalt angetan und auf ſie geſchimpft; da habe ihm Hans vorgeworfen, daß er von ungerechtem Gute lebe, denn ſein Vater habe den ſeinen betrogen; darauf ſeien ſie ſo im Zorne erblindet, daß ſie ſich zugeſagt, vorgeſtern im Blobsheimer Walde, wo ſie Holz fällen ſollten, gegeneinander zu ſtehen und ritterlich mit ihren Arten auf Tod und Leben zu fechten, hätten ſich auch aufgeſucht, ſeien aber nicht gleich aufeinandergeſtoßen und dadurch noch erbitterter geworden.

Als ſie ſo weit geſprochen, wollte ihre Rede nicht mehr recht fort, und ſchauten ſie mich an. Da dies Herr Veltlin merkte, bat er mich, weiter zu ſprechen, und ich erzählte alſo: „Als ich im Blobsheimer Wald, wo er ſich endet, unter einer Eiche lag, zu ruhen und zu beten, und darüber entſchlafen war, erweckte mich ein heftiges Reden, worüber ich erſchrocken auffuhr. Da erblickte ich zwei Männer mit geſchürzten Armen, jeglicher eine Axt in der Rechten, zornig ſich einander gegenüberſtehend. Ich ſprang zwiſchen ſie und ſuchte ſie mit freundlichen Worten auseinanderzubringen, nicht ohne große Gefahr meines Lebens; denn ſie waren gar zornig, und wie ich mir ſo alle Mühe gab und Pauli Worte anführte: „Die Sonne ſoll nicht untergehen über Eurem Zorne,“ da hat Gott meine Worte

Chronika des fahrenden Schülers.

Johannes schlichtet den Streit der beiden Zimmergesellen.

1882.

Mit Erlaubnis des Literarischen Instituts Augsburg.

Chronika des fahrenden Schülers.

Johannes schlichtet den Streit der beiden Zimmergesellen.

1882.

Mit Erlaubnis des Literarischen Instituts Augsburg.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

geſegnet und ihnen eine große Gewalt gegeben; auch hörten wir die Abendglocke von Eſchau gar friedlich läuten, da ſprach ich ihnen zu, darauf zu hören, und flehte ſie an, das Friedensglöcklein zu ehren und ſich zu verzeihen um des Herrn Jeſus willen, der uns allen verzeihen möchte. Der Friede kam nun über ſie; ſie boten ſich die Hände, und wollte mir Medard von Landau ein Stück Geld geben; ich nahm es aber nicht und bat ihn, es den Armen zu geben; denn ich fühlte mich gar reich zur Stunde, und hatte doch keinen Heller." — Da fuhr Hans fort: „Dieſer Sühne zum Gedächtnis hat Medard ſich verlobt, den Glockenſtuhl zu machen, und ich will ihm treulich helfen zur ewigen Gedächtnis des Friedens, der mit den Glocken über uns gekommen iſt." Da fiel Medardus ein: „Eckſtein, ſprich recht, deine Schweſter Anna hat uns dazu beredet, als ich ſie um Verzeihung meiner Schmähredе bat, und verſprach dabei, wenn die Glocke zum erſten Male läute, wolle ſie mir die Hand am Altare geben."

So ward da noch manche Rede gewechſelt, und baten die Geſellen die Herren und mich, die Urſache nicht bekannt zu machen; das wär ihnen unlieb und könnte ſonſt Aufſehens geben. Da verſprachen die Herren, daß es in der Stille bleiben ſollte, und gaben uns allen ihr Lob. Die Geſellen gingen von dannen und wurden über zwei Tage aufs Frauenhaus, wo des Münſters Sache betrieben wird, beſchieden, ihr Vorhaben den Pflegern zu erklären.

Wie großes, unverdientes Lob mir die Herren gegeben, will ich nicht hier ſchreiben; Gott gebe, daß all mein Weſen ihm wohlgefällig und den Menſchen erbaulich ſei!

Gegen Abend ließ mich Herr Veltlin in den Garten rufen und ſprach zu mir: „Ich muß dir nun ſagen, Johannes, von den vier Jungfräulein, wer ſie ſind und was ihr Weſen iſt, auf daß du dein Daſein ihnen angemeſſen und nützlich machen mögeſt. Die älteſte, welche du in ernſter Tracht einhergehen ſieheſt, iſt meine Tochter Ottilia; ſie iſt ein frommes Kind und hat ſich vorgenommen, in St. Ottilienskloſter zu Hohenheim aufs Jahr das Gelübde abzulegen; die zweite, welche du heute zu Tiſche aufwarten ſaheſt, iſt meine jüngere Tochter, Gundelindis mit Namen; ſie iſt eine weltliche Braut und einem Edelmanne verlobt, der auf einer Fahrt nach Italien begriffen iſt, und deſſen Heimkehr wir täglich entgegenſehen. — Das traurige Mägdlein aber heißt Athala, ſie iſt eines Schloſſers Tochter, welcher mein Nachbar war und viel kunſtreiche Arbeiten an der Uhr im Münſter verrichtet hat; er war in ſeinem Gemüte ein gar trauriger Mann, und liegt über ſeinem ganzen Stamm ein wunderbares, finſteres Geſchick, das hat ihn auch bis zu ſeinem Tode begleitet. Ihre Mutter war ein ehrliches und menſchenfreundliches Weib, eine hilfreiche Freundin meiner ſeligen Hausfrau, und als dieſe mir in Gundelindis Geburt für dieſes

zeitliche Leben genommen wurde, so übernahm sie es, das Kind zu säugen, da sie auch kaum recht die Athala zur Welt gebracht hatte. So sind denn beide Milchschwestern, und Athala ist, da sie eine Waise wurde, welches nun zwei Jahre sind, als mein Kind in mein Haus eingetreten. Sie hat aber ein unglückliches Gemüt von ihrem Vater ererbt, ist stets voll Zweifel und Besorgnis und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gute abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum voraus eines übeln Ausganges besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es einen Zufall."

„Ach," unterbrach ich den Herrn, „das ist wohl ein armer Mensch, der seine Hoffnung nicht auf Gott stellt und auch irdischem Glück nicht vertrauen mag; ein solcher ist ohne Himmel und ohne Erde; er ist nichts als bloß ein trauriger Gedanke. O, wie sehr bedaure ich diese Jungfrau!"

Da fuhr mein Herr fort: „Nun ist ihr Leid gar schwer, wie ich heute von Gundelindis vernommen, und hatte ich dessen Ursprung noch nicht recht erkannt. Athala schläft aber mit Gundelindis in einer Kammer, und haben sie ein besonderes Vertrauen zueinander; da ich nun heute meine Tochter gefragt, ob sie nicht wisse, warum Athala gestern im Garten so wunderlich von ihrem Ringe gesprochen, antwortete sie mir, daß diese Nacht Athala viel heimlich geseufzet, und in der Meinung, als schlafe sie, einigemal zu sich selbst gesprochen: Ach, so besteht denn keine Liebe für mich auf Erden, so soll ich denn hinsterben, ohne ihn wiederzusehen — und andere bewegliche Worte; worüber Gundelinde sie angeredet und gesagt: Athala, mein Schwesterlein, was fehlt dir? Hast Du deine Sinne in eines Mannes Anblick verloren? Und hat sie beschworen bei ihrer Mutter, deren Brust sie beide getrunken, ihr zu vertrauen, aber Athala hat nicht geredet und hat gesagt, sie habe im Traume gesprochen, was ich nicht glaube; denn sie hat oft und vielmal so gesprochen, da doch die Seele im Traum bei einer Sache nicht lange verweilt und von einem zum anderen eilt. Nun ist mir kein Zweifel, daß sie in irgend eines Mannes Liebe unglücklich gefangen liegt, und muß ihr Leid schon lange währen und nicht zu helfen sein, da sie bescheiden ist in allem, was sie begehrt, und willig entbehren mag, wenngleich mit stillem Schmerz.

Nun aber muß ich noch reden von Pelagia, der jüngsten von den vier Mägdlein, die doch älter erscheint in Erkenntnis, Rede und Gebärde; sie ist nicht aus diesen Landen, ich habe sie als eine arme Waise in Jerusalem aufgefunden und hier in Straßburg taufen lassen. Diese Jungfrau besitzt eine herrliche Seele, und von ihren Lippen kommen gar wunderbare Reden gleich den sinnigen Erfindungen der Dichter; mit großer Freude hört sie Geschichten und Lieder und erfindet auch selbst allerlei Abenteuer, die sie ihren Schwestern gar lebhaft

darzuſtellen weiß, daß ich oft ſelbſt mit allen Sinnen aufmerken muß. Eine innere tiefe Heiterkeit iſt in ihrer Seele; ſie betrachtet die Natur mit aufmerkſamer Liebe und iſt oft lange ernſthaft, ohne traurig zu ſein. Wenn ſie betrübt wird, ſo bricht ſie ſchnell in heftige Tränen aus, wird aber gleich fröhlich und ſingt: „Es hat einmal geregnet, die Läublein tröpflen noch.“ Vor allem hat ſie gar große Luſt zur Muſik und kann die Orgel ſchön ſchlagen, auch ſingt ſie geiſtliche und weltliche Geſänge mit einer ganz anderen, herzergreifenden Art als andere, wenn es gleich dieſelben Weiſen ſind. Ich kann nicht ſagen, daß ſie Gott ergeben ſei, ich muß ſagen, ſie ſei ganz voll von allem, was Gottes iſt. Doch hat ſie keine Verachtung für weltliche Dinge und weiß in allem, was ſie mit Rede oder Handlung berührt, ein Weſen zu erwecken, das, wo nicht heilig, doch ſehr ehrwürdig iſt.

Doch du ſollteſt beinahe glauben, Johannes, ich liebte Pelagia mehr als die andern, da ich ſo viel von ihr rede und doch nicht eigentlich zu ſagen weiß, wie ſie iſt.“

„Herr,“ ſprach ich da, „ich glaube das nicht; aber es iſt ſchwer, zu ſagen, welches die Geſtalt des Bewunderungswürdigen ſei. Wenn wir von dem Weſen des Menſchen ſprechen, ſo meinen wir damit weltliches oder geiſtliches; wir ſagen, wie es ſich entweder der Erde oder dem Himmel ergibt. So wie wir die Pflanzen danach unterſcheiden, ob ſie entweder an der Erde kriechen, oder ihr Haupt als Blume zum Himmel richten, aber es mag wohl noch etwas geben, was wir mit beiden nicht vergleichen können, was nicht wegen der Welt weltlich, wegen des Geiſtes geiſtlich iſt, was um ſeiner ſelbſt willen in ſich ſelbſt weltlich und geiſtlich iſt, was ſchön iſt vor den Augen der Menſchen und Engel, was betet aus innerer Luſt und ſcherzet in tiefer Andacht und von allem nichts weiß als vom Leben, dem ewigen Leben, nicht von jenem nach dem Tode, nein, vom Anfang her bis zum Ausgang. Wenn wir ſolche Menſchen finden, ſind wir lange mit ihnen, ohne ſie zu kennen, tun ihnen auch wohl unrecht, weil wir ſie bezwingen wollen, um ſie zu begreifen; aber wir müſſen ſie bewundern, und iſt es faſt, als wären ſie ohne Erbſünde geboren, und wie dem ſei, ſo hat Gottes Gnade groß an ihnen gewirkt, da er ſie als Lehrer und Dichter geſetzt hat, ihn und das Leben zu verkündigen und zu preiſen.

Gar ſchön ſteht alſo Pelagia zwiſchen Euren beiden Töchtern, da Gundelindis ſich zu ehelichen ſucht und Ottilia ſich Gott allein will ergeben; ſo mögen in Ihre Hand beide ihre Hände legen.

Ich habe einſtens von einem großen Meiſter gehört, der es in wunderbaren Kunſtwerken ſo weit über den Begriff unkundiger Männer hinausgetrieben, daß man ihn faſt für einen Zauberer hielt; er hatte auch von Metall ſo ſinnreiche

Spiegel gemacht, daß auch die unsichtbaren Geister darin als liebliche Gestalten erschienen. Wenn in der Ferne geredet oder gesungen wurde, so erklang es in dem Spiegel mit lieblicher und klarer Stimme, ja, und wenn die Sonne hineinschien, ward ihre Wärme so gewaltig, daß man in ihrem Abstrahle Metalle konnte fließen machen. Diesen Spiegel hatte der Meister in großem Fleiß und steter Bewunderung der Allmacht Gottes endlich zustande gebracht, nur seine Freunde und Schüler wußten davon, und viele Freude und Andacht hat er mit seinem Kunstwerke unter ihnen erweckt; da aber die Bürger der Stadt davon hörten, mußte er sein Werk öffentlich ausstellen, und entstand daraus mannigfaltiger Mißbrauch, auch war der Zudrang des Volkes so groß, daß er ein Diener seines eigenen Werkes werden mußte, er mußte immer bei dem Spiegel stehen und den törichten Menschen Antwort geben, welche bald ihre Zukunft in weltlichem Glück oder ihr Geschick in der Liebe in seinem Spiegel sehen wollten, und so entstand viele Sünde durch ihn, indem die Menschen durch den Spiegel von Glauben, Hoffen und Lieben gewendet wurden, ja es entstand schreckliche Ketzerei, da ein teufllscher Zweifler den heiligen Leib Christi figürlich vor dem Spiegel sehen wollte. Der Meister erhielt großen Reichtum und ging endlich in weltlicher Hoffart unter, denn er ergab sich zügelloser Liebe und richtete großes Elend an. Als die Sonne von Wolken verhüllt war, legte sich sein Kind an der Erde schlafen. In der Stube, in welcher der Meister nicht zugegen war, stand der Spiegel ohne Herrn; die Sonne trat hervor, und der Abstrahl der Spiegels traf und tötete das Kind. Da kehrte der Meister zurück und erkannte das Elend, und da er keinen Trost mehr in Gott fand, legte er sich nieder über sein Kind in die Flammen und verbrannte sich das Herz, da ergriff die Flamme das Haus und verzehrte das Haus und die Stadt."

„Das ist gar eine nachdenkliche Geschichte," sprach Herr Veltlin; „aber wie du deine Rede von Pelagia so plötzlich auf den unglücklichen Spiegel gewendet, habe ich nicht recht verstehen mögen, du mußt mit deinen Gedanken nicht also eilen, gedenke, daß ich ein Greis bin und in anderem Leben als du ergraut, da sage mir, wie verstehst du das?"

Da bat Ich meinen Herrn um Verzelhung meiner Schnelligkeit und sprach: „Es ist wunderbar, daß man so lebendig wird in der Betrachtung solcher Menschen, als Ihr Pelagia geschildert; es ist, als könne man das Feuer nicht anschauen, ohne zu erröten und zu erwärmen. Ich habe aber das Beispiel des Spiegels herbeigeleitet, da ich gesagt, Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagias Schoß sich die Hände reichen, war mir, als müßte ich sie den seligen Bund Himmels und der Erde nennen, welcher das eigentliche, höchste menschliche Leben ist; solche Menschen sehen alles in

Gott und Gott in allem; sie sind diejenigen, denen Gottes Ebenbild noch nicht durch die Schuld der Eltern zerstört ist, ihre Seele ist geschaffen, gleich einem alles verklärenden Spiegel der Schöpfung. Gleichwie der geistliche Mensch zum Himmel ringet von der Erde und wie der irdische Mensch den Himmel zur Erde niederruft, so schweben solche Seelen zwischen beiden; in ihnen ist kein Ringen, kein Ruhen, sie sind unschuldige Kinder des Lebens, auf welche Gottes Segen taut; ihr Blick ist wie das Licht, auf alles blickend, nach ihnen schaut Himmel und Erde. Aber das Böse hat ein Ärgernis an ihnen und dringt zu ihrem Sitze, der nicht in Mauern klösterlicher Zucht, noch in dem schützenden Hause des Staates verborgen ist, und so werden sie leicht, gleich den Dichtern und Weltweisen, eine Beute der Eitelkeit, Schöpfer des Unglücks und gehen unter in den Flammen ihrer Seele, welche dem kunstreichen Spiegel zu vergleichen ist. Darum sollen sie wandeln in Unschuld und Demut und sollen fliehen allen Lohn, weil sie der Lohn des Herrn selber sind." — „Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen, die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zur Gottesfurcht und Arbeit erziehen, dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde, und diesen geselltst du Pelagia zu. Ich muß dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht strauchein, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Da sprach ich: „Ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen, denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst, wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimeren, wunderbarlicheren Eigenschaften Gottes, der Seele und der Welt vor unser Gemüt, daß sie, mit mannigfacher Rührung bewegt von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst; auch leiht sie der betenden, beschauenden Einfalt, welche sie selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt, sein frommes Wollen in vielgestaltigen Bildern zu offenbaren und zu verherrlichen, und wenn ich es Euch so recht deuten sollte, möchte ich sagen: wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen seine Händlein zur Sonne hebt, so gibt die Kunst ihm in die eine Hand eine brennende Kerze und in die andere eine schöne Lilie, daß er mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näherkomme und nicht verzweifle durch seine Armut. Und wenn der weltliche Mensch, umringt von Werkzeugen, an den Gebäuden

ſeiner Zeit arbeitet und, geängſtigt von dem Bedürfnis und ermüdend in der Arbeit, in irdiſchen Zweifel fällt, ſo ſingt ihm die Kunſt ein Lied, daß das behauene Holz wieder zu ergrünen und der Schlag der fallenden Axt nur der Takt und Klang erquickender Geſänge zu ſein ſcheint. Aus der toten Wand läßt ſie das göttliche Antlitz hervorleuchten, ſie befeſtigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die tote Leinwand und bezwingt die Zeit und die Ferne, welche dieſelben uns nahm; ſie macht das Heilige und Teuere des Lebens uns ewig, gibt den verborgenen, tiefen Geiſtern einen ſcheinbaren Leib, fördert alle Schätze des Geheimniſſes in Wort und Geſtalt zutage. Sie überſetzt den geiſtlichen Reichtum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unausſprechlichen Gefühle Ausdruck in den herrlichſten Tönen; ſie iſt Gottes ewiges, unaufhörliches Werde, inſoweit es ſeinem Ebenbilde dem Menſchen verliehen iſt. Ach, wie herrlich iſt ſie ſchon, wenn ſie auch nur ein mildes Mondlicht dem iſt, der den Anblick der Sonne nicht ertragen mag mit kranken Augen."

Alſo hatte ich in dem Laubengang auf und ab gehend mit meinem gnädigen Herrn geſprochen, und ging die Sonne bereits unter, da wurden wir ſtille. Das währte nicht lange, als wir gar herrlich auf der Orgel ſchlagen hörten und klare Stimmen dazu ſingen. Herr Veltlin faßte meine Hand und blieb mit mir ſtehen. Das war eine herrliche Muſik und ſangen ſie in abwechſelndem Liede fragend und antwortend, und dann fielen wieder die Stimmen zuſammen in vereinter Glut. Da wir ſtill ſtanden, hatten wir uns gen Abend gekehrt, und der Schein der Sonne gegen das Gewölk gab manche glühende Farbe; auch war es wunderbar zu ſchauen, denn die Sonne ging hinter dem Münſter unter, und ſtand der hohe durchbrochene Turm ſchwarz vor uns, und man konnte von innen und außen her den feurigen Himmel erkennen. Und wenn die Wolken durcheinanderzogen, und ihr Glanz ſich vermiſchte zu höherem Purpur, fielen auch oft die klaren Stimmen der Sänger und die wallenden Tonfluten der Orgel zuſammen, und es war, als wenn der Geſang und der Farbenhimmel ſich verſtänden und zuſammen ſpielten.

„Es hat die Orgel gar ſchön angefangen," ſagte Herr Veltlin, „auf deine Rede ſo recht wohltätig."

„Ja, ſie hat ſagen können, was ich nicht ſagen, ja ſelbſt nicht denken konnte, iſt es doch, als wäre der kunſtreiche Turm das Gebäude der Orgel und ziehe der bunte Himmel wie die Töne durch ihn."

Als ich ſo ſprach, präludierte die Orgel ein anderes Lied, und Herr Veltlin ſagte: „Sieh, jetzt zieht der letzte Lichtſtreif am Himmel hin!" Dann hob er mit herzlicher Stimme in die Singweiſe der Orgel einzufallen:

Ich grüß Dich, zarte ſchöne Fraue,
Und biet Dir freundlich gute Nacht,
Bis daß der ewge Tag im Taue
Vor Deinem Kämmerlein erwacht.

Ein heilger Engel ſoll zur Seiten
An Deinem Bettlein Wache ſtehn,
Die goldnen Flügel ob Dir breiten
Und ſchwere Träume von Dir wehn.

Daß ſie ſanft erwache
Aus ihres Schlummers Ruh
Der Morgenſtern ihr ſcheine
So recht mit Liebe zu —
Sie ſchlafe, ſie wache,
Sie ſtehe, ſie gehe,
Die Holde, die meine,
Oder was ſie tu.

Daß ein Engel bringe
Der Zarten meinen Gruß,
Leis wie im Maienſcheine
Des Morgenſtrahles Kuß.
Sie bete, ſie ſinge,
Daß eile die Weile,
Die ich alleine
Ohne ſie ſein muß.

Alſo hatte Herr Veltlin mit bewegter Stimme dies Abendliedlein geſungen, und da er aufgehört, ſagte er ruhig zu mir: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ — ich ſprach: „In Ewigkeit, Amen.“ Dann ſagte er: „Laß uns nun hinaufgehen und uns bei den Spielleuten bedanken für die Muſik.“ Da wunderte ich mich, daß die Orgel war im Hauſe geſchlagen worden, denn es war an dem Münſter ein ſo ſchönes Echo, daß ich geglaubt hatte, der Geſang ſei in der Kirche. Das Liedlein, welches mein Herr ſang, war aber ein altes Abendlied, das er noch als ein Junggeſelle, da er um ſeine ſelige Hausfrau warb, geſungen; er pflegte es jetzt oft an ſchönen Abenden zu ſingen, als ein Gedächtnis an ſie, und weil es eine ſolche Art hat, daß es leicht als eine ruhige Betrachtung des Todes und eine Sehnſucht des Wiederſehens konnte verſtanden werden. Auch muß die

selige Frau Herrn Veltlins eine gar tugendsame und schöne Frau gewesen sein denn sie ist das Fräulein Agnes von Endingen, auf welche das Lied gedichtet worden, das hier in Staßburg noch in vieler Leute Mund:

Eines reinen guten Weibes Angesicht
Und fröhlich Zucht dabei;
Die sind wahrlich gut zu sehn,
Zu guten Weibern hab ich Pflicht.

und wie es ferner lautet.

Wir gingen aber in die Buchkammer, worin die kleine Orgel stand, da fanden wir die vier Jungfräulein. Pelagia saß vor der Orgel und spielte, ihr zur Seite stand Ottilia, die ich nicht gleich erkannte, denn sie hatte ein ganzes Nonnenhabit an und wollte sich bereits im Chorsingen üben. Gundelindis aber schwebte munter auf und nieder, indem sie mitsang trat sie die Bälge. Athala saß allein auf einem niedrigen Schemel und sah mit gestütztem Haupte zur Erde; vor ihr lag ein großes Buch aufgeschlagen mit schönen Bildern, aber sie war ermüdet, hineinzusehen, und die Kerze daneben brannte trüb herunter. Herr Veltlin dankte Pelagia, daß sie sein Abendlied angestimmt, und sagte: „Ich habe es gar herzlich mitgesungen."

Da stritten die drei Jungfräulein, welche es zuerst gewollt habe; Gundelindis sprach: „Hab ich nicht gesagt, nun noch des Vaters Abendlied, das will ich noch treten, dann hör ich auf, weil ich schon gar müde bin." Ottilia aber sagte: „Du hast früher gesagt, daß du müde seist, und ich bat dich, noch das Abendlied zu vollenden." Da sprach Pelagia: „Ich spiele es ja alle Abende, wenn der Vater im Garten ist."

Da wendete sich Herr Veltlin zu Athala und sprach: „Du mußt es wohl am besten wissen, da du stille zugehört, sag, wem verdanke ich das Abendlied?" — Die Jungfrau aber fuhr auf als aus schwerem Traume und hatte auf die Rede nicht gemerkt. Da sagte Herr Veltlin: „Von dir werde ich es wohl nicht erfahren, denn du hast seit einigen Tagen gar großes Studieren vorgenommen; ich seh dich auch in meinen allergrößten Büchern lesen, und du wirst bald zu wissen tun, wie die Gräslein wachsen." Also sprach der Ritter scherzend; da erwiderte die Jungfrau: „Gnädiger Herr, entzieht mir Eure Liebe nicht, meiner Traurigkeit halber! Ach, ich sitze wohl stundenlang und denke und sinne, um sie zu bekämpfen, aber ich vermag es nicht, und wenn ich mich besinne, so bin ich immer nur traurig." Da sprach Herr Veltlin: „Du willst Traurigkeit mit Betrübnis bekämpfen; das geht wohl an, denn man kann wohl mit Tapferkeit einen Tapferen besiegen und mit manchem Schritt legt man eine Reise zurück;

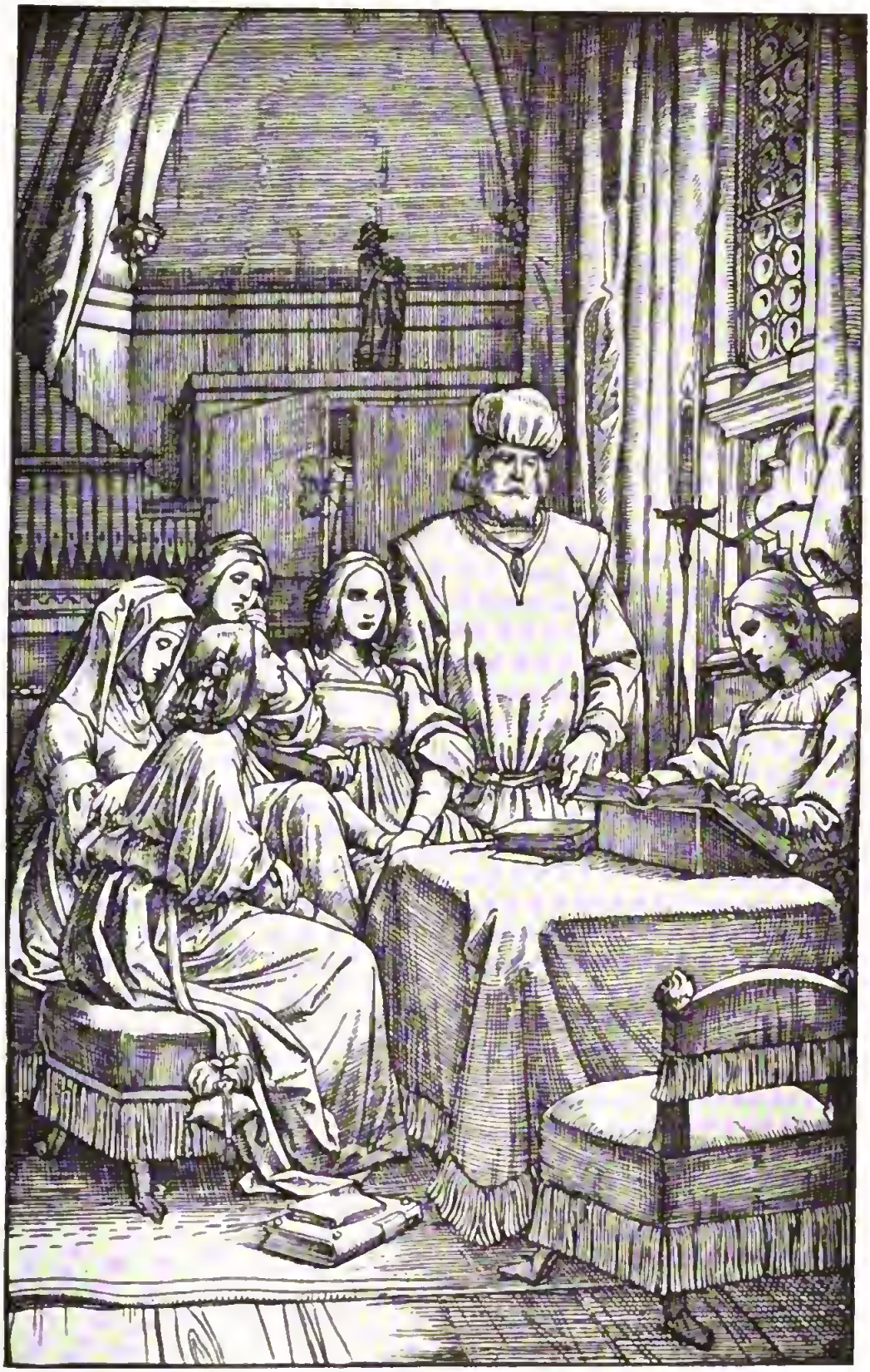
Chronika des fahrenden Schülers

Johannes, dem Ritter Veltlin und ſeinen Töchtern vorleſend.

1882.

Mit Erlaubnis des Literariſchen Inſtituts Augsburg.

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

aber wer der Sieger sein soll, muß mächtiger sein, als der Gegner, darum sei traurig über das Leiden des Herrn, dann wird deine irdische Trauer zerrinnen."

„Aber laß sehen das Bild, das du betrachtet hast und das dich nicht trösten konnte" Da legte er das Buch auf den Tisch, und wir traten alle um ihn. Ottilia aber ging ruhig nach ihrer Kammer, um ihr Nonnengewand wieder abzulegen. Das Bild stellte drei Jungfrauen vor, die auf offener See mit verschlungenen Armen in einem Schiffe sitzen, das eben untergehen wollte. Vom Lande aber fuhren drei andere Jungfrauen auf sie zu. Da baten die Mägdlein, daß ich ihnen die Schrift lesen möchte. Herr Veltlin setzte sich nieder, und da Ottilia zurückgekehrt war, setzte sie sich auch zu den anderen Jungfrauen, und sagte Herr Veltlin: „Nun Athala, achte fein auf die Geschichte und werde guten Muts." Da las ich also, wie ich es geschrieben fand:

Von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe.

Es war Gott immer wohlgefällig und den Menschen eine Handlung der Andacht, die Erstlinge der Früchte und Tiere dem Herrn zu opfern; er nahm sie als einen kindlichen Beweis menschlicher Liebe, denn er genießt ihrer nicht. Durch dieses Opfer war Gott gleichsam ein Gast des Menschen, und das Mahl ward geheiligt und gesegnet durch die Gesinnung. Damit nun auch unser ganzes Leben geheiliget und gesegnet werde, so sollen wir Gott die Erstlinge, die ersten Früchte unserer Seele, die von ihm ist, aufopfern, und dies ist die erste Liebe.

Wenn wir zuerst jene allmächtige Neigung des Wohlwollens, das durch alle Grade des Verlangens bis zur innigsten Vereinigung steigt, in unserer Brust empfinden, so sollen wir die Knospe dieser göttlichen Flamme an Gottes Sonne erschließen, daß seine Liebe sich entwickele, und jener allmächtige Trieb in uns, der göttlichen Ursprungs ist, gleich nach seiner Geburt seinem Vater in die Arme gelegt werde, zu erkennen seinen Ursprung und sich hinzukehren mit aller Macht nach dem Himmel, von dem er ausgegangen.

Es liegt kein Segen auf dem Menschen, der in die Fremde geht, ohne seinen Freunden eine Träne zu weihen; der fromme Wanderer bleibt lange auf dem Hügel stehen und schaut mit tiefer Bewegung nach seiner Heimat nochmals zurück, und dann erst setzt er mutig seinen Wanderstab vorwärts, indem er gleichsam sein Vaterland recht in seine Brust aufgenommen, und wie ein heilbringendes Kleinod auf seinen Wegen mit sich trägt; also soll auch die Bahn des Lebens begonnen werden mit dem Rückblick auf unsere Heimat in Gott; die sollen wir mit der ersten Liebe lieben und so in unsere Seele aufnehmen, daß alle unsere Liebe auf ewig dadurch geheiligt, von irdischen Angsten frei wie ein

Held, in dessen glänzenden Waffen sich die Sonne und der trübe Himmel abspiegeln, mutig durch das Leben schreite.

Viele aber sind wie der verlorene Sohn, der sich grausam und im Streit von seinem gütigen Vater trennte, sein Erbteil begehrte und hinging in alle Welt, es zu verschleudern; also auch die Gemüter, welche mit allen herrlichen Eigenschaften der Seele, in frechem Selbstvertrauen dem Leben entgegengehen, ohne sich erst mit ganzer Liebe dem Vater der Liebe zu nähern; all ihr Treiben wird zeitlich und wird untergehen in der Zeit, und sie werden trostlos weinen, wie der verlorene Sohn, um das vergeudete Gut, im Elend, aber sie sollen zurückkehren gleich ihm und sich versöhnen mit Gott. Doch ist die Rückkehr der Seele schwerer als die des Menschen, denn die Seele vergeudet ewiges, der Mensch nur zeitliches Gut.

Es ist aber das Wesen der Zeit, daß sie nie ruht und rastlos verschwindet, wie ein verschlingender Strudel, und hat uns der barmherzige Gott die ewige Seele gegeben, daß wir triumphieren können über die Vergänglichkeit. Wer hat aber ein Recht, sein Geschick zu beklagen, wenn er es freiwillig in den Tod führt? Wer aber seine Liebe in Gott, im Lichte, im Leben aufgehen läßt, der wird eine Aussaat gewinnen, die in jeglichem Boden Früchte trägt, alle Liebe, die sich ihr verbindet, veredelt, über den Tod triumphierend zum Himmel treibt, ja selbst auf dem niederreißenden Wirbel der Zeit, wie eine Wasserlilie schwimmend, leben und blühen kann.

So haben die drei törichten Jungfräulein, die hier abgebildet sind, nicht getan; ihre Geschichte ist also:

Es waren drei Schwestern, denen hatte es geträumt, sie sollten am Meeresufer schöne Perlen finden, bei Aufgang der Sonne, und sie gingen vor Tag hinaus an den Strand. Der Sand rasselte unter ihren Füßen, es lagen Nebel auf Land und Meer und war gar einsam, auch hatten sie noch nicht gebetet. Wie sie nun fast in Sorgen standen, hörten sie ein Glöcklein läuten und zugleich einen wunderbar lieblichen Gesang. Da wurden sie uneins, denn die Jüngste sagte: „Ich will nach dem Schall des Glöckleins gehen, da finde ich eine Kapelle und kann erst mein Gebet verrichten.“ Die zwei andern aber wollten erst dem Gesang nachgehen und sagten: „Das ist gewiß ein schöner Jüngling, der auch Perlen sucht und der uns welche gibt, wenn er uns sieht.“

Da trennten sie sich und ging die eine nach dem Glöcklein. Die zwei andern aber schwuren sich törichte Liebe zu und wollten beieinander sein bis in den Tod, und so gingen sie dem Gesange nach, der immer hinreißender und lieblicher tönte; ihre jüngste Schwester rief ihnen nach zuweilen, ihr zu folgen, aber sie

hörten es nicht, und ihr Schritt war stürzend, immer schneller gegen den Gesang, als gingen sie einen Berg herab.

Da fanden sie das Ufer und ein kleines schlechtes Schifflein ohne Schiffmann und Ruder, sie hatten die Arme untereinander verschlungen und setzten sich hinein; sie hörten den Gesang immer lieblicher, da kam die Flut und trieb das Schifflein auf das offene Meer. Nun wich der Nebel, und die Stimme stieg aus den Wellen heraus, da hörten sie den Gesang immer lieblicher, aber auch ihrer Schwester Stimme hörten sie ängstlich von der Kapelle aus; denn diese stand hoch und sah sie mit Schrecken auf dem weiten Meere.

Da sie so gar traurig gegen das Meer zu klagte, wendete sich ein alter Schiffer zu ihr, der auch da gebetet hatte, und fragte sie, was sie erschrecke? Da er aber die zwei Jungfräulein auf dem Kahne sah, sagte er: „o weh, die sind verloren! Es ist mein Kahn, ich wohne auf jenem Felsen, in dessen Strudel der lockende Perlengeist wohnt, der bald als eine Jungfrau, bald als ein Jüngling erscheint und die törichten Weltkinder verschlingt. Ich fahre täglich herüber, hier zu beten, mein Ruder und Segel nehme ich mit in die Kapelle, wir wollen das Glöcklein recht anziehen, daß sie an Gott gedenken und beten." — Da zogen sie miteinander das Glöcklein an, daß es ängstlich hin und her schlug. Aber die Jungfrauen hörten nicht darauf, sie lauschten nur dem Gesange und riefen: „Kühl und lieblich ist die Luft, siehe, dort steigt der Sonnengott aus dem Ozean, o, des süßen Gesanges, der das Herz durchdringt!" Nun begannen sie ihre Locken zu ordnen, weil es Tag ward, und waren ängstlich besorgt, ihre Augen seien trübe, weil sie so frühe aufgestanden. „Du bist sehr blaß," sagte eine zur andern, und da färbten sie sich ihre Wangen mit falschem Rote.

Da sahen sie vor sich zwei große Felsen, und plötzlich tauchte ein schöner Jüngling aus der Flut, der, die süßesten Lieder singend, ihnen winkte. Er zog lange Perlenschnüre und Korallen aus den Wellen und spielte damit.

„Ach, die köstlichen Perlen!" rief die eine aus — „o, der schöne Jüngling," die andere. Da fuhr ihr Schifflein wie ein Pfeil zwischen die Felsen hinein, kam in den Strudel und begann sich im Kreise zu drehen. Anfangs glaubten sie, es sei zur Lust, auch blies der Jüngling einen munteren Tanz dazu auf einer schimmernden Muschel; aber der Strudel drehte sich immer heftiger und riß das Schifflein mit den eitlen, weltliebenden Jungfrauen, unter schrecklichem Angstgeschrei hinab in seinen Schoß. Mit großem Jammer hatte das Jungfräulein und der alte Schiffer das Schifflein der beiden Schwestern aus den Augen verloren. „Ach, lieber Schiffer," sprach sie, „wenn wir nur einen Kahn hätten, daß wir ihnen folgen könnten, vielleicht sind sie noch zu retten."

„Hier ist kein Kahn als meiner, hier hält sich kein Fischer auf, und den

meinigen haben sie mitgenommen, und ich würde nun hinüberschwimmen müssen, was ich Alters halber nicht mehr leicht wage; ach, ich wollte den Kahn gern verschmerzen, wenn nur Deine armen Schwestern nicht umgekommen wären!" — „Ach!" weinte die Jungfrau, „so sind sie denn verloren; hätte ich sie doch zurückgehalten, aber ich rief ihnen oft und bat, da gaben sie mir schlimme Worte." — „Gott erbarme sich ihrer!" sprach der Schiffer und sah ins Meer. „Sieh, dort treibt mein Kahn leer ans Ufer!"

Nun gingen sie beide von der Kapelle hinab in den Kahn und weinten bitterlich; die Jungfrau trug das Ruder, der Schiffer das Segel, und als sie alle geordnet, sang der Schiffer ein frommes Lied, in welches die Jungfrau einstimmte. Es erhob sich ein frischer Wind, das Segel schwoll, und sie fuhren auf einem Umwege nach der Insel. Dort wollte die Jungfrau auf den kleinen Felsentreppen schnell über das Gestein laufen, um nach ihren Schwesterlein zu suchen, aber der Schiffer hielt sie zurück und sprach: „Nein, meine Tochter, bleibe hier, denn du magst sie nicht erretten, und jenseits ist der Fels so schlüpfrig, und der Gesang des Perlengeistes würde dich so verwirren, daß du leicht auch hinabstürztest." Da wollte sie mit aller Gewalt hin, bis ihr der Schiffsmann versprach, ihr bis auf den Abend ihre Schwestern zu zeigen. Da fragte sie ihn, wie er auf die Insel zu wohnen gekommen sei und was er hier treibe. Der Schiffer sagte, er sei hierher gezogen, die Unglücklichen, welche durch den verführerischen Gesang gelockt würden, zu warnen, die schon Untergehenden zum Gebete zu ermahnen, für die Verlorenen aber zu beten.

„Wer hat dich aber zuerst hergeführt?" sprach die Jungfrau. Und der alte Schiffer sagte: „Das ist eine gar traurige Geschichte, und ich will sie dir heute abend erzählen, wenn ich dir deine Schwestern zeige." Darauf gingen sie in die kleine Hütte des Schiffers, die gar reinlich war. Die Jungfrau mußte Feuer machen, er holte seine Netze hervor und fing einige Fische, die sie dann brieten und freundlich miteinander aßen; ihre Teller aber und all ihr Küchengerät bestand aus mancherlei großen Muscheln, und die ganze Wohnung schimmerte von dem bunten Perlmutter, das hie und da zu verschiedenem Gebrauche angebracht war.

„Habt Ihr diese Hütte gebaut?" fragte die Jungfrau. „Nein," sprach der Schiffer, „der schöne Bettler hat sie gebaut."

„Wer ist der?" fragte sie.

„Er wohnte vor mir hier, und ich will dir ihn heute abend zeigen, wenn du deine Schwestern siehst."

Dann ging der alte Schiffer in eine Kammer und brachte ein Buch heraus, dessen Decke auch von schimmernden Muschelplatten war, das schlug er auf und

ſprach: „Den letzten Teil dieſes Buches, Gedichte und Lieder und Abbildungen der Sterne, hat der ſchöne Bettler geſchrieben während zehn Jahren, die er hier wohnte, das Buch ſelbſt hat er hier gefunden, und war ſchon vieles hineingeſchrieben.“

Da betrachtete die Jungfrau das Buch, nachdem ſie dem Schiffer verſichert, daß ſie nicht leſen könne, denn ſonſt hätte er es ihr nicht erlaubt.

Und ſie ſah mit großer Verwunderung, daß mehrere der erſten Pergamentſeiten des Buches oft halb von Perlmutter feſt zuſammengeſchloſſen waren, auch waren hie und da in der Schrift ſchimmernde feſte Stellen, wie von zerfloſſenen Perlen. Da ſie ihn fragte, was das ſei, wiederholte er wieder: „Das will ich alles erzählen, wenn du deine Schweſtern ſiehſt.“ Da ſchlug er ein Blatt auf und ſagte: „Wenn der Abendſtern über dem Meere leuchtet, und man ſingt: „Ave maris stella“, ſo müſſen die Lieder des Perlengeiſtes verſtummen, und kann man von dem äußerſten Felſen ohne Gefahr in das Waſſerſchloß ſehen, wo der Becher von Thule zwiſchen großen Platten von Bernſtein eingewachſen iſt; da ſind viel Wunder zu ſchauen, aber wenn man dort die Unglücklichen nicht ſieht, ſo muß man in die Herzkammer der ſteinerenn Kammer gehen und leiſe die Decke des bitteren Brunnens erheben, wo man in die Kammer der Weinenden blicken kann.“

Da ſchloß er das Buch und gab es der Jungfrau zu halten; ſie ſetzten ſich dann vor die Hütte, und er lehrte ſie das Lied. Als die Jungfrau aber vor ſich niederſah, auf die glänzende Decke des Buches, auf welcher des Himmels Abbild ſchimmerte, rief ſie plötzlich, nachdem ſie das Lied ganz richtig nachgeſprochen hatte: „Der Abendſtern! der Abendſtern!“ und blickte gegen Himmel. Zugleich ſprang ſie auf und bat den Alten, ſie hinzuführen, wo ſie ihre Schweſtern ſehen könne.

Der Alte ging voran und führte ſie auf manchem ſchlüpfrigen Pfad, durch Klippen und Felſen, die oft in bunten Farben ſchimmerten und wie Eis glatt waren, und beide ſangen das Lied. Endlich kamen ſie in ein altes Gemäuer, auf den äußerſten Rand des Felſens gebaut, da hörten ſie wie das Lied des Perlengeiſtes vor ihnen verſtummte, und blickten durch ein hohes Fenſter hinab in den Strudel. Der war ruhig und klar und ergoß zwiſchen den tauſendzackigen Felſen ein mildes Licht.

Da ſah ſie den Becher von Thule zwiſchen zwei Bernſteinplatten aufrecht eingeklemmt, doch waren ihre Schweſtern nicht zu ſehen, nur ſah ſie den Schleier der älteſten an einer Felſenzacke hängen, und es ſagte der Schiffer: „So müſſen wir ſie im bittern Brunnen ſuchen, welcher eine Kammer des Perlengeiſtes iſt, denn er hat mancherlei Höhlen unter den Felſen.“ Das Fenſter aber iſt dasjenige,

von welchem der König von Thule vor seinem Tode den Becher hinabwarf, den ihm seine Geliebte gegeben, wie in dem Buch steht. Nun will ich dich in die steinerne Trauer führen."

Und sie gingen links immer auf Felsen hin bis zu einer großen Klippe. Da hörten sie Bäche rauschen, und die Jungfrau sprach: „Ach Gott, mir graut, denn ich sehe den Felsen wie ein trauriges Antlitz an dem hellen Himmel abgezeichnet." Da sprach der Schiffer: „Sei ruhig, dies ist die steinerne Trauer, ein Felsen, der gleich einer liegenden, weinenden Jungfrau gestaltet ist; aus ihren Augen fließen Quellen, die du rauschen hörst, und hier ist das Gewölbe, ihre Herzkammer."

Da gingen sie in ein kleines Gewölbe, und der Schiffer steckte eine Lampe an. Da die Jungfrau aber an den Wänden sich anhaltend voranging, stieß sie mit dem Antlitz an etwas kaltes, und da es Licht ward, sah sie vor sich das Bild einer sitzenden Jungfrau, auf ihrem Schoße lag ein toter Jüngling, und beide waren von einer dichten Masse verschmolzener Perlen überrindet, die aus der Jungfrau Augen wie Perlen niederwuchsen und sich über die Erde verbreitet hatten. „Das ist der schöne Bettler und seine Braut, die seinen Leichnam und sich mit ihren Tränen kristallisiert hat. Aber jetzt hilf mir die Decke des Brunnens aufheben und dann setze dich still an seinen Rand und sehe hinab."

Da hoben sie die Decke des bitteren Brunnens, und unter dem Wasser saß eine große Menge Menschen, Männer und Frauen in einem Zirkel und hatten ein Becken vor sich und weinten. Da sah sie mit unendlichem Jammer auch ihre zwei Schwesterlein sitzen, die waren noch ganz frisch, die andern Gestalten sahen alt aus, viele waren wie Fische mit Schuppen bedeckt und mit wildem Schilfhaar, darunter sah sie auch Herrn Peter von Staufenberg sitzen, den die Meerfei getötet hatte, und Herrn Regnard von Lusignan und viele andere; die schauten alle nach ihren Schwesterlein. In der Mitte aber lag ein abscheulicher Wurm auf einer großen Muschel und schlief, aber keiner der Unglücklichen konnte schlafen; denn sie waren mit ihren Haaren in das Gestein gewachsen, und wenn sie mit dem Kopfe nickten, litten sie große Schmerzen.

So sah die Jungfrau lange hinab und weinte mit in ihren Schoß, der Schiffer aber ging hinaus und sah nach dem Gestirn, und da er wiederkehrte sprach er: „Jetzt geh hinweg, denn ich muß den Brunnen schließen, weil ich sehe, daß ein Stern über dem Felsen steht, der heißt Wermuth, von dem in der Offenbarung Johannes geschrieben ist, und wenn er senkrecht über dem Brunnen steht, da erwacht der Perlengeist."

Sie schlossen nun den Brunnen, und da die Jungfrau in ihren Schoß blickte, lag er voll Perlen, die hatte sie geweint. „Ach," sprach sie, wie kommen

dieſe Perlen in meinen Schoß?“ — „Das ſind deine Tränen, die du aus Mitleid um deine Schweſtern geweint haſt; ſolche Tränen ſind köſtlicher wie Perlen und dadurch, daß du mit deinem Antlitz an das Bild der ſchönen Bettlerin gerührt, haben ſie auch die Geſtalt der Perlen erhalten, und du kannſt nun immer Perlen weinen und durch Kummer und Elend große weltliche Güter erwerben.“

„Das will ich nicht,“ ſprach das Jungfräulein, „ich will hier bei dir bleiben, aus den Perlen aber will ich einen Roſenkranz machen und ihn täglich für meine armen Schweſtern beten, daß Gott ſich ihrer erbarme.“ Der Schiffer lobte ſie und ſie gingen nach Hauſe, es war ſchon Nacht. Der Mond ſtand über dem Meere, die Quellen der ſteinernen Trauer rauſchten laut und wehklagend zwiſchen den Falten ihres Felſenkleides hinab, und der Stern Wermuth ergoß einen bittern Glanz zur Erde.

Als ſie nach Haus kamen und den Reſt der Fiſche von Mittag gegeſſen hatten, ſprach die Jungfrau: „Nun ſage mir die Geſchichte des ſchönen Bettlers und ſeiner Braut und was mir ſonſt von der Inſel zu wiſſen gut iſt, denn ich will bei dir wohnen als deine Tochter und nach deinem Tode will ich, wie du, die Menſchen hier warnen.“

„Es iſt gut,“ ſagte der Schiffer, „daß jetzt zwei hier ſind, ſo iſt die Inſel doch nie ohne einen Schutzengel, wenn ich hinüber fahre zu beten und Fiſche zu verkaufen. Daneben in der Kammer iſt ein ſtarkes Netz, in welchem eine Matte liegt, an der Decke ausgeſpannt, darin kannſt du ſchlafen; oben an dem Dache aber iſt eine Klappe, die du öffnen kannſt, wenn du ſchlaflos liegſt, von da aus kannſt du die Sterne ſehen und freudiger beten.“ Dann ſetzte er ſich hin, ſchlug das Buch auf und las teils, teils erzählte er folgende Geſchichte. Die Jungfrau aber zog ſich mehrere ihrer langen blonden Haare aus, drehte ſie in einen Faden und reihte ihre Tränen zu einem Roſenkranz.

„Liebe Tochter,“ ſprach der alte Fiſcher, „was von dem Urſprung der Inſel, von der Entſtehung der Felſen und vielen wunderbaren andern Geſchichten in dieſem Buche ſteht, wage ich dir nicht erzählen, nur wenn du erſt lange hier gewohnt haſt und in Gebet und Tugend ſtark geworden biſt. Denn du mußt wiſſen, der ſchöne Bettler ſelbſt iſt durch die Lieder, die es enthält, in ſeiner Tugend wankend geworden und in Sünde geſtorben. Was aber darin ſteht, ſind die Lieder des Perlengeiſtes, die einige ſtarke Seelen, welche in früheren Zeiten hier gewohnt, ihm abgehorcht und in das Buch geſchrieben haben, um durch den Inhalt derſelben die Unglücklichen von ihrem Untergange abzuhalten. Sie erzählen teils die Geſchichte des Perlengeiſtes von der Sündflut, teils die der Unglücklichen, die in ſeine Gefangenſchaft gefallen ſind und das ewige Leben um zeitliche Luſt hingegeben haben. Du ſahſt ſie im Brunnen ſitzen, und oft kürzen

sie sich die jammervolle Zeit mit Erzählung ihrer Schuld. Der Perlengeist ist aber der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer. Alle Menschen, die das Ewige und den Geist über der Zeit und dem Leibe vergaßen, werden der immerwährenden Trauer hingegeben, und die da unten sitzen, müssen nur weinen und immer weinen, daß das Meer bitter werde, und so ernähren sie alles Gewürm und Ungeheuer und sitzen in der Bitterkeit ihrer Tränen. Aber in aller Trauer ist etwas Göttliches, denn sie ist ein Streit gegen das, was der geistlichen oder leiblichen Vollkommenheit wehe tut, und so gibt es mancherlei Tränen, jene, welche in der Strafe um den Schmerz fließen, sind bitter und gesalzen; also weinen die Unglücklichen, die du sahest."

Da brach die Jungfrau abermals in Tränen aus, und die Tränen rollten auf den Tisch. „Ach, so ist denn keine Rettung für meine armen Schwestern!"

Der Schiffer fuhr fort und sagte: „Die Tränen aber eines liebvollen Mitleids sind köstlich und verwandeln sich in Perlen, wie du siehst. Nun will ich dir aber sagen, welche die köstlichsten Tränen sind; es sind die Tränen der Andacht, welche fließen um das Leiden des Herrn, um die eigne Vollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Tränen werden von der Sonne aufgeküßt und morgens stehen sie als Perlen des Taues segnend auf den Auen, sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen.

Nun will ich dir aber noch sagen, daß wohl eine Rettung für die Unglücklichen ist, denn wie alle Trauer etwas Göttliches in sich hat, so hatten auch ihre Tränen eine Perle in sich, aber sie müssen oft gar lange weinen, bis sie diese Perlen weinen; wenn sie sich endlich selbst vergessen, wenn sie ihren Schmerz gering halten für ihre Torheit und durch die Leiden ihrer Gesellen gerührt werden, dann hört ihre Empfindung auf und sie verwandeln sich in harte Muscheln, in denen eine Perle fest verschlossen ist, und dies ist ihre Träne des Mitleids. Nun bleibt mir noch, dir zu sagen, wie unrecht es ist, selbst den Tränen der edleren Trauer sich übermäßig zu überlassen, da diese Trauer doch immer ein Opfer ist, welches wir der Zeitlichkeit und ihrem Geschicke bringen und nicht ganz göttlichen Ausgangs und Eingangs; so liegt auch in den Perlen noch etwas Weltliches und kann manches Böse dadurch entstehen, denn sie werden oft der Schmuck eitler Frauen und buhlerischer Jungfrauen, sie sind eine Zierde irdischer Kronen und haben hohen Preis in den Augen niedriger Wucherer, die der Herr aus dem Tempel geworfen hat. So machen sie die Sünde — oft aber auch werden sie zur Zierde heiliger Gewänder und Gefäße, zum Schmucke der Reliquien und der von frommer Kunst gebildeten Kreuze und Marienbilder gebraucht, und so mehren sie die Andacht. Also hat der Herr diese Früchte der Weltlichkeit wieder

der Freiheit der Menſchen übergeben, denn er iſt gerecht; und darum ſchließen die Muſcheln ſich ſo feſt um die Perlen und geben ſie nur, wenn ſie man anbricht und tötet, weil ſie lieber ſterben wollen, als von neuem Böſes ſtiften; da ſie ſeine Strafe, unendlichen Schmerz, fürchten, leiden ſie ſeine Folge, die Vernichtung und gehen über in die Materie. So ſind ſie aus einem Ebenbilde Gottes zurückgegangen in den wahren Stoff, weil ſie ſich von dem Schöpfer zur Kreatur gewendet haben.

Von der ſteinernen Trauer aber will ich dir folgendes erzählen: ſie war, ehe der Herr in ſeinem Zorne von der Erde die Menſchen und Tiere vertilgt hat, eine herrliche Königin, ließ aber ſolchen Stolz in ſich erwachſen, daß ſie ihre Schönheit der göttlichen gleich pries, und ließ ſich und ihren Kindern Opfer bringen; da trafen die Blitze Gottes ihre Kinder, und ſie begannen in unſäglichem Jammer zu weinen. Eine ihrer Töchter hatte ſich früher einem böſen Geiſte des Meeres verbunden, denn die Menſchen hatten in Blindheit und Laſter ihr göttliches Ziel aus den Augen verloren, und alle Geſchöpfe hatten ſich untereinander verwirrt.

Da die unglückliche Königin alle ihre Kinder verloren hatte, lag ſie weinend am Meere und flehte nach dieſer ihrer Tochter, aber ſie kehrte nicht zu ihr zurück denn ſie fürchtete die Blitze des Herrn. Da aber bald hierauf die Erde von der Waſſerflut gereinigt wurde, da war das ganze menſchliche Geſchlecht wieder in die Erde und das Geſtirn aufgelöſt, und als Berge, Klippen und Quellen waren ſie dem neuen Geſchlechte unter wunderbaren Geſtalten als warnende Bilder zurückgeblieben; ſo auch iſt dieſer Fels in Geſtalt eines weinenden Weibes hervorgekommen. Ihre Tochter aber wühlte unter den Steinen zu ihr herauf und hatte den bitteren Brunnen unter dem Gewölbe in ihrer Herzkammer gebildet; ſie aber liegt da als ein ewiges Denkmal weltlichen Stolzes und weltlichen Elends, und aus ihren Augen rinnen zwei Quellen, die ins Meer fließen. Der Perlengeiſt aber iſt ein Nachkomme dieſer Königstochter und des ſündlichen Geſchlechts der irdiſchen Luſt, gegen die wir ewig kämpfen müſſen, um als Sieger das ewige Leben zu erringen, denn nach dem Falle der erſten Menſchen iſt Kampf das Los aller, denn der Herr ſprach: ‚Du ſollſt dein Brot im Schweiße deines Angeſichtes gewinnen.‘ Er erſcheint aber bald als ein Weib, bald als ein Jüngling und zieht durch ſeine liebliche Muſik die Menſchen zu ſich hinab ins Verderben; oft auch hat er ſich als eine liebliche Jungfrau in heimliche Ehe auf Erden begeben und edle Männer mit weltlicher Liebe und Treue und großen Glücksgütern von dem rechten Wege ſcheinheilig geführt.

Wenn ſich ihr Gatte aber geſammelt und zu wiſſen begehrt, wer ſie ſei, hat ſie denſelben verlaſſen und ſeinen baldigen Tod verurſacht; ſo ſitzt Herr Raimund

von Poitou, Herr Peter Dinnering von Stauffenberg im bitteren Brunnen, von dem Perlengeiſte als Meluſine betrogen. Auch ein armer Schiffer weint da unten, den ſie hinabgelockt mit ſchönen Lügen; und den König von Thule, der vor langer Zeit hier ein Schloß gehabt, kannſt du auch im Brunnen ſehen und ſein Lied ſingen hören. Er hat lange mit einer ſchönen, unbekannten Jungfrau in unordentlicher Liebe gelebt, da er aber in ſie gedrungen, ihren Namen zu nennen, iſt ſie vor Gram geſtorben und gab ihm einen goldenen Becher, den er nun über alles liebte, und ſo hat ſie ihn noch nach ihrem Verſchwinden bis an ſein Ende verſtrickt.

Da er nun ſterben wollte, mußte er hierher, wo er ſie zuerſt gefunden, und warf vor ſeinem Tode den goldenen Becher hinunter in die Flut, wo du ihn geſehen; er ſelbſt aber ließ ſich in ein Felſengrab legen, das nicht mehr gefunden wird, da es der Geiſt unterwühlt hat.

Und nun will ich von dem ſchönen Bettler ſagen. Drüben am Ufer lebte einſt ein armer Schiffer; er war ſehr arm, doch arbeitſam und lebte vergnügt, hatte nur einen Kummer, und das war ſein Sohn. Dieſer war ein wunderſchöner Jüngling, auch fromm und tugendſam, aber er wollte nie mit ſeinem Vater fiſchen; er warf ihm ſogar die gefangenen Fiſche oft wieder ins Waſſer, und wenn ihm der Vater darum ſtrafte, ſo ſagte er: Das will ich gerne leiden, wenn nur die armen Fiſche wieder glücklich ſind. So bezeigte er ein ſeltſames Mitleid gegen alle Tiere und wollte überhaupt kein Gewerbe ergreifen; er hütete die Schafe auf den Hügeln, am liebſten aber die Gänſe am Meer, denn wenn er ein Schaf dem Fleiſcher abliefern ſollte, ſo weinte er wie ein Kind, und einmal, da er wußte, morgen würden viele ſeiner wolligen Freunde zum Tode geführt werden, führte er während der Nacht die ganze Herde auf ein einſames Gebirg um ſie zu retten, ſo daß man ihn dieſes Amtes entſetzen mußte.

Der Vater hielt ihm ſeine Torheit mit harten Worten vor und bat ihn, die Schwäne, Gänſe und Enten am Meeresſtrande mit mehr Menſchenverſtand zu hüten, und mit Vergnügen übernahm er ſein neues Amt, denn er liebte ſehr im Meere herumzuſchwimmen, und das tat er nun mit ſeinen Freunden um die Wette. Aber da ſein Vater nun ſah, daß er immer im Waſſer lag, bat er ihn herzlich, nie darin zu ſchwimmen, ohne Gott vorher anzurufen, denn, ſagte er, ich bin einſt in großes Unglück dadurch geraten.

Der Jüngling war ſo ſchön, daß man ihn nicht ohne große Liebe anſehen konnte und wer ihn ſah, der dankte Gott für ſeinen Anblick und bedauerte nur, daß er ſich zu keinem Geſchäfte ſchicken wollte. Er aber bekümmerte ſich um nichts, war ſtolz und nahm kein Geſchenk an; auch war er eigentlich nicht faul, denn er war in beſtändiger Arbeit mit ſeinen Gedanken, nur tat er nichts von dem, was

man so unter Leuten arbeiten nennt. Er flocht sich ein künstliches Schilfhaus, schnitt sich Flöten und blies so auf die lieblichste Art; oft lag er ganze Nächte unter freiem Himmel und sah die Sterne an, deren stiller Glanz und Wandel ihn erfreute. Auch erfand er reizende Lieder und sang sie mit entzückender Stimme. Kräuter, Steine und Muscheln betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit und machte sich wundersame Gedanken darüber und legte sie oft in geordnete Bilder, wie er die Sterne am Himmel sah.

So war er bereits 18 Jahre alt geworden und konnte noch nicht lesen und schreiben, aber seine Religion hatte er sehr gut im Gedächtnis und im Herzen, denn wenn er am Meere saß, vor Tagesanbruch, kam ein alter Einsiedler von der Insel nach einer Kapelle gefahren, wo du mich heute fandest, mit dem hatte er Freundschaft geschlossen, und dieser unterrichtete ihn mündlich in allem, wenn sie in der Kapelle gebetet hatten.

Sein Vater aber war gar alt und fühlte sein Stündlein nahen. Da rief er seinen Sohn an sein Lager, um mit ihm nochmals vor seinem Ende herzlich zu reden". — Hier unterbrach sich der Schiffer und sagte zu der Jungfrau, welche gar aufmerksam zuhörte: „Komm mit mir ans Fenster."

Da zeigte er ihr, nach der Meerseite hinaus in der Ferne ein Licht und sprach: „Sieh, dort, wo das Licht scheint, liegt auf einer Insel ein Schloß, das gehörte einst mein, dort wohnte mein Weib und meine Tochter!" Dabei flossen ihm einige Tränen aus den Augen, die auch Perlen waren. Darauf machte er den Laden zu und gab der Jungfrau die Perlen mit den Worten: „Reihe diese Perlen auch in den Rosenkranz und bete sie immer zum Heile meiner Seele, wenn ich nicht mehr bin. — Ich habe lange nicht da hinausgesehen, lange nicht von den Meinigen geredet und will es auch nie mehr tun, wenn ich dir die Geschichte erzählt habe." Dann fuhr er fort:

„Ich kannte den alten Fischer wohl; er fuhr mich oft nach dem Schlosse zurück, wenn ich auf dem festen Lande gewesen war, und da ich einst Frau und Kind gesegnet hatte, um eine Fahrt ins heilige Land zu tun, kam ich morgens zu seiner Hütte, um auch von ihm Abschied zu nehmen und ihn zu bitten, manchmal die Meinigen in meiner Abwesenheit zum Guten zu ermahnen. Als ich aber hereintrat, wollte der Alte gerade sterben, und der schöne Bettler kniete vor seinem Lager.

Der Vater unterbrach seine Ermahnungen an seinen Sohn, der kein Wort redete, und nahm im wahren Sinn Abschied von mir. Dann fuhr er in seiner Rede an seinen Sohn fort und sprach ihm besonders wegen seines Müßiggangs in die Seele und vor allem stellte er ihm seine Schönheit vor und die Gefahr, die er laufe, in weltlicher Liebe zugrunde zu gehen. O, mein Sohn, verweile

nie ohne Geschäft, zu bloßer Lust in den Wellen dieses Meeres, denn dort drüben wohnt in den Klippen eine Sirene, die weltliche Lust und Liebe, die dich hinabziehen kann mit ihrem süßen Gesang in den Strudel der ewigen Trauer.

Da begann der Sohn und sprach mit einer wunderbaren Begeisterung und mit einer rührenden Weisheit, zu meiner und des Vaters Verwunderung, denn wir hatten ihn, wie alle Welt, für einen törichten Menschen gehalten: „Teurer Vater, sprach er, „Ihr brechet das Siegel meiner Lippen, denn Ihr brechet mein Herz. O, fasset die wenigen Minuten Eures Lebens, Euch mit Eurem Gott auszusöhnen und nehmet den einzigen Dank, den ich Euch für all Eure Liebe geben kann, nehmet die Versicherung mit in Euer Grab, daß Euer Sohn nicht als eine Beute seiner Torheit zurückbleibt, denn erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, obgleich Ihr und das Volk mich nur den müßigen Toren nanntet." Und nun begann er auf eine so erquickliche Weise seinem sterbenden Vater von der Ewigkeit, von Gott und dessen Barmherzigkeit zu reden, daß der Alte und ich in Tränen zerflossen. Er aber war ernst und freudig wie ein Engel, und da er seinen Vater gar sehr bewegte, sprach dieser: ‚O mein Gott, wie herrlich ist dein Todesengel!' Dann ward der Alte unruhig und schien etwas Schweres auf dem Herzen zu haben, aber die Sprache fehlte ihm; da ergriff sein Sohn ein Saitenspiel, das er sich selbst über eine Muschel gespannt hatte, und sang ein wunderbarres beruhigendes Lied, daß sein Vater ruhig sterben möchte Dieser sah ihn nochmals sehr wehmütig an und stammelte das Wort: „Sirene." Der Sohn küßte ihn und weinte nicht. Da umarmte ich diesen Menschen und fragte ihn, ob er mich auf meiner Reise begleiten wolle. Er sprach aber: „Gestern hätte ich es getan, doch jetzt will ich beten." Als ich ihm einen Beutel mit Geld geben wollte, sprach er unmutig: „Soll ich hier bei dem Tode für mein Leben sorgen?" Und als ich sagte: ‚Morgen willst du aber leben?' da sprach er stolz: „Ich will betteln!" und verließ mich, worauf ich das Geld in den Kasten seines Vaters legte, damit er es als sein Erbe ansehen möchte, und mich nach dem Hafen begab, wo mich die Schiffer längst erwarteten.

Da sein Vater begraben wurde, gingen viele arme Leute, seine ehemaligen Freunde und Standesgenossen mit dem Zuge, und der Sohn hielt eine Rede an seinem Grabe, die alle die alten Leute in Verwunderung setzte. Nachher lud er sie sämtlich in seine Hütte ein und verschenkte das wenige Geräte, was sein Vater zurückgelassen hatte, und bat sie, des Verstorbenen dabei zu gedenken; auch sogar die Türen und Fenster waren vor seiner Freigebigkeit nicht sicher; und nachdem nichts Bewegliches mehr übrig war, begab er sich an das Meer und stürzte sich fröhlich hinein. Noch sahen die Beschenkten mit stummer Verwunderung ihm nach, wie er fortschwamm, als hinter ihnen die Hütte in Flam-

men aufging, denn er hatte Feuer in das Strohdach gelegt. Dann kehrten ſie in die Stadt zurück und erzählten, wie der müßige Tor ſich ertränkt habe. Mit leichter Mühe gelangte der raſche Schwimmer auf dieſen Feiſen zu ſeinem Freunde dem Einſiedler, aber in den Wellen gedachte er ernſtlich der Ermahnung ſeines Vaters und betete ernſtlich, daß er nicht in den Strudel kommen möge. Nun verließ er die Inſel nicht mehr und genoß einige Jahre den Unterricht des Einſiedlers, niemals aber ließ ihn dieſer an jenen Rand der Klippe, wo ſich der Geiſt aufhält, weil er ihn noch nicht für ſtark genug hielt, deſſen Lieder zu ertragen.

Während dieſer Zeit ſchwamm er oft hinüber ans feſte Land, für ſich und den Einſiedler zu betteln, aber nie kam er vor die Hütten jener, an welche er ſeine Habe verſchenkt hatte. Er begehrte auch nie mit demütigem Flehen, ſondern mit einer ſo edlen Ruhe, daß ihm jedermann gern gab; ja, man erwartete ihn, man ging ihm entgegen, ſeiner großen Schönheit wegen, und nun hieß er allgemein der ſchöne Bettler. Der Einſiedler ging nun nicht mehr nach dem feſten Lande in die Kapelle; denn der ſchöne Bettler richtete ihm ein Kreuz und einen Altar in einer Grotte auf, die ich dir morgen zeigen will. Da er dieſen Betort fertig hatte, fehlte ihm nur noch ein Kelch, denn der Einſiedler war ein Prieſter. Und da derſelbe ihm von dem Becher von Thule geſprochen hatte, ſo konnte der Jüngling der Verſuchung nicht widerſtehen, als der Alte entſchlafen war, ſich hin nach den Ruinen zu begeben, zu denen ich dich geführt habe, um zu ſehen, ob er den Becher nicht erhalten könne. Kaum aber hatte er ſich dem alten Fenſter genähert, und zwar mit ſeinem Saitenſpiele in der Hand, als vor ihm ein wunderſchönes Weib aus der Flut tauchte und mit allen Zaubermächten des Geſanges und der Gebärde ihn berücken wollte; er aber ließ ſich nicht ſtören, ſondern begann mit ſeiner nicht minder herrlichen Kunſt ihren Liedern und ihrem Begehren Hohn zu ſprechen. Da begann der Geiſt gar kläglich zu tun und mit rührenden Gebärden ihn anzureden: „Was begehrſt du von mir, daß du mich verſpotteſt?“ Da erwiderte der ſchöne Bettler: „Ich begehre den Becher, der hier unten liegt.

Da ſprach der Geiſt: „Gibſt du mir den Ring dafür, den du am Finger trägſt, ſo ſollſt du den Becher haben.“

Der ſchöne Bettler wollte den Ring nicht geben, denn ſein Vater hatte ihn getragen. Er ſagte dies. „O mein Sohn,“ erwiderte der Geiſt, „willſt du deiner Mutter den Trauring nicht wiedergeben?“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſprach er da, „ſo ſei verflucht die Minute, die ich ihn länger am Finger trage, gib den Becher, hier iſt der Ring!“

Er warf ihn hinab, aber der Geiſt verfluchte ihn und gab ihm den Becher nicht. Da erzürnte der Bettler und faßte eine ganze Wand der Ruine in ſeinem

Zorne und ſtieß ſie hinab auf das Geſpenſt, daß das Waſſer in die Höhe ſchlug. Mit großem Unwillen kehrte er nun zurück und trocknete ſich die Wangen ab, denn die Wellen hatten ihn beſpritzt. Plötzlich aber blieb er ſtehen und dachte daran, daß ſein Vater ihm nie von ſeiner Mutter geredet, daß er ihn immer ſo geheimnisvoll vor jenem Strudel gewarnt, daß er noch ſterbend ihm das Wort: „Sirene!“ zugerufen. Da ward er ſehr traurig, und ging in die Grotte an den Altar und betete unter heftigen Tränen für ſeinen Vater und flehte zu Gott um Stärke, gegen die Lockungen ſeiner Mutter zu kämpfen.

Nach einem Jahre ſtarb der Einſiedler, und der Bettler begrub ihn in der Kapelle. Nun begann der Zurückgebliebene eine ganz neue Ordnung. Der Einſiedler hatte die Art, wie noch ich ſie habe, unglückliche Verirrte zu warnen, und die Gewohnheit, wenn er ein Schiffiein oder einen Schwimmer nahen ſah, demſelben entgegenzufahren, um ſie zurückzuienken; der Jüngling dagegen ſetzte ſich mit ſeinem Saitenſpieie ans Ufer und vernichtete mit unausſprechlicher Kunſt die iockenden Lieder der Sirene, und man könnte ſagen, daß, wo die Torheit der Verirrten zu groß war, um das Rechte zu erwählen, er dieſelben zum Guten nötigte; auch vermied er nicht, dem Waſſergeiſte zu begegnen, ja er war ſo voll ſtoizer Zuverſicht, daß er ihn rief und mit ihm ſprach, ja ihn wohi gar durch ſeine Geſänge ſelbſt zu bekehren ſuchte.

So iebte der Bettler iange und ſtiftete viel Gutes, aber es entſtand in ſeiner Seele eine unendiiche Wißbegierde, den ganzen Urſprung des Böſen zu erforſchen, um es gründiich bekämpfen zu können, und dabei fühite er nicht, daß er von der Demut ſchon weit entfernt war.

Er begab ſich nun oft in die Herzkammer der ſteinernen Trauer, deckte den bitteren Brunnen auf und lauſchte auf die Geſänge der Verlorenen, ja er meißelte ſich in den Feiſen dort ein geräumiges Lager, wo er ganze Nächte iag und iauſchte, ſtatt daß er ſie früher in dem Netze, welches ich dir heute als Schlafſteiie anwies, verſchiummert und dem Geſange der Sphären zugehört hatte. Als er ſein Lager dort erweitern wollte, fand er das Buch in einer Öffnung des Felſens verſchloſſen. Freudig lief er damit nach der Hütte, betrachtete die ſchimmernden Decken und da er es öffnete, bedauerte er zum erſtenmai, nicht leſen zu können.

Viele Blätter, mit den heidniſchen Sternbiidern bezeichnet, weiche mit wunderbaren ſchimmernden Farben ausgeführt waren, zogen ihn beſonders an; dann fand er zwiſchen dem Geſchriebenen unzählige Bilder von mancheriei Geſchichten, Könige, Ritter und Jungfrauen von ſo fremder Geſtait und Tracht und in ſo iiebiich bedeutſamen Steiiungen, daß er den ganzen Tag über dem Buche ſaß, als ihm plötzlich einfiel, daß er noch gar nicht auf der Wache geweſen ſei; er verſchloß daher ſein Buch, ſo ſorgſam er konnte, und eilte nach der Ruine.

Kaum war er dort angekommen, als der Waſſergeiſt ſehr beſtürzt und traurig erſchien und ihn fragte, ob er ihm nicht ein Buch entwendet habe? „Ja," ſagte der Bettler, „ich habe ein Buch gefunden, welches wahrſcheinlich der Einſiedler zurückließ, und du, Lügengeiſt, dir gerne zueignen möchteſt."

„Ach," klagte die Sirene, „dies Buch iſt das edelſte Kleinod, das ich beſaß, es iſt die Chronik meines ganzen Stammes, und ſteht darin meine Natur und mein Kalender, alle meine Kunſt und Wiſſenſchaft, die Geſchichte aller jener, die ſich mir ergeben, meine Lieder und der Geburtstag meiner Kinder". — „Wenn ich das Blatt finde, worauf das letzte ſteht," ſprach der Bettler zornig, „ſo will ich es zerreißen und dir wiedergeben."

Der Geiſt flehte noch lange, der Bettler aber ſprach: „Ich nehme das Buch für meinen Ring, den du mir abgeſchwätzt haſt; ich will deine Geſchichte ſtudieren und dir dann Anmerkungen dazu machen und ein Regiſter, das dich ſo peinigen ſoll, daß die ganze Geſchichte zu Ende kommt." Und damit entfernte er ſich. Nun lächelte der Geiſt für ſich, denn die Schlinge zu des Bettlers Verderben war gelegt.

Da er nach Hauſe kam, ſchlug er gleich das Buch wieder auf, und ſein Verlangen, darin leſen zu können wuchs allgemein; doch wer ſollte es ihn lehren? Nach der Stadt wagte er mit dieſem Schatz nicht zu gehen, weil er fürchtete, er möge ihm geraubt werden, er warf alſo ſeine Augen nach jenem Inſelſchloſſe, wo er vorher nie geweſen war. Er nahm ſein Saitenſpiel mit und ſchwamm hinüber. Die Jungfrau des Schloſſes befand ſich in einem Garten. Der ſchöne Bettler ging ruhig auf ſie zu; ſeine Schönheit hatte die Jungfrau betroffen, ſie hatte nie einen Mann geſehen außer ihrem Vater, der abweſend war, und einigen Dienern. Sie fragte ihn, was er wolle; er bettelte Brot und Obſt. Sie eilte es ihm zu bringen, und bebte, wenn ſie ihn anſchaute. Dann fragte ſie ihn über ſeine Heimat und warum er bettele. Er ſprach aber nur wenig und bat ſie, ihm zu ſagen, ob niemand auf der Inſel wohne, der ihn leſen und ſchreiben lehren könne. Die Jungfrau ſprach: „Hier iſt niemand, der es kann, als ich, aber ob ich es lehren kann, weiß ich nicht."

Der Bettler antwortete: „Hier kann es mir auch nicht helfen, denn ich kann das Buch nicht mitbringen, das ich leſen möchte." Und nun beſchrieb er ihr das Buch — da geriet die Jungfrau in ein ſeltſames Entzücken, und als er ihr einige Lieder ſang, die ſein Vater immer geſungen hatte, mußte er weinen, und als ſie ſah, daß er Perlen weinte, wurde ſie ganz wie bezaubert für ihn.

Er aber bat ſie, ihn doch leſen und ſchreiben zu lehren, ſie ſolle nachdenken, wie das zu machen ſei, morgen werde er wiederkommen — und ſo ſtürzte er ſich in das Meer und kehrte zurück.

Für die Jungfrau aber war nun alle Ruhe verloren; sie konnte nicht leben und nicht sterben, so heftig hatte das Wesen des schönen Bettlers sie entzündet und als er am folgenden Tage wiederkam, versprach sie, durch die Wellen ihm zu folgen, wenn er harren wolle, bis ihre Mutter zu Bette sei. Der Bettler harrte, die Jungfrau traf einige Vorkehrungen und schwamm mit dem Jüngling hinüber. Kaum war sie in seiner Hütte, und kaum hatte er ein prasselndes Feuer angezündet, als er sogleich auch das Buch aufschlug und ihren Unterricht begehrte. Die unglückliche Jungfrau konnte noch kaum von ihrem ganzen Beginnen, von ihrer Leidenschaft, von ihrem Verbrechen an ihrer Mutter zu Sinnen kommen, als sie ihn schon unterrichten mußte. Er lernte mit unendlichem Fleiße und sie lehrte ihn die Buchstaben kennen. Dann mußte sie ihm noch eine Geschichte aus dem Buche lesen. Er dankte ihr, bewirtete sie so gut, als er konnte, und führte sie wieder hinab an das Ufer und durch die Wellen zurück. Da sagte sie ihm, daß er sie so oft holen könne, als er eine Flamme an der Gegend des Ufers gewahr werde, wo sie heute gelandet; aber ihre Liebe hatte sie nicht gewagt, ihm zu gestehen.

Am folgenden Morgen stand der Jüngling frühe auf und beging den ersten Mord, er schnitzte einen Bogen und schoß einen Seevogel, um eine Feder zum Schreiben zu haben; mit dem Blute des Vogels begann er die Buchstaben, die er kannte, nachzumalen. Abends, sobald es dunkel wurde, sah er nach der Flamme und holte seine Lehrerin; sie kam ihm schon in den Wellen entgegen, und da sie bemerkte, daß er still für sich redete, fragte sie ihn, warum er das tue?

„In diesem Gewässer," sprach er, „dürfe man nicht sein, ohne zu beten." Da sagte sie: „Ach, Liebster, wenn du nicht betetest, dann glaubte ich, du wärest der Wassergeist selbst."

Sie lasen wiederum; die Geschichten waren wunderbar süß und giftig; dem Bettler waren sie nicht gefährlich, denn er war lauter Nachsinnen, aber die Jungfrau lehrte ihr eignes Verderben.

Bald kam sie allein geschwommen, wenn er ihr eine Lampe am Ufer aufrichtete, und der Bettler konnte bereits lesen und schrieb nun auch seine eigenen Gesänge in das Buch; auch malte er sich die Sternbilder anders und nach seiner Weise.

Die Liebe der unglücklichen Jungfrau stieg mit jedem Tage, wo sie ihn wiedersah, aber sie wagte nie, es ihm zu sagen, da es ihm so fern schien, ihre Neigung auch nur zu vermuten. Da sie nun einst zu ihm kam und ihn nicht in der Hütte fand, schrieb sie das Geständnis ihrer Liebe in das Buch, und zwar in Form einer Weissagung, daß eine Jungfrau von hohem Stande mit Lebensgefahr ihn lieben und an dieser Liebe sterben werde, wenn er sich ihrer nicht

erbarmte, und sie kehrte darauf allein zurück. Aus Schüchternheit hatte sie diese Worte an eine Stelle geschrieben, wo er sie nicht sogleich bemerkte; den folgenden Tag steckte er seine Lampe aus, die Sirene aber bereitete einen Nebel um die Insel, und die Jungfrau konnte das Licht nicht sehen und war sehr traurig, nicht gerufen zu sein.

Als sie nun den folgenden Tag auch nicht kam, schwamm er hinüber, aber an dem Ufer fand er viele Menschen beschäftigt, im Wasser zu suchen, und da er fragte, hörte er den Jammer der Menschen, daß die Jungfrau des Schlosses vermißt werde, und man fürchte, daß sie ertrunken sei.

Wie ein Pfeil kehrte er zu den Klippen zurück, suchte rings am Strande und fand sie zu den Füßen der steinernen Trauer mit gefaltenen Händen tot von der Flut ausgeworfen. Er trug sie in die Felsenkammer und ergriff alle Mittel, sie zu beleben, endlich fiel ihm ein, daß in dem Buche mancherlei Arzneien stünden; er eilte nach Haus und suchte und fand das Geständnis ihrer Liebe. Er nahm das Buch und eilte wieder zu ihr in die Höhle, und nachdem er ihre Hand auf die Stelle gelegt, flossen als Beteuerung einige Perlentränen aus ihren Augen. Eine unermeßliche Trauer ergriff ihn, da hörte er im bitteren Brunnen singen:

Eile, eile hin nach Thule,
Suche auf des Meeresgrund
Jenen Becher! Deine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.

Er eilte nun hin nach dem Strudel und war auf dem Punkte, sich hinabzustürzen, als sich ihm der Geist zeigte: „Willst du mir mein Buch noch nicht wiedergeben?“ sprach er hohnlächelnd. „O hätte ich es nie genommen!“ erwiderte der Jüngling, „gib mir den Becher, daß ich die Jungfrau wieder zum Leben bringe.“

„Ja,“ sagte der Geist, „wenn du mit ihr zu mir herabkommen willst, so will ich dich als meinen Sohn aufnehmen. Beuge dich nieder, daß ich dir den Becher gebe.“

Der Jüngling beugte sich und der Geist schlug ihm mit dem Becher so heftig an die Stirne, daß sein Blut niederträufelte. Er taumelte zurück, und da er zu der Leiche der Jungfrau kam, nahm er dieselbe auf seinen Schoß und weinte, und auf der Jungfrau lag das Buch aufgeschlagen, wo sie hingeschrieben hatte, daß sie ihn liebte, und wie er so auf das Buch niederweinte, sah er Zeilen zwischen den anderen erscheinen, da stand sein ganzes Geschick geschrieben, und daß der Geist ein falsches Licht im Meere gemacht habe, nach welchem die Jungfrau geschwommen und ertrunken; da weinte er immer mehr und ritzte sich die

Adern auf und schrieb ein kurzes Lied von seinem Untergang, warnte vor dem Geiste und weinte immer in unsäglicher Betrübnis, bis er in der Herzkammer der steinernen Trauer sich und seine Geliebte also in Tränen verhärtet hatte, wie du gesehen.

So ist die Geschichte des schönen Bettlers und — meiner Tochter.

Da ich als Pilger aus dem heiligen Land zurückkam, fand ich mein Weib tot, sie war aus Kummer über meine Tochter gestorben. Das Schloß war in den Händen meiner Verwandten, und so gab ich mich auch nicht zu erkennen, sondern zog mich auf die Insel zurück, um hier meine Tage zu beschließen. Erst nachdem ich lange hier gewohnt, entdeckte ich die beiden Unglücklichen."

Da ward der alte Schiffer ganz still; die Jungfrau aber begann den Rosenkranz, den sie vollendet hatte, laut und von Herzensgrund zu beten, und er antwortete ihrem Gebete.

So lebten sie eine lange Zeit miteinander, und täglich ging die Jungfrau an den bitteren Brunnen und sah ihre Schwestern und betete und weinte so lange, bis sie einen großen Schatz von Perlen hatte, den gab sie dem Schiffer und bat ihn, ein Kloster auf dem Felsen bauen zu lassen. Als das Kloster fertig war zu Ehren der büßenden Magdalena auf dem einen Felsen, ward die Jungfrau Äbtissin darin, auf dem andern erbaute der Schiffer ein Mönchskloster zu Ehren der schmerzhaften Maria, und so lag der Strudel des Perlengeistes zwischen diesen beiden christlichen Kastellen, und alle Männer und Frauen dieser Klöster sind Gerettete aus dem Strudel der Welt und leben noch fromm, indes ihre Stifter längst im Rufe der Heiligkeit zu Gott gegangan sind. Da sie aber starben, befahlen sie, daß man ihre Leichname in die Herzkammer der steinernen Trauer trage und, nachdem sie dort einige Tage gestanden, beerdigen solle.

Unter großer Trauer trugen die Mönche den alten Schiffer und die Nonnen die Jungfrau in die Grotte und knieten davor nieder mit Beten und Singen bis zur Nacht, da nur ein einziger zurückblieb, am Eingang zu wachen. Um die zwölfte Stunde hörte dieser ein wunderbares Geräusch und sah die Grotte von Menschen erfüllt; er sah die zwei törichten Jungfrauen aus dem Brunnen steigen und bei der Leiche ihrer Schwester niederknien. Die Geliebte des schönen Bettlers stand auf und kniete vor ihrem Vater nieder; auch der Jüngling erhob sich und schlug dreimal in sein Saitenspiel, da stiegen aus dem Brunnen Raimund von Poitiers und der Stauffenberger; sie trugen den König von Thule auf ihren Schultern, der einen langen, silbernen Bart hatte; dann folgte ein Schiffer und unzählige andere, wie sie in dem Buche abgebildet zu sehen sind. Sie versammelten sich alle und redeten kein Wort und bewegten sich wenig,

nur der Bettler ſchlug heftige Schläge in die Saiten; da rührte es ſich gewaltig in den Felſenadern der ſteinernen Trauer, ſie wollte ſich aufrichten, das Gewölbe zerbrach, der Bettler zog voran, die Geiſter ergriffen die Leichen der Verſtorbenen und ſo zogen ſie durch die Öffnung des Felſens hinaus um die Inſel herum und dann fort über die Wellen hin, wo ſich eine Wolke in der Geſtalt eines Schiffes niedergelaſſen hatte, das ſie beſtiegen, und verſchwanden.

Indes war ein Stern ſenkrecht über den bitteren Bronnen gekommen und ſchien durch die Öffnung gerade hinunter; er brannte wie eine Fackel und fiel in den Brunnen hinab, und ſein Name iſt Wermuth; da ward der Brunnen und das Meer alſo bitter, daß der Geiſt mit Wehklagen aus dieſen Gegenden entfloh.

Gockel, Hinkel und Gackeleia/Graf Gockel.

1853 (?)

Frau v. Stumpf-Brentano, Rödelheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Graf Gockel.

Als Brentano sich endlich mit dem Gedanken an die Herausgabe seiner von Dr. Böhmer aus einer Menge von Zettelmanuskripten ins reine geschriebenen Dichtungen vertraut gemacht hatte, lebte er doch stets in Angst, es könne etwas gedruckt werden, was er nicht verantworten möchte; andererseits hatte er noch allerhand Material, das seiner Absicht, die „Märchen" für Erziehungszwecke zu gestalten, entsprach. Und so machte er sich daran, zunächst sein „Gockelmärchen" zu überarbeiten. Es entstand die Originalausgabe des „Märchens von Gockel, Hinckel und Gackelaia" mit dem etwas gewaltsam mit demselben verknüpften „Tagebuch der Ahnfrau", welch letzteres Brentano ursprünglich für die als Mantelerzählung gedachte „Chronika eines fahrenden Schülers" bestimmt hatte.

Zu der „Originalausgabe" des Gockelmärchens entwarf Brentano selbst die Illustrationen, welche nach seinen Zeichnungen und Angaben von Dritten auf Stein übertragen wurden.

Steinle hatte an diesen Illustrationen zeitlebens seine besondere Freude, weil sie, so ganz dem Stile des Märchens entsprechend, zu der vom Dichter für die Kinderwelt bestimmten Fassung desselben vortrefflich passen und in nichts über die Auffassungsgabe von Kindern in bezug auf Bilder hinausgehen. So sehr er das Märchen selbst liebte, so daß er es bis in sein hohes Alter immer wieder las, niemals trieb es ihn, durch Illustrationen zu demselben den Dichter-Zeichner korrigieren zu wollen — mit alleiniger Ausnahme der vorliegenden, den Grafen Gockel vorstellenden Zeichnung. Sie ist ihrem ganzen äußeren Habitus und dem verwendeten Materiale nach offenbar eine Gelegenheitszeichnung, wofür auch spricht, daß sie in den Tagebüchern des Künstlers nicht erwähnt ist. Die Besitzerin der Zeichnung, eine Großnichte des Dichters,

konnte mir leider über Zeit und Gelegenheit der Entſtehung derſelben keine Auskunft geben. Die forſche, ſelbſtbewußte Haltung des als Bettler aus Gelnhauſen fortgezogenen Gockel, der ſich eben mit ſeinem Grafenſchwerte Eingang durch das mit Geſtrüpp verwachſene Tor ſeiner zerfallenen Ahnenburg gebahnt hat, und nun nach einem Unterkommen für ſeine ihm auf der Schulter ſitzenden Wappentiere umherſpäht, laſſen wohl die Vermutung aufkommen, die Zeichnung ſei entſtanden auf die Bemerkung eines Kindes hin, daß es ſich nach den Gockelfiguren der Originalausgabe keine rechte Vorſtellung machen könne, weshalb Gockel den etwas bramarbaſierenden Titel R a u graf führe. Indes — es darf nicht meine Sache ſein, über eine Märchenfigur ein Märchen zu ſchreiben.

Die Zeichnung iſt Eigentum der Frau Marie von Stumpf-Brentano in Rödelheim.

A. M. v. St.

Engel, die Gott zugesehen.

1849.

Städelsches Institut, Frankfurt a. M.

Theologische Zeitfragen. Neunzehnte Sammlung.

Christi Lehre von Ehescheidung.

1879.

Engel, die Gott zugeſehen,
Sonne, Mond und Sterne bauen,
Sagen, Herr, es iſt auch ſchön,
Mit dem Kind ins Neſt zu ſchauen.

In Wurzbach „Ein Madonnenmaler“ iſt die hier zu beſprechende Zeichnung aufgeführt als „Illuſtration eines Gedichtes der Frau von Des Bordes“. Der Vers kommt vor in dem in den „Geſammelten Werken“ Clemens Brentano zugeſchriebenen Gedichte: „Das Kind im Himmel.“ Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen und zu entſcheiden, ob dieſes Gedicht von der Schweſter Clemens Brentanos, Ludovica von Des Bordes, verfaßt und irrtümlich in die Geſammelten Werke aufgenommen iſt. Der Vers iſt ſchon in dem im Jahre 1839 erſchienenen Heft 14 des von „Fr. Pocci, Guido Görres und ihren Freunden“ herausgegebenen „Feſtkalenders“, alſo zu Lebzeiten Brentanos, mit einer Zeichnung von Pocci als „Sprüchlein von Clemens Brentano“ mitgeteilt. Daß der dem Verſe zugrunde liegende Gedanke von Clemens Brentano ſtammt, dafür zeugt, daß er in einem früheren, unzweifelhaft Clemens Brentano zuzuſchreibenden Gedichte: „Durch die weite öde Wüſte“ in folgender Faſſung vorkommt:

Als die Garbe ich umſchlinge,
Still das Haupt zu ihr gekehrt,
Fühlt ich, daß das Lied ich ſinge,
Das mein Vogel mich gelehrt:

Sonn und Mond und Sterne bauen
Hab ich, Gott, dir zugesehn,
Aber, Herr, ins Nest zu schauen
Mit dem Kind, auch das ist schön!

Die Zeichnung, nach welcher die vorliegende Reproduktion gemacht ist, entstand 1849 als Geschenk für Frau Schöff Antonie Brentano-Birkenstock, die Schwägerin des Dichters, und befindet sich jetzt als Vermächtnis deren Tochter und Schwiegersohnes in der Sammlung des Städelschen Kunstinstituts zu Frankfurt a. M. Der Künstler hat denselben Gegenstand 1874 in etwas veränderter Weise für das Fremdenbuch der verstorbenen Frau Mathilde von Guaita, geb. von Mumm, ausgeführt.

A. M. v. St.

O Stern und Blume, Geiſt und Kleid/Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.

1842.

Profeſſor Dr. Franz Brentano, Florenz.

Digitized by Google

O Stern am Himmel, Gott für Dich am Kreuz' sterb' ich, Du mir am Kreuze!

1561.

Digitized by Google

Stern und Blume
Geist und Kleid
Lieb Leid und
Zeit und Ewigkeit

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.

Dieser in Gedichten und besonders im „Tagebuch der Ahnfrau" öfters wiederkehrende Vers ist vielfach kommentiert worden. Manche haben gar keinen Sinn darin finden können, gar behauptet, der Dichter habe selbst bekannt, seinen Sinn nicht zu verstehen — andere haben ihn wie ein Symbolum Brentanos, ja der ganzen romantischen Schule behandelt — und ganz neuerdings wird er in einem modernen Lumpenroman — natürlich durch Vermittlung eines Jesuiten — als eine Art Zauberformel mit Amuletwirkung in Wirksamkeit gesetzt.

Ich habe schon früher an der Hand der Skizze zu dem vorstehenden Aquarell eine authentische Erklärung des Spruches zu geben versucht[1]) und kann nun, nachdem es gelungen ist, die verloren geglaubte Darstellung aufzufinden und sie diesem Buche einzuverleiben, dazu nur im wesentlichen das früher Gesagte wiederholen.

Das Aquarell entstand als Weihnachtsgeschenk für Frau Schöff Antonie Brentano-Birkenstock, die den Dichter sehr verstehende und liebende Schwägerin desselben, Ende 1852, nach Erscheinen der „Gesammelten Werke". Mehr als je war beim Zusammensein Steinles mit seiner Freundin Antonie Brentano um diese Zeit die Rede von Clemens und seinen Dichtungen. Als bei einer solchen Gelegenheit Frau Antonie äußerte, daß sie sich den Spruch „O Stern und Blume usw." nicht erklären könne, entgegnete ihr Steinle, daß er eine ganz einfache Erklärung des Verses zu geben wisse. Als ihn dann Frau

[1]) Hist.-Pol. Blätter CXXI (1898), S. 380 ff.

Brentano aufforderte, ihr diese Erklärung mitzuteilen, erwiderte ihr Steinle, er werde das durch eine Zeichnung tun. So entstand das vorliegende Aquarell.

Von allen Erklärern des Spruches bezieht sich allein der Herausgeber der „Auswahl", P. Diel, auf eine „eigene Erklärung" Brentanos. Nach dieser „eigenen Erklärung" schwebten Brentano bei diesen Lieblingszeilen die drei segensreichsten Geheimnisse unserer heiligen Religion vor Augen: Die Verkündigung, als der Stern zur Blume sich neigte und aus der Lilie durch die Menschwerdung Fleisch annahm, das ewige Wort im Kleide der Menschheit — und das Geheimnis der Schmerzensliebe, sowohl im sterbenden Erlöser, als in der schmerzhaften Mutter. Gerade diese Geheimnisse aber verbinden Diesseits und Jenseits und führen über die „Zeit in die glückselige Ewigkeit".[1])

Eine schriftliche Quelle, aus welcher diese eigene Erklärung Brentanos stammen soll, gibt P. Diel nicht an. Eine solche existiert auch nicht. Er muß sie also durch mündliche Überlieferung erhalten haben. Diese aber kann nur auf Steinle zurückgehen, mit welchem P. Diel während mehrerer Monate, welche er bei Abfassung seiner Biographie Brentanos in Frankfurt weilte, eingehend dessen Brentanoerinnerungen besprach. Daß aber Steinle die Erklärung vom Dichter selbst erhalten habe, unterliegt wohl keinem Zweifel. Seine Darstellung zu dem Spruche stimmt vollständig überein mit der von Diel mitgeteilten „eigenen Erklärung" des Dichters.

Die beanspruchte Authentizität aber wird zur Gewißheit durch eine Prüfung der schriftlichen Quelle, wenn man sich vergegenwärtigt, woher nach der Erzählung des Tagebuchs der Ahnfrau die Worte stammen, historisch betrachtet, zum ersten Male vorkommen. Sie sind der „Ahnfrau" in der Nacht vor der Taufe der kleinen Rosa, des Kindchens ihrer Gespielin Sophie, im Traume zugerufen worden. In diesem Traume sah sie, wie ein Röslein, das sie in der Hand hielt und das mit tödlichem Mehltau behaftet war (das kleine ungetaufte, mit der Erbsünde behaftete Kind) von einem lichten Jüngling aus dem Reiche einer Lilie mit Lichttau übergossen wurde, wobei der Jüngling Namen aussprach — „da war das Röslein ganz heil, ganz rein und ganz licht und mir war, als gehöre es nun auch noch zu einem viel

[1]) Auswahl Bd. I, S. 101, Anm. 3.

schöneren Rosenstrauch mit fünf blutroten Rosen, den ich über dem ganzen Bilde erscheinen sah".[1])

Die Ahnfrau sah also im Geiste die Wirkung der heiligen Taufe an klein Röschen und dessen Aufnahme in die Kirche, die in dem Traumbilde durch den Rosenstrauch mit fünf blutroten Rosen (den heiligen Wundmalen) symbolisiert erscheint. Und dann hörte sie die geheimnisvollen Worte:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit,

an die sie ewig denken mußte, die sie sich zum Wahlspruch wählte, die sie durch und durch verstand — aber sich nicht erklären konnte.

Am Tage nach der Taufe trug sie klein Röslein im Garten umher und erzählte ihm den Traum und den Spruch; „und es schien es besser zu verstehen, als ich; denn es sah mich groß an, lächelte und weinte dann gar beweglich."

Man kann sich Tieferes, Poetischeres nicht denken, als diesen Traum einer frommen Frau, die davor zittert, ein neugeborenes Kind könne ohne die Taufgnade sterben, der im Traume mit wenigen, aber tiefsinnigen Worten der Text zu den Betrachtungen der höchsten Heilswahrheiten als Wahlspruch gegeben wird, die diese Worte zwar durch und durch versteht, aber sie sich nicht erklären kann, im Auge des neugetauften Kindes, dem sie dieselben vorsagt, aber tiefes Verständnis für dieselben erschaut.

Betrachten wir die Steinlesche Darstellung:

1. Ein aus dem sternbesäten Himmel herabfliegender Engel versenkt einen Stern in eine Blume, darunter die Worte: „O Stern und Blume".

In der christlichen Poesie werden die Heiligen mit Sternen am Himmel der Kirche verglichen. Steinle erklärt die Worte „Stern und Blume" dadurch, daß er einen Stern, die Seele der Jungfrau Maria, in den Kelch der Lilie — Jungfrau — direkt durch einen Engel vom Himmel herabsenken läßt, d. h., daß die Jungfrau Gottesgebärererin ihre Seele direkt und unbefleckt aus der Hand Gottes empfangen habe.

2. Mariä Verkündigung, darunter die Worte „Geist und Kleid". Die Menschwerdung Christi — die Annahme unseres irdischen Körperkleides durch Überschattung des Heiligen Geistes.

---

[1]) Originalausgabe von Gockel, Hinkel und Gackeleia, S. 259.

3. Die ſchmerzhafte Mutter bei dem Leichnam ihres Sohnes in der Grabkammer. Darunter die Worte: „Lieb, Leid“.

Aus Liebe zu uns ſtarb der Heiland den Kreuzestod, um durch ſein Leiden uns zu erlöſen. Das liebende Mutterherz trug das ſiebenfache Leid.

4. Chriſti Himmelfahrt. Darunter die Worte: „und Zeit und Ewigkeit“.

Durch ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt führte er die traurige Zeitlichkeit in die glückſelige Ewigkeit über.

Das hier zum erſten Male reproduzierte Bild iſt jetzt im Beſitze eines Neffen des Dichters, des Herrn Profeſſors Dr. Franz Brentano in Florenz.

A. M. v. St.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Was reif in dieſen Zeilen ſteht,
Was lächelnd winkt und ſinnend fleht,
Das ſoll kein Kind betrüben.
Die Einfalt hat es ausgeſät
Die Schwermut hat hindurchgeweht,
Die Sehnſucht hats getrieben.
Und iſt das Feld einſt abgemäht,
Die Armut durch die Stoppeln geht,
Sucht Ähren, die geblieben.
Sucht Lieb, die für ſie untergeht,
Sucht Lieb, die mit ihr auferſteht,
Sucht Lieb, die ſie kann lieben.
Und hat ſie einſam und verſchmäht
Die Nacht durch dankend im Gebet
Die Körner ausgerieben,
Lieſt ſie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeſchrieben:
„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“

Krippenfeier des heiligen Franziskus. Abgedruckt aus Clemens Brentanos Gesammelte Schriften, Frankfurt a. M. 1852, 1. Bd.

Legende von der heiligen Marina. Abgedruckt nach der ersten Ausgabe, München 1841. Brentano hat das Gedicht in 1838 für die Besitzerin der Zeichnung gemacht, ohne seine Veröffentlichung zu beabsichtigen. Die große Donauüberschwemmung 1841 veranlaßte ihn, dasselbe, um die Zueignung an den Künstler vermehrt, zum Besten der Überschwemmten drucken zu lassen.

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Abgedruckt nach der ersten Ausgabe Berlin 1833.

Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf. Von diesem Märchen kamen diejenigen Kapitel zum Abdruck (nach der ersten von Guido Görres herausgegebenen Ausgabe Cotta 1846), auf die sich die Bilder Steinles beziehen. Die dazwischenliegenden Stellen wurden durch eine gedrängte Inhaltsangabe ergänzt, so daß vom ersten Teile des Müller Radlauf ein vollständiger Eindruck gegeben ist.

Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen. Hier kamen nur verhältnismäßig wenige Seiten zum Abdruck (gleiche Ausgabe wie vorher), auf die sich das Bild Steinles unmittelbar bezieht. Der eigentliche Gang und Zusammenhang wurde bloß flüchtig umrissen angedeutet und auf eine Wiedergabe der vielen Wortscherze und literarischen Anspielungen völlig verzichtet, da es bei einem nur teilweisen Abdrucke unmöglich gewesen wäre, einen richtigen Eindruck dieses wunderlich ineinandergewirrten und von einem arabesken Humor durchzogenen Märchens zu geben. Ein Gesamtabdruck des Fanferlieschen Schönefüßchen, sowie des Müller Radlauf wäre zu umfangreich geworden.

Chronika eines fahrenden Schülers. Abgedruckt aus den Stimmen aus Maria Laach Bd. 19/20 nach dem ersten Entwurf dieser Geschichte, die dort von P. Joh. Babt. Diel zum erstenmal herausgegeben wurde in der noch reinen, durch reflektierendes Beiwerk noch nicht getrübten Form.

Was reif in diesen Zeilen steht ... Abgedruckt aus dem Tagebuch der Ahnfrau. Originalausgabe.

A. v. B.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

AUG 24 1918

9/30/18P

16 Mar'60 H

REC'D LD
MAR 1 1960
SEP 9 1971 75

SENT VIA JITNEY
AUG 2 1972
U.C. Davis Library

REC'D LD

50m-7,'16

209518